

Michael Schindhelm

Dubai Speed

Vorbemerkung

Das Buch gründet auf der wahren Geschichte von Dubais Aufstieg und Wende ins Ungewisse. Es nimmt jedoch Rücksicht auf die Rechte von Personen, denen sein Autor begegnet ist, und auf die politische Tragweite verschiedener Erlebnisse. Auch wenn einige Figuren und Geschichten erfunden sind, der Autor hat sich von der Wirklichkeit seiner Erfahrungen leiten lassen.

Die Geschichte dieser Stadt und ihrer Menschen ist offen. Der Autor hat sich die Überzeugung bewahrt, dass Dubai und die Golfregion – aller gegenwärtigen Widersprüche und Schwächen zum Trotz – daran arbeiten, eine politische und soziale Alternative zu ihren oft in Unfrieden, sozialer Ungerechtigkeit und religiösem Fanatismus verhafteten Nachbarn aufzubauen. Das wird ihnen nur im Dialog mit Menschen aus aller Welt gelingen. Dieser Dialog hat vielleicht gerade erst begonnen.

Michael Schindhelm

1. Januar

Vom Meer aus das Versprechen, sicheren Boden unter den Füßen zu haben, von der Wüste aus eine Einladung übers Wasser in ferne Länder. So hat Calvino eine andere Stadt gesehen.

Hinter dem Bordfenster wälzt sich eine illuminierte Echse aus dem Dunkel. Dünen und Golf begegnen sich in einer unsichtbaren Zwischenzone. Der Airbus kippt sachte nach vorn und sinkt über einsame Schiffslampen hinab. Sanft autoritäres Geschwirr der Crew zwischen den Sitzreihen. Erst beim zweiten Hinschauen fällt mir auf, dass manche Lichterketten an der Kueste nicht horizontal, sondern vertikal verlaufen. Als wir näher kommen, purzelt an mehreren Stellen Feuerwerk aus dem Himmel, als würde man unsere Ankunft feiern. Kurzlebige Ergüsse, schon von der Nacht verschluckt. Das Land da unten ist in rechtwinklige Felder aufgeteilt, auf denen auch zu dieser Stunde Fahrzeuge und Kräne blinken. Letztes Jahr um die Zeit haben wir nach einer Hexe für die Nachmittagsvorstellung von 'Hänsel und Gretel' herumtelefoniert.

Am Boden ziehe ich das Telefon aus der Tasche, ärgere mich kurz darüber und kann doch nicht widerstehen, es um ein Uhr morgens mitteleuropäische Zeit einzuschalten. Vielleicht entsinnt sich jemand meiner im Guten und bedenkt mich aus aktuellem Anlass mit einer freundlichen Nachricht. Auf dem Zwischenstopp vor sieben Stunden in Zürich der Anruf eines Journalisten. Der Mann weiß, dass und warum ich auf dem Weg hierher bin. Schon rächt sich, in den letzten Wochen gegenüber ein paar Bekannten und ehemaligen Kollegen meine Klappe nicht gehalten zu haben. Wahrscheinlich bastelt er oder ein anderer morgen früh in einem kalt beleuchteten, nach warmlaufenden Computern, saurem Kaffee und Bodenreiniger mit Zitronenaroma riechenden Büro an einer Meldung. Ich wüsste gern, ob der Tenor vorteilhaft ausfallen wird, und finde es gleichzeitig idiotisch, dass mich solche Sachen interessieren. *Hier geht es in eine neue Welt.*

Zum Glück muss ich auf meine Umgebung achtgeben, denn ich werde gemeinsam mit munteren und bunten Scharen aus dem Flugzeug geleitet und mische mich unter weitere muntere Scharen, die aus anderen Maschinen und Himmelsrichtungen angekommen sind. Man sieht vielen Gesichtern die Aufregung an, ein leichter Rausch breitet sich aus in der Menge, vielleicht die Erwartung von etwas Unvorstellbarem, und wer weiß, ob das an diesem Ort oder dem neuen Jahr liegt.

Das Telefon meldet sich nach ein paar hundert Metern. Textsalven der staatlichen Gesellschaft etisalat: Desert Safari, Ballooning, *City of Gold*. Auf dem Weg zum Immigration Counter kommt mir eine Gruppe von angejahrten Briten entgegen, die sich heute Nacht zu gegebener Stunde Papphüte aufgesetzt und Lametta zugeworfen haben, einander untergehakt halten und mit feuchten Lippen 'Waltzing Mathilda' vor sich hin summen. Es gibt immer Leute, die es leichter haben. Meistens sind es Briten.

Ich finde vier Schalter vor, an denen Arbeitsvisa ausgeteilt werden: jeweils einen für arabische, asiatische und afrikanische Immigranten und einen für Europäer und Amerikaner. Dieser ist nicht besetzt. Vor den anderen ballt sich eine Mensentraube, die Leute kommen wahrscheinlich aus Indien, Bangladesch und Pakistan. Ein junger Emiratie hinter dem afrikanischen Schalter winkt mich zu sich. Er trägt einen schwanenweißen Dischdasch und hat ein schönes, schmales, von einem kurzgeschnittenen schwarzen Bart gerahmtes Gesicht. Mit nervöser Neugier beobachte ich, wie er jedes Mal seine Kopfbedeckung gerade rückt, bevor er den Stempel auf das vor ihm liegende Dokument sausen lässt. Vor mir warten zwei Jungs mit tansanischen Pässen. Sie sind mindestens einen Kopf größer als ich und höchstens Anfang zwanzig. Der eine schleudert mit der rechten Hand lässig eine weiße Perlenkette im Kreis herum und zeigt mir ab und zu sein tadelloses Gebiss. Nachdem der Emiratie die beiden entlassen und meinen Pass gesehen hat, nuschelt er ein Grüß Gott! Ich will ihn fragen, wo er das her hat, aber schon bekomme ich meinen Pass mit einem eingeklebten Doppelblatt zurück.

Zusammen mit der Kopie des Arbeitsvertrages hat man mir ein paar Informationen zur Anreise geschickt. Denen zufolge müsste ich nach dem Zoll jemanden treffen, der ein Schild mit meinem Namen hochhält, aber ich sehe nur Menschen, die sich an der Absperrung hin- und herschubsen, auf Englisch und Arabisch, Hindi und Bulgarisch, Urdu und Chinesisch durcheinanderrufen. Das erste vertraute Gesicht grüßt von einem Plakat: Ein Tennisspieler, der neben einer

Kaffeemaschine posiert. Und dann nimmt mich die Hitze unter den Achseln auf. Ja, ich fühle mich leicht angehoben von diesem feuchten Schwall aus Zugwinden, Hupen und Schreien. Da fächelt sich jemand Luft zu. Oder wird schon zum zweiten Mal in meine Richtung gewunken? Der Mann ist vermutlich indischer Herkunft und beobachtet das Treiben mit professioneller Langeweile. Jedenfalls wirkt er nicht, als habe er es eilig, aus dem Tollhaus zu verschwinden, als sei es nicht halb fünf Uhr morgens und vor ihm zappelte nicht eine achtzig Meter lange Menschenglange in vier Reihen mit Ziel Taxistand.

Endlich hält er seine Hand einen Moment ruhig, und ich sehe, dass auf seinem Schild ein Name steht, der einige Ähnlichkeit mit meinem hat. So etwas wie diese Buchstabenkombination könnte dabei herauskommen, wenn ein urdusprechender Inder aus Thiruvananthapuram meinen Namen aufzuschreiben versucht. Ich lächle ihm probenhalber zu. Er akzeptiert meinen Handschlag mit sachtem Kopfschütteln, schiebt mich beiseite und steuert den Kofferwagen mit meinen Klamotten durch die Menge auf das Parkhaus zu. Der Minibus fühlt sich innen an wie tiefgekühlt und riecht nach Kaugummi. Im dichten Verkehr geht es über Autobahnen durch die Stadt. Draußen ziehen Hochhäuser, Werbetafeln, Leuchtreklamen und Ampeln vorbei. Irgendwann schlägt mein Kopf gegen den Vordersitz, und wir biegen wieder in ein Parkhaus ein.

Foto 001

Es ist finster, und ich werde gerufen. Noch im Halbschlaf frage ich mich, warum die Stimme so undeutlich spricht. Sie sagt mir, ich sei nicht zu Hause. In Europa wird man von Glocken geweckt. Allerdings nicht um diese Stunde. Daher also der Begriff „zu christlicher Zeit“. Ich rappele mich auf, schiebe den schweren Vorhang beiseite, sehe aus dem Fenster, kann aber zwischen den leblosen Mauern kein Minarett ausfindig machen. Der Rufer scheint allgegenwärtig zu sein. Vielleicht kommt seine Stimme aus dem Badezimmer, oder sie ist eine Halluzination? Schizophonie nennt man das wohl. Ich krieche zurück unter die Decke, das Zimmer ist so kalt wie der Minibus vor ein paar Stunden. Später sollte ich die Klimaanlage untersuchen. Ich höre der Stimme vor dem Fenster zu. Sie dehnt die Vokale, quetscht sie dicht zwischen Gaumen und Zunge, bis nur noch lang gezogene, hauchdünn gewalzte Tonreihen übrigbleiben. *Prima la musica, dopo le parole*. Das gilt offenbar nicht nur für die Oper.

Und schon hänge ich wieder in der Erinnerungsschleife drin, die mich in den letzten Monaten viele frühe Morgenstunden gekostet hat. Der Krach mit dem Regisseur von 'Israel in Egypt', der im letzten Akt einen Koran verbrennen wollte, als Fingerzeig auf die religiöse Intoleranz unserer Tage. Vor der Oper Kamerteams aus mindestens zwanzig Ländern, als die Welle hochging. Die schweißglänzenden, empörten Gesichter der Journalisten während der Pressekonferenz. Als hätte ich sie persönlich beleidigt, weil ich gegen die Aufführung war. Die Vorwürfe intellektueller Feigheit und Selbstzensur, dann meine fristlose Kündigung. Die Stille *danach*. Für ein paar Wochen schien niemand mit mir sprechen zu wollen. Ich hatte mich in eine Waldhütte bei Clausthal im Harz zurückgezogen, ging tagsüber im herbstlichen Nebel auf den menschenleeren Höhenwegen spazieren, trank am Abend so viel Kräuterlikör, bis ich vor dem Fernseher einschlief, und wurde jedes Mal pünktlich zwischen vier und fünf von der bohrenden Frage geweckt, was ein gescheiterter Operndirektor, der nie etwas anderes gelernt hat, als Sänger, Musiker und Regisseure zu hüten, mit dem Rest seines Lebens anfangen soll.

2. Januar

Das Hotel ist nicht so glamourös wie beim letzten Mal. Wahrscheinlich wurde es in den achtziger Jahren gebaut, und seine dunklen Korridore durchströmen die Ausdünstungen vieler Neuankömmlinge aus Ost und West, die in dieser Stadt ihr Glück suchen. Auf dem Weg zum Frühstück beobachte ich einen jungen Inder, wie er mit dem Staubsauger vor einer Tür hantiert. Sobald er meine Neugier bemerkt hat, steht er stramm und reißt mit einem "Hi, Sir!" einen Arm hoch. Er ist kaum volljährig und sieht müde aus, sein Haar schlierig vom Gel.

Mein Arbeitgeber ist eine Bauinvestmentfirma, die zur staatsnahen Holding gehört. Es gibt viele solcher Unternehmen in der Stadt. Ihr Betriebsmodell sieht wie folgt aus: Zunächst bekommen sie von Seiner Hoheit, dem Herrscher, ein Stück Land zugewiesen, irgendwo zwischen Strand und Wüste, Hafen und Flughafen. Da Dubai weder für Privatpersonen noch Unternehmen Steuern erhebt, Ansiedlungen auch ohne lokalen Partner zulässt, gut funktionierende und politisch sichere Infrastrukturen bietet und mit diesen Voraussetzungen vor ein paar Jahren eine Invasion von Ausländern und internationalem Kapital ausgelöst hat, ist das Land an diesem

Küstenstreifen kostbar und der Bedarf an Wohnungen und Hotels, Shoppingmalls, Villen, Büros und Infrastrukturen groß.

Die Leute zieht es hierher, um Geld zu verdienen, Urlaub zu machen, zwischenzulanden, einkaufen zu gehen. Sie kommen, um zu konsumieren und irgendwie konsumiert zu werden. Acht Millionen Touristen reisen jährlich für durchschnittlich eine Woche an, um in einem gerade erst eröffneten Hotelresort für ein Budget Urlaub zu machen, mit dem sie am Mittelmeer oder in den Alpen in der Regel doppelt so lange auskommen würden. Gastarbeiter und Geschäftsleute bleiben vielleicht für ein paar Jahre. Kaum jemand hat die Absicht, sich auf einen unbestimmt langen Aufenthalt einzurichten.

Die Projekte meines Arbeitgebers werden in Milliarden kalkuliert, in kurzen Zeiträumen und für große Flächen geplant. Die Firma ist erst vor einem Jahr gegründet worden, hat inzwischen achthundert Mitarbeiter aus fünfundvierzig Ländern rekrutiert und mit der Entwicklung von siebzehn Großprojekten begonnen. Inzwischen ist so viel Geld zusammengekommen, dass der Golfküstenstreifen längst zu klein geworden ist. Deshalb geht es jetzt hinaus nach Marokko und in den Oman, die Türkei und nach Vietnam: natürlich für den Aufbau von Büros und Hotels, Villen und Shopping Malls. Mein Arbeitgeber hat sich einen Namen gegeben, der seinem Geschäftsauftrag entsprechen soll: Al Atheem Gulf. Der Größte am Golf.

Ausgerechnet für heute ist ein Betriebsausflug geplant. Man trifft sich in einem Cineplex, der der Anzeigetafel in der Kassenhalle zufolge über siebzehn Kinosäle verfügt. Es gilt vielen Menschen die Hand zu schütteln oder zuzunicken an diesem ersten Tag. Da ist der ungefähr fünfzigjährige Azad, ein irakischer Lead Consultant mit gemütlichem Bauch und einem ironischen Zwinkern unter seinen buschigen Augenbrauen, der mir beim ersten Besuch das Bauentwicklungsgebiet vorgestellt hat, in dem das Projekt entstehen soll, für das ich hierhergekommen bin: der Theaterkomplex. Russische, indische und arabische Frauen mit und ohne Schleier, allesamt unter dreißig, stecken sich gegenseitig Popcorn und Colabecher zu.

Vor dem Eingang in den Saal treffe ich auf jenen hageren Mann aus Jordanien, der ein paar Monate zuvor im Harz angerufen hatte und mir anlässlich der Vertragsverhandlungen zu erklären versucht hat, wie die Idee zu dem Theater- und Konzertbau entstanden ist. Eine klobige Brille macht sein Gesicht noch bleicher und leerer, als es wahrscheinlich sowieso ist, und ich stelle ihn mir unwillkürlich mit einem struppigen Mullahbart vor. Er ahnt vielleicht etwas, schaut mich ein

bisschen skeptisch von der Seite an und stellt fest, er habe mich viel jünger in Erinnerung. Das muss jemanden, der gerade sechsundvierzig geworden ist und der beim letzten Besuch fünf Wochen jünger war, nachdenklich stimmen. Ehe ich etwas erwidern kann, hat er mir schon flüchtig die Hand gegeben und ist in den Vorführraum geschlüpft.

Dort lassen sich gerade ungefähr dreihundert Menschen winkend und lachend nieder. Ich höre im Halbdunkel zwei Mitarbeitern zu, die vor einer Leinwand stehen und Neuigkeiten aus dem Alltag der Firma erzählen. Dazu zeigen sie ein paar Power-Point-Folien mit Tabellen und Comiczeichnungen. Zwar wird englisch gesprochen, trotzdem verstehe ich nicht viel von dem, was gesagt wird, ohne aber, dass es um Corporate Identity geht und darum, wie man die Mitarbeiter bei Laune hält. Offenbar gibt es nicht genügend Parkplätze, ein paar Leute scheinen dauernd das Büro zu wechseln, und eine Frau – sie trägt Jeans und ein Kopftuch, unter dem Ohrringe in der Größe von Bierdeckeln hervorbaumeln – fragt, warum das obere Management mehr Urlaub hat als die anderen. Darauf antwortet eine blonde Frau in den Fünfzigern, die während der Diskussion nach vorn gekommen ist, offenbar in der Personalabteilung arbeitet und dem Namen nach aus Schweden stammen dürfte. Sie wandert in Halbkreisen vor ihrem Publikum hin und her wie ein Raubtier vor dem Zoogitter. Richtig wohl scheint sie sich nicht zu fühlen. Als aus dem Halbdunkel im Zuschauerraum die Bitte geäußert wird, einer der Chefs möge sich mal zeigen, und der Schwedin niemand beispringt, knipst sie ihr Mikro aus und setzt sich ins Publikum.

Mir geht die kurze Begegnung mit dem Jordanier durch den Kopf. Sein Name ist Mohammed, und so wie es aussieht, soll er mich in das Projekt und die Firma einführen. Dazu würde es heute erste Gelegenheiten geben, aber ich kann ihn nirgends entdecken, und jetzt soll der gemütliche Teil beginnen. Während es dunkel wird, verlassen ungefähr drei Viertel der Leute den Saal, als hätten sie draußen im Halteverbot geparkt. Ich komme mir hier drin ziemlich überflüssig vor. Der einzige Unterschied zu Multiplexkinos in anderen Teilen der Welt besteht darin, dass der fette Geruch von Popcorn bei einer Innentemperatur von weniger als zwanzig Grad neutralisiert wird. Der Mann des Jahres ist noch gar nicht gewählt, da halte ich die Kälte schon nicht mehr aus.

3. Januar

Mein Büro liegt im Emirates Business Tower, dem angeblich schönsten Wolkenkratzer der Stadt. Er steht (zusammen mit seinem etwas kleineren Zwilling, dem Hotel Tower) sehr prominent in einer Doppelzeile von etwa sechzig Türmen, durch die eine zehnspurige Autobahn führt, auf der der Morgenverkehr in beide Richtungen nur träge vorankommt. Im vierten Stock finde ich nach ein paar Missverständnissen mit der (emiratischen) Rezeptionistin Mohammed, der auch jetzt nicht wirklich Zeit zu haben scheint, mich wieder skeptisch durch seine Brille mit dem schweren dunklen Gestell anblinzelt und schließlich zu einer provisorischen Kammer von sechs Quadratmetern mit zwei kahlen Schreibtischen und einem Telefon führt. Dort sitzt schon jemand, und die Frau in Abaya und schwarzem Kopftuch macht nicht den Eindruck, auf mich gewartet zu haben. Mohammed ist schon wieder verschwunden. Ich nehme das mühelos in Kauf, denn ich habe nicht vor, mich heute ärgern zu lassen. Sie heißt Fatma, scheint Mohammeds Sekretärin zu sein, und gibt mir über die Schulter kurze Antworten auf meine wahrscheinlich zu neugierigen Fragen. Vor drei Jahren sei sie mit ihrem Mann aus Kalifornien hierhergekommen **und in eine der Nachbarstädte gezogen, weil** sie sich die Mieten in Dubai nicht leisten könne. Deshalb fange sie auch schon um fünf Uhr morgens an zu arbeiten. Dann gebe es nur wenige Autos auf den Straßen und sie könne am frühen Nachmittag (vor dem Abendstau) zurückfahren. In den nächsten Stunden kommen wir ein bisschen ins Gespräch. Sie habe nicht viel zu tun, weil Mohammed alles alleine mache. In den Morgen- und Nachmittagsstunden lese sie ausführlich im Koran. Dazu habe sie in den Staaten nie richtig Zeit gehabt. Das Eis ist gebrochen, als sie mir auch Fragen zu stellen beginnt, zum Beispiel, wo ich herkomme, und: ob Berlin nicht die Hauptstadt von Peking sei. Unter uns zieht der Verkehr vorüber, dahinter sehe ich Rennställe, die, wie Fatma mit einem Schulterzucken erklärt, selbstverständlich dem Scheich gehören, und zum Horizont hin erstreckt sich die Wüste, die nach Sonnenuntergang leuchtet: ein Wald aus Baukränen und Gerüsten.

Ich versuche mich außerhalb der Kammer umzuschauen und treffe ein paar neue Kollegen, meistens Männer und Frauen um die dreißig, die in ähnlichen Kammern sitzen und aus Ländern wie Iran oder Australien kommen. Sie gehören der Strategieabteilung an, untersuchen zum Beispiel die Marktbedingungen für Tourismusprojekte in verschiedenen Erdteilen und wollen es kaum glauben, dass ihre Firma einen Kulturchef ernannt hat. *Wirklich einen Kulturchef?*

4. Januar

Heute Mittag habe ich ein lokales Mobiltelefon erworben, denn ich bin mehrmals aus dem Ausland auf meinem deutschen Handy angerufen worden. Ursache ist eine dpa-Meldung, die berichtet, ich sei als Kulturexperte an den Golf engagiert worden und solle nun mit milliardenschweren Projekten den ambitionierten Nachbarn, die bereits mit dem Louvre und anderen internationalen Organisationen im Geschäft sind, Konkurrenz machen. Das war mir bisher gar nicht so bewusst, weder das mit der Konkurrenz noch das mit den Milliarden. Wenn ich es recht bedenke, habe ich exotischere Assoziationen. Reichtum kommt darin vor als ein anderes Wort für Möglichkeit. Seit fünf Wochen stelle ich mir vor, Künstler und Kunst müssten sich hier nicht unbedingt an Dollars oder Dirhams satt essen, sondern etwas von dieser Kapitalschwemme abzweigen für den unbekanntem Weg aus dem globalen Konsum in die globale Kultur. Der Gier nach Gold antworten mit der Neugier auf das *Andere*.

Trotzdem lasse ich mir in den kurzen Interviews, die ich aus dem Stand verschiedenen Redaktionen und Radiosendern gebe, nichts anmerken. Ich versuche mich schon aus Kostengründen kurz zu fassen, denn ich zahle wahrscheinlich zwei Drittel der Telefongebühren. Woher haben diese Leute meine Handynummer?

Alle haben dieselbe Frage: Darf man für diese Scheichs arbeiten? Alle dieselben (Gegen-)Argumente: Ölreichtum, asiatische Arbeiter, ökologischer Fußabdruck, Zensur, entrechtete Frauen, verbotene Sexualität, entfesselter Kapitalismus, Konsumwahn etc. Ein Radiosender schaltet mich live zu, als noch die Nachrichten laufen, und ich bin zu dämlich, einfach aufzulegen. Ich höre O-Töne einer skandierenden Menschenmenge in Jerusalem, die den Arabern den Tod wünscht, weil es wieder Tote und Verletzte gegeben hat. Als ich schließlich dran bin, hört mir der Moderator ungefähr eine halbe Minute zu, während ich die kulturelle Situation hier zu beschreiben versuche, dann will er wissen, wann ich eine Opernaufführung mit der symbolischen Verbrennung eines Koranbuches zeigen werde. Bevor ich etwas einwenden kann, unterbricht er mich wieder und bedankt sich für das Gespräch, und da habe ich schon eine andere Stimme in der Leitung, die bedauert, dass gerade Gegenstände irgendwo auf die Fahrbahn geraten seien, und da könne man nichts machen.

Unvorsichtigerweise gehe ich ins Internet und finde die ersten Kommentare. Oft wird der Name der Stadt, in der ich seit drei Tagen anzukommen versuche, falsch geschrieben oder mit anderen

verwechselt. Einmal liegt die Stadt sogar in Kuwait. Die meisten Eintragungen sind nicht gerade vorteilhaft. In einigen prominenten Fällen wird über mich Gericht gehalten. Hätte ich doch erst meine opportunistische Haltung gegenüber dem Einfluss politischer Macht unter Beweis gestellt. Kein Wunder, dass ich nun in einer Diktatur nach Brot suchen würde. Wer zu Hause auf den Hund gekommen sei, ließe sich leicht für schwere Ped(!)rodollars anwerben, um in einer Stadt, die nur aus einem Flughafen mit Shoppingmalls bestehe, für ein bisschen gehobene Stimmung zu sorgen. Ein abgehalfterter Fußballtrainer des Kulturbetriebs, der sich die Pension zu sichern gedenke. Jemand weiß, in welchem Bundesland ich geboren wurde: ein Thüringer (Würstchen) in der Ölpfanne. Ein Autor fragt, ob ich endgültig den Verstand verloren habe. Selbst weiß man das nie genau.

Am Nachmittag kann ich mir nicht verkneifen, Mohammed auf dem Gang zu fragen, wie es um die zwischen uns vereinbarte öffentliche Mitteilung zu meinem Engagement steht. Auch will ich wissen, wann wir mit der Arbeit am Projekt selbst beginnen. Seit drei Tagen komme ich brav morgens um acht ins Büro, setze mich in die Kammer, studiere ein bisschen die zugänglichen Strategiepapiere, rede mit Fatma über die Vor- und Nachteile der verschiedenen Lunchpaket-Lieferanten und winke den anderen Kollegen durch die Trennwände aus durchbrochenem Milchglas zu.

Mohammed blinzelt mich auf die inzwischen vertraute Weise an, aber an den leicht emporgezogenen Brauen kann ich erkennen, dass die Skepsis heute mit einer mir erst einmal unergründlichen Ironie vermischt ist. Anstatt auf meine Frage zu antworten, stellt er fest, ich hätte mich wohl nicht rasiert. Ich sage ihm, dass ich schon seit Jahren einen Zweitagebart trage und werfe einen prüfenden Blick auf den Haarwuchs, der unter seinem Kinn Schatten wirft. Oh, da müsse ich vorsichtig sein, sagt Mohammed. Hier trage man entweder einen richtigen Bart oder keinen. Alles andere könne als Provokation aufgenommen werden.

Ich möchte mit diesem Burschen, der wahrscheinlich zehn Jahre jünger ist als ich, keinen Streit über Bartlängen anfangen und frage noch mal nach der Pressemitteilung. Er vertröstet mich beiläufig auf die kommende Woche, und gewiss werde ich den Entwurf vorher zu sehen bekommen. Sein Blick hat sich jetzt an meiner rechten Schulter festgesaugt, als hätte sich dort eine Kakerlake niedergelassen. Ein Foto müsse her, sagt er, und auf dem solle ich gründlich

rasiert sein. Ich kann ihn noch kurz daran erinnern, dass er mich mit dem Projektteam für den Theaterbau zusammenbringen muss, dann ist Mohammed mit einem zerstreuten Nicken schon wieder über die Schwelle.

5. Januar

Hier, nur ein paar hundert Meter von meinem Hotel entfernt, hat alles angefangen. Vor hundertfünfzig Jahren. Dubai, das war eine bescheidene Festung mit ein paar Beduinenzelten drumherum. Der Herrscher, schon damals aus der Familie Maktoum, erlaubte iranischen Fischern, sich an der Mündung einer Bucht niederzulassen, die tief in die Wüste einschneidet, und, weil sie an den längsten Abschnitten nicht breiter als hundert Meter ist, von den Leuten Khor (The Creek) genannt wird. Die ersten Siedlungen entstanden. Das Prinzip *locals plus expats equals Dubai* war geboren.

Das Quartier ist inzwischen Zuhause von Sekretärinnen und Buchhaltern, kleinen Angestellten und Taxifahrern, Garküchenbetreibern und Kleinhändlern. In den sechziger und siebziger Jahren erbaut, wirken seine meist zehngeschossigen Häuser mit der billigen Neonwerbung für chinesische und indische Haushaltswaren und Schmuck, Stoffe und Teppiche aus der Türkei, dem Iran und Aserbaidschan wie eine Erinnerung an vergangene Tage, als Dubai noch aussah wie irgendeine arabische Stadt.

Wer vor 1970 geboren wurde, ob Emiratier oder Ausländer, ist irgendwo hier aufgewachsen. Als mit dem Öl der Reichtum kam, vor dreißig Jahren, haben seine ursprünglichen Einwohner das Viertel verlassen und sich entlang der Strände von Jumeirah und in den neuen Siedlungen in der Wüste feinere Häuser gebaut. Geblieben sind die Asiaten, vor allem Inder.

Das westliche Khor-Ufer heißt Bur Dubai, das östliche Deira. Heute wimmelt es auf dem Creek von motorgetriebenen Barkassen mit einer längs laufenden Bank, auf der man sich Rücken an Rücken niederlässt. Diese von den Leuten Abra genannten Boote setzen für einen Dirham nach Bur Dubai oder Deira über. Vor fünfzig Jahren gab es noch keine Brücken und nur wenige

Kähne über und auf dem Creek. Wer am Abend spät dran war, musste schwimmen, um auf die andere Seite zu gelangen.

Foto 002 (halbe Seite)

Dort, wo die Bucht in den Golf mündet und seit dem späten neunzehnten Jahrhundert Perlenfischer getaucht sind und die ersten iranischen Händler ihre Stoffe feilgeboten haben, wo sich heute Touristen unter Sonnendächern an Ständen entlangziehen, an denen Goldringe und Weihrauch, echte und gefälschte Rolex angeboten werden, dort soll der Theaterkomplex entstehen: auf einem verlassenen Platz zwischen den Märkten, Parkhäusern und der Mole.

Nach dem Willen des Emirs wird mein Arbeitgeber in den nächsten drei Jahren für fünfhundertsechzig Millionen US-Dollars ungefähr achtzigtausend Quadratmeter dieser Ödnis überbauen, um unter dem Dach dieses Kulturobjektes drei Bühnen und eine Ausstellungshalle zu beherbergen. Der Entwurf, dem der Scheich seine Zustimmung erteilt hat, stammt von dem schwedisch-jemenitischen Architekten Touitou, der bisher noch nie im Mittleren Osten gearbeitet hat, dafür zwischen San Francisco und Hong Kong zu den gefragten Stars der Szene zählt.

Azads Büro ist auf einem Containerboot am Creek untergebracht. Macht eine größere Dhau nebenan fest, beginnt der Container zu schaukeln. Azads einzige Mitarbeiterin Cecilia, eine junge Argentinierin, kommt aus der Marketingabteilung und soll jetzt wahrscheinlich herausfinden, wie viele Opernfreunde im September 2013 bereit sein werden, für eine ‚Traviata‘ mit Renée Fleming in der Titelpartie drei- oder vierhundert Euro hinzublättern. Das Büro könnte auch ein Werbeatelier sein: Es hängt eine Luftbildaufnahme vom Creek-Gebiet an der Wand, auf zwei Computerbildschirmen stehen Cartoons, die flotte Sprechblasen absondern (How old is your brain?), und es liegt eine Menge Papier herum, vor allem Hochglanzbroschüren zu anderen Entwicklungsprojekten der Firma. Dominiert wird der Raum aber von fünf Polsterohressesseln à la Starbucks und einer mächtigen Cimbali-Kaffeemaschine. Azad zieht gern die Lippen kraus, als müsse er etwas besonders Distinguiertes loswerden, und dann erzählt er einen Witz, dessen Vorgeschichte einige Minuten in Anspruch nimmt. Überhaupt muss er eine Menge

Vorgeschichte haben. Das jüngste Kapitel: vor vier Monaten aus Norwegen eingereist, wo er in den letzten fünfundzwanzig Jahren seit seiner Desertion während des Krieges mit dem Iran gelebt hat. Mit seinen Anekdoten vergeht die Zeit schneller als ich geplant habe, ohne dass wir dazu kämen, über das Projekt zu reden. Er ist Kurde und macht sich gern über seine eigenen Leute lustig. Cecilia versteht von den Witzen nicht viel. Sie hat ein blasses feines Gesichtchen, das oft ausschaut, als sei sie gerade Zeugin einer Messerstecherei.

Allmählich widmen wir uns doch den Grundrissen und Raumkonzepten. Azad führt mich zu einem dreidimensionalen Modell aus Kunststoff. Die Haut des Modells schimmert blau. Ich denke trotzdem an leicht schmelzende Schokoladeosterhasen und an die putzigen Häuser der Anthroposophen im schweizerischen Dornach rund um das Goetheanum. Der Komplex hat eine verzerrt oktagonale Basis, über der sich eine sich nach oben verjüngende Skulptur erstreckt, wie eine riesige Stichflamme, die aus einem Turmdach schießt. Keine geraden Linien oder scharfen Kanten, alles ist organisch weich getrimmt. An der Spitze soll das Gebäude hundertzwanzig Meter hoch werden. Wie mag man in dieser Schokoburg drei Bühnen und eine Kunsthalle unterbringen?

Ich erlaube mir die Anmerkung, manchmal sei das Größte nicht unbedingt das Beste, jedenfalls nicht in der Kunst. Der längste Tenor habe nicht zwangsläufig die strahlendste Stimme. Azad nimmt mich beiseite, als ich mich ein bisschen ereifere, in einem Raum mit dreitausend Plätzen könne man unmöglich klassische Oper aufführen. Er könne das nachvollziehen, sagt er beschwichtigend, aber unser Arbeitgeber habe sich nicht umsonst diesen Namen gegeben. Der Zeitpunkt, versichert mir Azad, werde schon noch kommen, meine Zweifel an geeigneter Stelle loszuwerden. Aber vorläufig hielte er es für besser, die Anzahl der Sitzplätze nicht infrage zu stellen.

Er breitet großformatige Zeichnungen und Fotos auf dem Tisch aus, die aus der Werkstatt des Architekten stammen, und Cecilia assistiert ihm dabei. Eine Kaffeetasse in der Hand, das zuverlässige Summen der Klimaanlage im Ohr und im Rhythmus des Containerbootes schaukelnd, schweife ich in Gedanken mehr und mehr ab. Knapp über der Wasserlinie, umschwirrt von den heiseren Stimmen der Händler, die auf der Mole ihre Waren verladen, Babynahrung aus Bulgarien und Keramikplatten aus Zypern, verwandeln sich die Zeichnungen vor meinen Augen in eine dreidimensionale, begehbare Animation des Osterhasen. Ich betrete, husche irgendwie, als hätte ich Filzpantoffeln an den Füßen, über den hellblauen Marmor des

Foyers und werde von Azad hinüber zum Kassenraum geleitet. Dort muss ich meinen Kopf in den Nacken legen, um die Deckenhöhe des Innenraumes ermessen zu können. Linker Hand wünsche sich die jüngste Frau des Herrschers ein kleines Museum, raunt mir Azad zu, wofür, müsse ich mir noch einfallen lassen. Dann schiebt mich sein freundlicher Bariton Richtung Hauptbühne. Wir ziehen an mehreren VIP-Lounges vorüber, die mit rotem und gelbem Samt ausgelegt sind. Es gibt eine Menge goldgerahmter Spiegel, in denen ich mich aber nicht sehen kann. Da stehen wir plötzlich auf einer unbeleuchteten Hinterbühne. Vom Schnürboden baumelt etwas, ich kann nicht recht erkennen, was es ist, jedenfalls fühlt es sich an wie ein Paar Schuhe mit hohen Absätzen, und dann sagt Azad, ich solle stehenbleiben, bis das Licht angeht. Das Licht geht aber nicht an, Azad hat aufgehört zu sprechen, mir scheint, ich müsse direkt vor dem Orchestergraben stehen, von dort unten kommt ein kühler, leicht modriger Luftzug. Verfall, denke ich, obwohl noch gar nicht gebaut. Jetzt sehe ich Azad, sein Gesicht ist ungewöhnlich nah. Direkt daneben Cecalias Gesicht. Die beiden sprechen wieder, aber ich höre nichts.

Als man mich vor dem Container in einen der Sessel gehievt hat, spüre ich sofort, dass ich wieder völlig in Ordnung bin und dieser Zwischenfall auf den Schlafmangel der letzten Nächte zurückzuführen ist. Die Luft dröhnt vom Motorenlärm der Boote, sie ist salzig und fett von den Abgasen, aber sie tut trotzdem gut. Ja, ich habe nicht besonders gut geschlafen bisher, vor allem im Morgengrauen immer diese nervöse Neugier und die Frage, worauf ich mich heute gefasst zu machen habe. *Welcome back*, sagt Azad. Ich sei mindestens zwei Minuten nicht ansprechbar gewesen. Cecilia reicht mir ein Glas Wasser, aber ich rede ihr aus, einen Arzt zu rufen. Ich hätte in den zwei Minuten schon einen ersten virtuellen Rundgang durch das Haus gemacht, sage ich ihnen und versuche sie möglichst komisch anzuschauen.

Die beiden sind so schnell nicht zu beruhigen und schlagen vor, mich zurück zum Hotel zu begleiten. Das lehne ich entschieden ab. Azad lässt sich aber nicht abwimmeln und begleitet mich ein Stück die Mole entlang.

Als wir zwischen den Stapeln aus Kisten, Kartons und Tuchballen unseren Weg vom Containerboot **zurück** zur Straße suchen, halte ich es für eine Einbildung, als er neben mir anfängt, aus der Zauberflöte vor sich hin zu summen. Da springt er auf einen Kasten und imitiert mit dünner Falsettstimme die Arie Papagenos. Er wippt in den Knien, hat grinsend die Augen zusammengekniffen, deutet mit dem Daumen über den Rücken auf zwei junge Frauen mit

weißen Kopftüchern, die am Straßenrand auf ein Taxi warten, und macht Gesten, als hätte er vor, die beiden bei nächster Gelegenheit in einem der hier überall herumstehenden Holzkäfige einzusperren, in denen die Händler Ziegen transportieren. Einen Augenblick befürchte ich, Azad sei eine dieser Stimmungskanonen, die ohne öffentliche Aufmerksamkeit nicht auskommen, aber in diesem Be- und Entladegewühl scheint sich niemand für ihn zu interessieren. Die verschleierten Frauen steigen in ein Taxi, und mein irakischer Papageno hüpft von der Kiste. Hast du die Musik erkannt?, fragt er, nestelt seine Sonnenbrille aus der Brusttasche und fordert mich mit einem kurzen Nicken auf, ihm zu folgen. Die Sonne steht flach und drückt mir auf die Augen. Weil ich nicht gleich Anstalten mache, hinter ihm her zu laufen, nimmt er mich sachte am Arm.

Azad beginnt von seiner Zeit in den frühen Achtzigern zu erzählen, als er zum ersten Mal in die Stadt kam, schon damals im Dienst einer Bauinvestmentfirma. Damals wie heute die gleiche Unfähigkeit der Araber, ihre Geschäfte ordentlich zu führen. Die Engländer hätten es nie fertiggebracht, den Leuten hierzulande Organisation beizubringen. Mit den Deutschen wäre man viel weiter gekommen. Er sieht sich lässig um, als müsse er sichergehen, dass wir auf dem richtigen Weg sind. Sein Vater, einst Universitätsprofessor in Bagdad, habe die deutsche Kultur über alles geschätzt und deshalb seinen Sohn Deutsch lernen lassen. Wenn nicht dieser Vollidiot gewesen wäre, sagt Azad und meint Hitler, die Welt würde heute Deutsch sprechen.

Wir schweigen ein paar Minuten. Über dem Creek schwirren Hunderte Möwen im Tiefflug, die unzähligen Schuppen der aufgerauten Wasseroberfläche zittern im Abendlicht. Hinter Bur Dubai ragen die Spitzen der Wolkenkratzer an der Sheikh Zayed Road hervor. Linkerhand versinkt eine verlassene Parkanlage mit einem künstlichen Palmenhügel im Dämmer. Auf der Maktoumbrücke schalten Fahrzeuge ihre Scheinwerfer ein. Mohammed sei ein Idiot, knurrt Azad. Die Farbe ist aus seinem Gesicht gewichen. Ich könne mir gar nicht vorstellen, wie bestimmte Leute aus diesem Teil der Welt auf Kurden reagierten. Mohammed zum Beispiel sei einer von diesen Schnöseln, die einem schon beim Handschlag klarmachten, dass man ein *Untermensch* sei: Er strecke ihm aus Prinzip nur zwei Finger hin. Azad sagt Untermensch auf Deutsch. Er spricht jetzt langsam, als denke er dabei über irgendetwas nach, und flicht immer mal wieder ein deutsches Wort ein, nach dem er jeweils eine Weile suchen muss. Dieses Land habe keine qualifizierten Leute, sagt Azad, und wirft seinen rechten Arm in Richtung einiger gerade vom Ufer ablegenden Barkassen. Die Bosse seien Lehrer, Buchhalter oder Bauingenieure gewesen, bevor man sie zu

Präsidenten von multinationalen Unternehmen gemacht habe. Sie funktionierten nur über ihre Adjutanten und sprächen kein ordentliches Englisch, weil sie zu faul seien, es zu lernen. Deshalb kämen die Adjutanten in der Regel aus Jordanien. Einem Bastardland mit einem Heer von gut trainierten Duckmäusern. Azad nimmt endlich seine Sonnenbrille ab und schaut mich mit schmalen Augen an: Jordanier seien Palästinenser, sagt er mit einem geheimnisvollen Unterton. Diese Leute hätten einen enormen Einfluss auf ihre Chefs, weil sie geschickt darin seien, in kürzester Zeit ein Abhängigkeitssystem zu entwickeln. Sie ließen sich Vollmachten erteilen, führten Verhandlungen und Geschäfte, spielten sich nach außen als Strippenzieher auf und katzbuckelten nach oben. Ohne es zu merken, gäben die Emiraties ihre Macht an diese Leute ab. Innerarabische Symbiosen seien sehr zuverlässig, sagt Azad. Die eine Seite könne alles verlieren, die andere Seite habe nichts zu verlieren. Seien die Befehlsempfänger unter sich, machten sie sich gern über ihre Herren lustig.

Wir stehen vor einem Labyrinth ein- und zweistöckiger Lehmhäuser. Von ihren Dächern ragen schornsteinartige Sockel auf, die einmal dafür gesorgt haben, dass die Luft in den Räumen zirkulierte. Die alten Häuser wirken in dieser Umgebung aus Beton wie nachträglich hingestellt, obwohl es ja umgekehrt ist. Fledermäuse und ein verspäteter Vogel huschen auf, während wir durch die leeren Gassen laufen. Menschen scheint es um diese Zeit hier nicht zu geben. Oder sie sitzen im Majlis hinter den hohen Mauern und saugen an ihren Wasserpfeifen. Azad lacht hart auf: Hier gebe es so gut wie keine Araber. Die meisten Leute, die seit der Renovierung vor ein paar Jahren eingezogen seien, kämen aus dem Westen oder dem Iran. Die wüssten so ein Haus von dem üblichen Plastikkrum in der Stadt zu unterscheiden.

Foto 003

Auf der anderen Seite des Labyrinths stoßen wir auf Touristen in Shorts und schulterfreien Kleidern, die in dichten Kolonnen Marktkorridore durchstreifen und eine kleine Festung belagern, vor der ein Segelschiff und ein paar historische Kanonen stehen. Azad ist wieder bei seiner eigenen Geschichte angekommen. Wie er 1981 an der Front in den Bergen aus der irakischen Armee desertiert und über einen Gletscher auf seinem Hintern von einem Schlamassel in den anderen gerutscht sei.

Er winkt ein Taxi heran und lädt mich zu einem Drink ein. Wir landen in einem Holiday Inn, das bessere Zeiten gesehen hat. Dort scheint man Azad zu kennen. Eingeklemmt zwischen einem Billardtisch, um den sich ein paar junge Russen tummeln, einem Flachbildschirm, auf dem Inder

ein Cricketspiel verfolgen, und einer Bar, von der aus zwei Touristen grinsend das Treiben beobachten, steht an einer verspiegelten Säule ein kleiner Tisch. Eine blasse Kellnerin vermutlich aus dem mediterranen Norden bringt dort ein Glas Bier für meinen Begleiter in Stellung, kaum dass wir den Raum betreten haben. Ich nippe an einem mandelbitteren Chardonnay und gucke in das Gesicht von Charles Bronson, das von einem Plakat an der Wand neben einer Darttafel herabschaut. Der Wein macht mich schläfrig, aber Azad will sowieso, dass ich seiner Geschichte möglichst ohne Unterbrechung folge. Vor ein paar Jahren hat er eine Cousine aus Bagdad geheiratet und nach Bergen gebracht. Inzwischen gibt es dort auch zwei Mädchen von vier und fünf Jahren. Er zieht Bilder aus seiner Brieftasche. Dunkeläugige Kindergesichter. Die Mädchen scheinen ihm besonders zu fehlen.

Nach einer halben Stunde beginnt vor der Bar eine rotblonde Sängerin mit **kreideweissem** Gesicht und schwarzgeschminkten Lippen, die man in ein eng tailliertes Lackkleid gesteckt hat, einen Song von Stevie Wonder zu wimmern, und wir können nicht mehr reden.

Azad hat noch eine Idee, und aus mangelnder Entschlusskraft folge ich ihm auf einen Rundgang durch Burjuman, ein etwa dreihundert Meter langes Shoppingcenter. Trotz ihres für hiesige Verhältnisse hohen Alters von mindestens fünfzehn Jahren wirkt die Mall rüstig und voll von kaufkräftigem Leben. Shopper aller Herren Länder gleiten auf Rolltreppen von Stockwerk zu Stockwerk und drücken sich durch die Passagen, riesige Einkaufstaschen an der Seite. Mit leeren Händen kommt man sich wie ein Wegelagerer vor.

Azad hat es auf eine Schnellrestaurantmeile abgesehen, wo er für uns beide Kebab vom Lamm mit ein paar Pommes Frites auf einem Pappteller ordert. Ich lehne mich auf dem Stuhl zurück und versenke meinen Blick in die vorbeirauschenden Konsumentenmassen. Das Durchschnittsalter liegt nur deshalb deutlich über zwanzig (aber unter dreißig), weil sich auch Europäer in dieses fidele Treiben gestürzt haben. Sogar Emiraties wagen sich hierher. Wie sie mit Mobiltelefonen am Handgelenk, Popcorn und Trinkbecher, Kinderwagen und iPod ausgestattet und mit Kennerblick für die Auslagen von Louis Vuitton vorbeiwalzen, hat man das Gefühl, auf dieser Bühne seien sie zu Hause.

6. Januar

Ist diese Stadt eine Stadt? Es gibt oft keine Straßennamen, keine Hausnummern, und der Verlauf von Verkehrswegen ändert sich derart rasch, dass man davon abgesehen hat, GPS einzuführen. Die übliche Form, eine Adresse anzugeben, scheint eine Wegbeschreibung zu sein. Obwohl nicht alles dem sich hastig über Sand und Wasser ausbreitenden Labyrinth aus Häusern und Straßen entspricht, kann man sich doch mit einem gelegentlichen Blick auf eine Karte davon überzeugen, dass sie (die Stadt) existiert.

Das öde Gelände ganz im Westen beherrschen Kraftwerk- und Containerhafenanlagen, die einmal die größten der Welt werden sollen. Nordöstlich schließt sich ein massives Ensemble von Türmen an. Schon heute gibt es in diesem Marina genannten Viertel mehr Hochhäuser als in ganz Singapur. Und es sollen ungefähr noch einmal so viele gebaut werden. Fährt man weiter Richtung Osten (z. B. mit dem Finger), stößt man auf einen unordentlich zusammengeschusterten Sockel von Schnellstraßen, von dem aus es auf die allmählich fertiggestellte Palme geht, und zu einer Reihe von Luxusressorts, in denen der Fünfsterne-Resorttourismus vor pseudoarabischen Palastkulissen ins Jauchzen gerät.

Topografisch gesehen befindet sich neben der Palme die Mitte der Stadt, markiert durch das bislang weltweit einzige Siebensternehotel Burj Al Arab, außen elegant, innen wie Versace für Unterschichtenmilliardäre. In einer ausgedehnten Siedlung von Häusern und Villen, die sich gen Nordosten auf einem Areal von etlichen Quadratkilometern am Strand entlangzieht, hat sich ein bemerkenswertes Biotop herausgebildet: In Umm Suqeim und Jumeirah sind jene glücklichen Weißen wohnhaft, die sich schon vor Jahren entschieden haben, auf diesem Streifen Sand ihr Heim einzurichten, und unversehens wesentliche (und im Vergleich zu den Möglichkeiten in ihren Ursprungsländern wesentlich größere) Vermögen und zugleich für das ungeübte Auge nicht sichtbare, aber stabile nationale Kleinkommunen gebildet haben. Zehntausende von Briten, Franzosen, Deutschen, Holländern oder Italienern, die entweder ihre eigenen Geschäfte haben oder für eine kleine Schweizer Privatbank oder den Versicherungsriesen AIG arbeiten. Man schickt die Kids auf die gleichen Privatschulen, trifft sich in Golfclubs und Beautyfarmen, auf dem Reiterhof oder zur Grillparty am Pool, trainiert philippinische Küchenhilfen auf Jacobsmuscheln in Vanillesauce, fliegt im Sommer und zu den prominenten Feiertagen zurück ins Mutterland oder auf die Malediven zum Tauchen. Vor dem Anwesen stehen ein paar Geländewagen, und in den Portfolios der Broker arbeitet zuverlässig ihr Geld. So weit hätten sie es in Newport, Varese, Nantes, Oldenburg oder Nijkerk nicht gebracht.

Lässt man den Finger auf der Karte weiter nach Osten und weg von der Küste wandern, erreicht er das Geschäftsviertel mit den Hochhäusern an der Sheikh Zayed Road. Dort steht auch der Emirates Business Tower. Es heißt, entlang dieser Straße schleppe sich nicht nur der dichteste Straßenverkehr des Mittleren Ostens, sondern auch dessen üppigster Kapitalverkehr. Wer auf dem Marktplatz mitspielen will, hat hier seine Adresse.

Von der Sheikh Zayed Road ist es nicht weit in jenes Quartier, in dem ich meine provisorische Bleibe gefunden habe. Bur Dubai ist der eigentliche Transitraum. Nirgendwo gibt es so viele Apartments für kurze Zeit zu mieten, nirgendwo sonst werden ununterbrochen Koffer ein- und ausgepackt. Hier machen die meisten Neuarbeiter erste Station, egal, von welchem Kontinent sie angereist sind und in welchem Winkel der Stadt es sie später verschlagen wird. In anderen Vierteln dominieren schnurgerade Schnellstraßen, mit überall begrünten und palmenbepflanzten Mittelstreifen, Radarfallen und nur seltenen Wendemöglichkeiten, wie um in Erinnerung zu rufen, dass es in Dubai eigentlich immer in eine Richtung geht und man sich vorher überlegen sollte, ob man sie einschlagen will.

Ein Großteil der hier lebenden Menschen muss jeden Morgen hinaus in andere Stadtteile, wo die Büros und Arbeitsstätten, Supermärkte und Krankenhäuser, Schulen und Dienststellen warten. Oder das Büro von Al Atheem. Bur Dubai ist deshalb ein Quartier des Verkehrsstillstands. Wehe dem, der kein Auto hat. Man wartet oft eine Stunde auf ein Taxi, um mit diesem Taxi eine weitere Stunde im Stau zu stehen.

Heute ist etwas anders. Es ist Donnerstag. Kollegen, die bis gestern in maßgeschneiderten Anzügen und mit festgezurrt Krawatten auf der Etage erschienen sind, zeigen heute ihre Kollektion ausgeleierter bunter T-Shirts mit amerikanischen Collegenamen auf der Brust. Einige Damen tragen die frisch gestriegelten Haare offen und haben das Kostüm gegen weite kragenlose Hemden und Blue Jeans getauscht, deren Hosenbeine an den Rändern ausgefranst sind. Das T-Shirt des Strategiedirektors hat einen V-Ausschnitt, an dem er seine Sonnenbrille festgehakt hat. Ordnungsgemäße Kleiderunordnung vor dem Wochenende könnte man das nennen. Während man sich in den letzten Tagen auf Winken und effizient kurze Begrüßungsformeln beschränkt hat, gibt es donnerstags augenscheinlich viel Gesprächsstoff. Der vierte Stock hallt seit Arbeitsbeginn wider vom Zwitschern und Wiehern junger Frauen und Männer aus dem mittleren Management. Ein wenig gedämpfter geht es nur zu, wenn ein

emiratischer Kollege in seinem Dischdasch mit ernster Miene vorbeirauscht. Emirates gibt es auf dem vierten Stock nur wenige, und es fällt auf, dass sie dem Donnerstagsdresscode keine Beachtung schenken.

Der Zufall will es, dass mir Mohammed beim Aussteigen aus dem Lift begegnet. Überraschend lädt er mich auf eine Wasserpfeife in ein Lokal auf einer Piazza zwischen den Türmen ein. Er fragt mich auf dem Weg ein bisschen aus und lässt sich ausfragen, sagt, er wohne seit sieben Jahren in einem Einzimmerapartment, habe keine Zeit sich einzurichten, fahre immer noch denselben kleinen Mazda-Mietwagen und würde gern heiraten, finde aber nicht die richtige Frau. Wir sitzen uns jetzt im Schatten eines Sonnenschirms gegenüber und beobachten einen Kellner dabei, wie er mit Holzkohlenglut die Pfeife anheizt. Mohammed ist einunddreißig, hat in London studiert und in New York für eine Investmentfirma aus dem Mittleren Osten gearbeitet. Er sagt, er kenne die Welt, und Dubai sei der beste Teil davon. Das war schon vor ein paar Monaten am Telefon seine Botschaft an mich. Garmisch-Partenkirchen, Bologna, Amsterdam, schön und gut, aber die Leute seien in Europa überall so alt, und außerdem sei das nicht der Markt, auf den man sich hier konzentriere. Der Markt, das sind für ihn die neuen Märkte, die anschwellenden Schwellenländer. Mohammed hat es vor allem mit China, obwohl er dort anscheinend noch nicht war. Indien etwa habe man sowieso schon in der Tasche. An dieser Stelle bleibt sein rehbraunes Augenpaar einen Moment auf meiner rechten Schulter stehen. Ich vermute, das ist eine Angewohnheit, dem Gegenüber mitzuteilen, dass er, Mohammed, gerade über etwas Persönliches spricht. Die alte Welt, erklärt er kurz darauf und zieht seine Augenbraue wieder nach oben, werde auch noch begreifen, wo der Nabel der Welt im 21. Jahrhundert liegt. Ich wünschte, ich hätte Mohammeds gedankliche Sicherheit, wenn mich der nächste Journalist anruft.

Der Minzgeschmack der Schischa kratzt noch an meinem Gaumen, als die Tür zu meiner Kammer aufgeht und ein Kollege den Kopf hereinstreckt. Er ist schon länger als ich allein in der Stadt und meint, sich in den Bedürfnissen, die man in diesem sozialen Zustand entwickelt, auszukennen. Es spricht nichts dagegen, sich von Benson (so heißt er) in das hiesige Nachtleben einführen zu lassen.

Wir treffen uns abends um zehn in einem Club mit Sushirestaurant unter freiem Himmel nahe am Strand. Benson ist Investmentbanker und bei Al Atheem für Investoren aus dem Fernen

Osten zuständig. Er hat aber auch schon in Hong Kong und Frankfurt gearbeitet. Seine Mutter stammt aus Ungarn, sein Vater aus Indonesien, ist aber zur Hälfte schwedischer Herkunft. Zur Schule ist Benson in Vevey gegangen, in Atlanta und Singapur. Er kommt schnell zur Sache und erzählt, dass er inzwischen auf die fünfzig zugeht, in einer langwierig-unglücklichen Beziehung zu einer in Paris lebenden Koreanerin steht und nicht recht weiß, wie da wieder rauskommen, obwohl ihm die Zeit davonläuft, denn er will unbedingt eine Familie gründen und nach Budapest ziehen, wo er ein großes Haus an der Donau geerbt hat. In den letzten fünfzehn Monaten ist er hauptsächlich zwischen dem vierten Stock des Tower, seinem Apartment an der Sheikh Zayed Road, in dem er fünfhundertsechzig Fernsehkanäle empfangen kann, und diesem Club hier zirkuliert, immer auf der bisher erfolglosen Suche nach der stimmigen und nachhaltigen Alternative zu der Koreanerin, die ihn alle zwei Monate für ein längeres Wochenende besucht und ihm in dramatischen Szenen das Gesicht zerkratzt.

Wenn man sich in diesem Club umschaute, wunderte man sich, warum Benson sich so schwer tut mit der Brautschau. Es wimmelt an den Nachbartischen und auf der sich langsam füllenden Tanzfläche von gutaussehenden Frauen zwischen zwanzig und vierzig, und Benson gibt zu, dass ihm die eine oder andere auch gefällt, er es aber bisher nie länger als ein paar Wochen mit einer Bekanntschaft ausgehalten hat. Die meisten Frauen hier kämen aus Osteuropa und wollten so schnell wie möglich so reich wie möglich heiraten, um danach so oft wie möglich so teuer wie möglich bei Chanel und den anderen einkaufen zu können. Benson macht den Eindruck, auch diese Bedürfnisse befriedigen zu können, aber vermutlich hat er eine romatischere Konzeption von einer Beziehung im Kopf.

Auch heute Abend bleibt Benson allein, obwohl wir mit dem Schwarm von bei Cocktails in Stimmung geratenen Gästen Schlag Mitternacht von der Terrasse in ein kreisrundes, überdachtes Obergeschoss wechseln, in dem im Laufe der nächsten Stunden immer kernigerer House geboten wird. Benson deutet irgendwann mit in bedeutungsvolle Falten gelegter Stirn auf vier blonde Mädchen, die kaum die Volljährigkeit erreicht haben dürften. Das seien Ukrainerinnen, schreit er mich an, während er mit jetzt gesenktem, schweißnassem Kopf zwischen den Nachbarkörpern herumzappelt, die auf Scheichs aus dem In- und Ausland warteten. Diese Kundschaft würde sich zu später Stunde hier incognito einfinden. Tatsächlich tummeln sich bald in einem halbdunklen Winkel nahe der Bar die Mädchen mit ein paar jungen Arabern, eskortiert von afrikanischen Bodyguards, deren Anwesenheit verrät, dass man dieser Szene nicht zu nahe kommen sollte.

Foto 004

Gegen vier spüre ich meine Füße kaum noch, und Benson scheint zufrieden zu sein, als ich vor ihm aufbeuge und vorschlage, den Rückzug anzutreten. Als wir draußen sind, auf dem frisch besprengten Rasen Richtung Ausgang schlurfen und allmählich das Gehör wiederfinden, sagt mir Benson, er hätte gar nicht gedacht, dass man mit einem Deutschen einen ganzen Abend verbringen könne, ohne sich zu langweilen oder zu ärgern. Sein Kichern lässt mich einen Moment lang darauf schließen, er habe zu viel getrunken. Offen gestanden habe ich zum Gelingen dieses Abends unvergleichlich viel weniger beigetragen als Benson, und das sage ich ihm auch. Da schaut er mich von der Seite an und schüttelt den Kopf. Er habe vergessen, mir zu erzählen, dass sein Großvater mütterlicherseits in Maidanek vergast wurde. Damit klopfte er mir auf die Schulter, als müsse er mich trösten, und winkt das nächste Taxi herbei.

7. Januar

Ist diese Stadt eine Stadt?

Selbst der Clubbesuch beschert mir keinen langen Morgenschlaf (mandelbitterer Chardonnay). Natürlich habe ich Kopfschmerzen, aber da ist noch etwas anderes. Nach einer Weile kann ich es im Dämmer scharfstellen: Ich habe vorgestern die Bedingungen für ein Residenzvisum erfüllt, indem ich mich dem Gesundheitstest gestellt habe, einer Prozedur, durch die jeder muss, der hier länger bleiben will. Und während ich überlege, ob im Bad Schmerztabletten sind, um das vom Genick her aufsteigende Hämmern zu drosseln, läuft der Film von Mittwoch noch einmal ab: Am Eingang der Municipality Clinic werde ich von Walid aus der PR-Abteilung in Empfang genommen. Er führt mich zu einer einstöckigen Baracke und schleust mich an einer Schlange von Pakistanis und Bangladeschern im Blaumann vorbei. Drinnen warten diese Männer auf einen Wink und verschwinden dann hinter einer Tür mit dem Schild "X-Ray". Es riecht nach Essig und frisch gebohnertem Linoleum. Mich lotst man nur hinter eine spanische Wand, wo sechs philippinische Assistenzärzte Immigranten am linken Unterarm eine Nadel unter die Haut schieben. Das geht wie in einer Flaschenabfüllanlage.

Ich schleppe mich ins Bad und zurück. Der Film ist zwar zu Ende, dafür meldet sich die inzwischen vertraute Frage erneut: Ist die Stadt eine Stadt? Wenn neun Zehntel aller hier Lebenden durch diese Prozedur gehen müssen, um Einwohner auf Zeit zu werden, auf nicht

mehr als drei Jahre, um sich dann erneut dieser Aufnahmeprüfung zu unterziehen? Ich beschließe, vorläufig im Bett zu bleiben und abzuwarten, bis die Schmerztablette zu wirken beginnt.

Es gibt vielerlei Menschen in Dubai und es gibt zweierlei: Ausländer und Einheimische. Letztere habe ich bisher nicht gerade häufig gesehen. Offenbar teilen diese zweierlei Menschen ein paar Dinge, die alles andere als ungewöhnlich sind. Sie wollen in Wohlstand leben und wahrscheinlich auch in Eintracht. Aber das Vereinende trennt zugleich. Es gibt *eine* Sehnsucht, aber tausend gerechte und ungerechte Spielregeln, sie zu befriedigen oder an ihr zu scheitern. Und dann spricht man (mit Ausnahme der Angelsachsen) in einer fremden Sprache miteinander. Da sie jeder anders spricht, hört sich das an wie ein Ohrwurm auf **dem** Jahrmarkt, das Stimmengewirr zu einem wabernden Kanon arrangiert.

Vielerlei Menschen bilden nicht unbedingt einen Melting Pot. Als dieses Land 1971 gegründet wird, gibt es unter dem Sand von Dubai Ölvorräte für ein paar Jahrzehnte: Kraftstoff für den Aufbruch in die Moderne. Die Stadt und ihr Herrscher erkennen bald, dass, soll die Reise erfolgreich verlaufen, noch anderes dazukommen muss: Menschen und Kapital. Dubai und sein Herrscher erhalten, was sie brauchen. In vierzig Jahren werden aus sechzigtausend Einwohnern 1,6 Millionen. Die Wirtschaft wächst stetig und jährlich um zehn Prozent und mehr. Als das Gold unter dem Sand zur Neige geht, machen Scheich Mohammed und seine Broker den Sand selbst zu Gold. Jeder Quadratzentimeter verspricht eine verheißungsvolle Rendite. Mit dem Beginn des neuen Jahrtausends gerät die Stadt endgültig in den Immobilienrausch. Sie schluckt, was sie kriegen kann: Zement, Glas, Stahl, Krananlagen, Fahrstühle, Arbeitskräfte.

Die Menschen sind und bleiben jedoch fremde Menschen, Kapital ist vor allem Fremdkapital. Wer hierher kommt, betritt eine Börse, auf der er seine Arbeitskraft, Dienstleistungen oder Waren verkaufen oder kaufen kann, zu vielleicht günstigeren Bedingungen als anderswo auf der Welt. Deshalb ist hier einiges los.

An einer Schnittstelle des Weltarbeitsmarktes zwischen Niedrig- und Hochlohnregionen gelegen, unterscheidet sich Dubai nicht nur von allem, was wir bisher unter Stadtentwicklung verstanden haben, sondern ist außerdem eine unschuldig-bedenkenlose Schlussfolgerung aus den gegenwärtigen globalen Möglichkeiten und Grenzen von Koexistenz. Nur scheinbar leben eine

Haushälterin und die Familie, die sie anstellt, unter *demselben* Dach. Sie eint nicht der Aufenthaltsort, sondern der Umstand, Ausländer und in Bewegung zu sein.

Migranten von heute misstrauen dem Schritt *für immer*. Sie legen sich nicht mehr fürs Leben fest, sondern allenfalls für Lebensabschnitte: aus der Not oder aus Luxus. Wer einmal unterwegs ist, ist permanent in Bereitschaft, am nächsten Tag aufzubrechen. Man hat entweder keine Chance oder kein Interesse an der Verschmelzung mit einer lokalen Leitkultur und ist (freiwillig oder zwangsläufig) Kulturspringer.

Den freiwilligen wie den zwangsläufigen Migranten gibt es überall. Sollte die Welt nicht vorher untergehen, wird er in der nächsten Generation auch in den westlichen Ländern dominieren. Das Dubai von heute ist anders als das New York von gestern. Die Städte von morgen werden etwas von Dubai erben: Dubai-Menschen.

Mit einem Residenzvisum in der Tasche kann man Häuser kaufen, eine Alkohollizenz erwerben, ein Auto mieten. Ein Argument, das Bett zu verlassen. Nach Erkundigungen bei drei Autoverleihern sitze ich in einem Polo und fahre an jenem Siedlungssaum von Dubai entlang, hinter dem die Wüste beginnen sollte. Es aber nicht tut. Stattdessen schneiden Autobahnen durch die Sanddünen, links und rechts begleitet von Werbetafeln und Zeilen von Fahnenstangen, die Bauprojekte ankündigen, die es hier in Kürze geben soll und unmissverständliche Namen tragen wie Global Village, Dubai Land, Business Bay. Einmal ragen Metallgestelle in der rötlichen Landschaft auf, an denen Kunststoffskulpturen hängen, Nachahmungen von St Paul's Cathedral, der Großen Mauer. An einem Verkehrskreisel hat sich eine einsame Planierdrause in den Sand gewühlt, ein verlassener Schwertransporter dämmert auf einer Wüstenpiste. Es könnte auch sein, dass hier schon alles vorbei ist und Wind, Quarz und Sonnenenergie sich das Terrain inzwischen zurückerobert haben, das eine ehrgeizige Investmentidee irgendwann einmal beseelen wollte. Im weiten Bogen, eskortiert von Fahrzeugen, die mit Baumaterialien ausschwärmen, stoße ich hinter Kraftwerkanlagen an den Strand. Ich bin weit weg von Touristenresorts. Kaum habe ich meine Füße in die sanfte Brandung getaucht, beginnt leichter Regen. Das Meer nimmt augenblicklich eine graue Haut an. Hundert Meter weiter draußen im Wasser schaukelt ein Boot mit einem Emiratie. Der Mann hat einen massigen Körper, steht mit vorgewölbtem Bauch in dem kleinen Kahn und rafft Enden eines Netzes zusammen, das sich vor ihm unter der

Wasserlinie ausbreitet. Am Ufer hantieren zehn Inder wie wild mit dem anderen Teil des Netzes. Sie bilden einen Halbkreis, greifen in die Maschen und schieben sich allmählich Richtung Boot voran. Als sie bis zur Hüfte im Wasser stehen, machen sie kehrt und ziehen langsam das Netz mit Hunderten kleinerer Fische hinter sich her. Nachdem sie ihre Beute auf den Sand geworfen haben, klopfen sie mit Schwimmflossen auf den hüpfenden Körpern herum. Der Mann im Boot schaut ihnen in majestätischer Haltung aus der Ferne zu.

Bis eben lag der Strand von den Fischern abgesehen wie leblos da. Jetzt hat sich ein chinesisches aussehendes Paar zu ihnen gesellt, der Mann geht gebückt und ist mindestens in den Sechzigern. Er versucht auch mal am Netz zu ziehen, gibt aber schnell mit einem Lachen auf. Andere Leute kommen über die Dünen, der warme Nieselregen scheint niemanden zu stören. Zwei Frauen in Abayas tauchen auf, mit einer Kinderfrau samt Baby im Schlepptau. Sie gehören bestimmt zu dem Mann auf dem Boot, obwohl sie fast ostentativ den Indern den Rücken zudrehen und in Richtung der Türme von Dubai Marina zu starren scheinen. Jogger hecheln heran, machen eine Weile auf der Stelle dribbelnd vor dem gereiften Netz Halt und beobachten die Totschlägerei. Ich gehe an der Wasserlinie entlang Richtung Osten. Ein paar Kilometer vor mir kann ich unter grauen Schwaden die Befestigungen und Kräne von The Palm erkennen. Noch weiter draußen flimmern die Umrisse von Schwimmbaggern, wie ein Rudel von Nilpferden oder Walen, die sich neugierig den Aufschüttungen einer künstlichen Inselgruppe nähern. In der flacher werdenden Düne liegt ein einsamer Kutter, verdeckt von einem Barastidach. Weil der Regen inzwischen durch mein Hemd dringt, setze ich mich in den Kahn und schaue auf die graue, gekräuselte Haut vor mir. In niedriger Höhe zieht ein Hubschrauber vorbei, der eine Werbefahne hinter sich her schleppt. Die dunkle Fahne ist vom Regen zusammengeklebt, aber in einer Böe flappt sie kurz auseinander, und ich kann die Aufschrift entziffern: *Giving Life to your Treasure* (Dubai and Gulf LLC). Hier ist außer mir keine Menschenseele. Welcher Idiot mag für diese Werbetour bezahlt haben?

Irgendwann hört es auf zu regnen. Weiter vorn am Strand reißt der Himmel auf und entlässt einen violettstichigen Sonnenkörper aus dem Grau. Ich träume von der Waldhütte bei Clausthal. In der letzten Woche ertappte ich mich ein paar Mal in diesem Zustand, vor allem, wenn ich in der Kammer allein und Fatma gerade zum Beten unterwegs war. Ich versuche auf andere Gedanken zu kommen und stelle mir ein Opernhaus vor: Auf dem Programm steht heute ‚Cosi fan Tutte‘ und morgen ein libanesisches Tanztheater, dann folgen ein Auftritt des Cirque du

Soleil, eine moderne Pekingoper und ein Bollywoodmusical. Und der Zuschauerraum ist tatsächlich ein Melting Pot.

Foto 005

11. Januar

In den letzten Tagen wurde dreimal eine Sitzung mit dem Präsidenten von Al Atheem anberaumt. Jedes Mal steckte Mohammed am späten Nachmittag den Kopf in unsere Kammer und kündigte an, dass Marwan Al Hindawi mich am nächsten Morgen um acht wegen des Theaterkomplexes sprechen wolle. Dieser Nachricht ließ er Maßregeln folgen, etwa, dass der Präsident grundsätzlich kurze Antworten wünsche und keine Abschweifungen. Außerdem kündigte Mohammed ein Vorbereitungsgespräch an, damit er meine Ideen besser verstünde. (Was heißt besser? Bisher gab es nicht den geringsten Austausch.) Er muss jedoch jeweils kurz darauf für den Rest des Tages fortgerufen worden sein und hat demzufolge keinen Schimmer davon, was ich dem Präsidenten zu berichten habe.

Nachdem er und ich beim ersten und zweiten Termin eine Stunde in der Nähe von Hindawis Büro auf dem vierten Stock herumlungerten, ohne dass sich auch nur Marwans Mitarbeiterin blicken ließ, und Mohammed Marwan zwar auf dem Handy erreichte und ausgelassene Gespräche mit ihm zu führen schien, aber kein Treffen herbeizuführen war, tauchte beim dritten Mal auch Mohammed nicht mehr auf.

Dafür gibt es heute Mittag eine Überraschung. Während ich in einem libanesischen Restaurant im Untergeschoss des Business Towers an einem Schawarma vom Huhn arbeite, ruft mich Mohammed aufgeregt an: Man erwarte mich in zehn Minuten auf dem 52. Stock, um dort nicht nur den Präsidenten unserer Firma, sondern auch einige seiner Kollegen, die andere Bauinvestmentunternehmen leiten, zu treffen. Ich lasse den Schawarma liegen, raffe im Büro ein paar Unterlagen zusammen, die ich mit Azad und Cecilia seit unserer Besprechung im Containerboot über die Strategie des Kulturkomplexes entwickelt und zusammengetragen habe,

einige Zeichnungen und Folien mit Vergleichsprojekten in anderen Städten, und fahre hinauf in jene Etage, auf der dem Vernehmen nach die Zentrale der Regierung sitzt.

Ich bin als Erster eingetroffen, deponiere meine Unterlagen auf einem Couchtisch und trete an die Fensterscheibe. Schräg unter mir wühlen sich Divisionen von Baggern und Baufahrzeugen mindestens zwanzig Meter unter Tage in den Sand. Die Hitze lässt die Krananlagen in der Ferne flimmern. Es dauert eine Weile, ehe sich einige der Herrschaften einfinden. Zuerst tauchen Mohammed und ein anderer junger Araber in einem Anzug auf, der sicher teuer war, ihm aber mindestens zwei Nummern zu groß ist. Mohammed ist am Handy und nickt mir kurz zu. Der junge Mann hat A0-formatige Tafeln mit kolorierten Entwürfen von arabischen palastartigen Gebäuden an Wasserkanälen mitgebracht und postiert sie umgehend auf Staffeleien, die überall im Raum herumstehen.

Kurz nacheinander treten zwei weitere Ausländer arabischer Herkunft ein, die uns allerdings nur mit einem kurzen Nicken begrüßen und sich in eine Ecke zurückziehen, wo sie miteinander tuscheln und zwischendurch immer wieder auf ihren Blackberrys nachschauen, ob sie neue E-Mails bekommen haben. Mohammed ist nicht gerade gesprächig. Offensichtlich weiß er nicht genau, was hier passieren soll, auf meine Fragen gibt er jedenfalls nur unbestimmte Antworten. Endlich erscheinen beinahe gleichzeitig fünf Männer und zwei Frauen, fast alle wenig über vierzig, in nationalen Gewändern, die sich in einem Mischmasch aus Arabisch und Englisch muntere Grußformeln und Bemerkungen zuwerfen. Ich werde zuletzt und sehr knapp begrüßt und vom Ältesten unter ihnen wie alle gebeten, Platz zu nehmen.

Seit dem Eintreten der Emiraties herrscht eine aufgeräumte Atmosphäre. Sogar Mohammed redet wie wild auf eine der Frauen ein und lacht. Ich sehe ihm an, wieviel Anstrengung ihn das kostet. Er ist nicht auf seinem Parkett. Es wird wie immer viel mit dem Handy telefoniert. Die Herren tragen kurzgeschnittene Bärte, fummeln fast pausenlos an ihren Kopfbedeckungen herum und legen dazu den Kopf zur Seite. Sie machen sich offenbar über einen unter ihnen ein bisschen lustig. Dazu fallen ihnen die beiden Frauen mit einigem Temperament ins Wort, aber ich beobachte das nur von außen, denn ich verstehe nicht, worum es geht, und niemanden scheint das zu kümmern. Endlich tritt ein kräftiger Mann ein, der sicher einsneunzig groß ist, alle mit einem lockeren, arabisch-englischen Gemurmel begrüßt und sich als Einziger mir gegenüber vorstellt. Er ist zweifelsohne der Ranghöchste und steht dem Emir nahe. Von Benson weiß ich,

dass er “der Boss” genannt wird. Der Boss also spricht besonders laut, hat ein feines Grinsen in den Mundwinkeln und will, bevor er sich den anderen zuwendet, von mir wissen, wie mir die Stadt gefällt. Nachdem ich ein paar freundliche Betrachtungen angestellt habe, merke ich, wie er unruhig links und rechts an mir vorbeischaute. Bestimmt fessele ich seine Aufmerksamkeit zu lange. Schließlich lässt er sich an der Stirnseite des Karrees aus Polstermöbeln auf einem etwas höheren Ledersessel nieder und erklärt rundheraus, der Herrscher habe vor Kurzem entschieden, die Stadt müsse eine Kulturmetropole werden, und wir hier – er deutet in die Runde – seien das Team. Ich weiß nicht, ob das Zufall ist, aber ich sitze direkt zu seiner Rechten allein auf einem geräumigen Sofa und werde von Mohammed ins Visier genommen.

Der Boss stellt mir ohne Umschweife die anderen vor. Wahrscheinlich geht es ihm darum, so etwas wie eine Teamstimmung aufkommen zu lassen. Die Herren Emirates sind allesamt Präsidenten staatsnaher Unternehmen, die Damen arbeiten im Büro des Herrschers. Der Zweite links neben dem Boss ist Marwan, mein eigener Chef, der mich in einer Mischung aus Verlegenheit und Misstrauen durch eine Brille mit sehr schmalen Gläsern anblinzelt. Ich versuche ihm freundlich zuzunicken und rücke nervös meine Unterlagen und den Laptop neben mir auf dem Sofa zurecht. Der Araber in Mohammeds Begleitung hat als Einziger nicht Platz genommen, sondern steht mit Blickkontakt zu Marwan hinter Mohammed, als warte er auf ein Zeichen.

Da beginnt der Boss eine kurze Ansprache. Der Herrscher habe erkannt, wie wichtig es sei, die Sektoren Kultur und Bildung zu stärken. Sie seien Bestandteil der Gesamtstrategie. Er selbst, der Boss, sehe Museen und Theater entstehen, Stars wie in Hollywood die Stadt als ihr Zuhause wählen, die internationalen Auktionshäuser ihre Geschäfte hierher verlegen. Jetzt sei es an uns, die Vision des Emirs umzusetzen, schließt er und zieht mit dem ausgestreckten rechten Arm einen Halbkreis vor der Versammlung. Ab heute bildet ihr das Kulturkomitee!

Ehrfurcht breitet sich trotzdem keine aus, weil im selben Moment der Älteste unter den Emirates halblaut mit einem imaginären Gegenüber zu reden anfängt. Er hält sein Handy über dem Schoß, als sei es eine Hostie, Drähte hängen ihm von den Schultern, halb unter der Guthra versteckt. Wahrscheinlich hat er einen Knopf im Ohr.

Niemand stört sich daran, dass der Mann telefoniert. Marwan scheint der Moment für einen Auftritt gekommen. Er winkt lässig Richtung Mohammed und dessen Adjutanten, welcher daraufhin versucht, vor dem Boss eine Staffelei aufzubauen. Bevor er diese allerdings absetzen

kann, hat der Boss schon mit einem kurzen Lachen abgewunken und in die Richtung der anderen Emiratis eine Bemerkung gemacht, die sich anscheinend auf Marwan bezieht und Lacher provoziert. Nachdem der Adjutant wieder von der Bildfläche verschwunden ist, will der Boss von mir wissen, wie ich mir den Kulturkomplex vorstelle. Der Emiratis ist immer noch am Telefon.

Ich spüre den nervösen Blick von Mohammed und den uneindeutigen von Marwan auf mir ruhen, und außerdem spüre ich einen ungeheuren Zeitdruck, als könnten in den nächsten zwei Minuten die Weichen für die Ereignisse der kommenden Monate gestellt werden. Während ich von den unterschiedlichen Nationalitäten im Lande spreche und dem Auftrag, deren Interessen an Musik und Theater durch ein Programm aus westlicher und nichtwestlicher Kunst Rechnung zu tragen, sehe ich draußen eine Plastiktüte hinter den Köpfen der mir gegenüber sitzenden Emiratis vorbeifliegen. Mir entgeht nicht, dass der Boss kurz den Hintern anhebt und an seinem Dischdash zerrt, wie man das in unserer Kleiderordnung von Frauen kennt, die einen zu eng geschnittenen Rock tragen, als ich ihm ein paar Daten zu internationalen Konservatorien hinüberreiche.

Ich halte es für eine gute Idee, das Beispiel eines jungen chinesischen Pianisten zu zitieren, der zu einer Zeit geboren wurde, als nach der Kulturrevolution in seinem Heimatland kein Klavier zu finden war, und der heute, fünfundzwanzig Jahre später, einer der berühmtesten und erfolgreichsten Interpreten von Chopin und Schumann ist. Als ich fertig bin, will der Boss wissen, und ich vermute, es ist eine Fangfrage, warum ich im Konzept nur eine kleine Bühne für Theater, eine große für Oper und eine Konzerthalle vorgesehen habe. Er erinnere sich noch an die späten siebziger Jahre, wo man mit den Kinos einen ähnlichen Fehler gemacht und nur einen Saal geplant habe, und dann sei Multiplex gekommen mit fünfundzwanzig Leinwänden. Das müsse doch auch mit der Oper gehen! Ich habe keine Zeit, das komisch zu finden. Irgendwie bin ich dem Boss sogar dankbar für diesen Einwurf. Kino versus Oper! Ich habe die Gelegenheit, diese Gesellschaft (das "Komitee") darauf aufmerksam zu machen, dass es Kunst gibt, die profitabel ist (Kino) und solche, die profitabel macht (Oper). Filmkunst bringt direkte Einnahmen für die eigene Kasse, Oper hingegen indirekte Einnahmen für viele Kassen und die ganze Stadt. Aber nur, wenn die Regierung dafür vorher tief in die Tasche greift.

Es geht jetzt in beiden Sprachen munter durcheinander. Wegen der Kosten will der Boss nachhaken. Mohammed macht eine Geste zu Marwan, die ich nicht zu deuten weiß, die mir aber

wichtig zu sein scheint. Zwei Milliarden, sagt er dann, und ich sehe wieder die Anstrengung in seinen hinter der schweren Brille oszillierenden Augen. Sorgt mir dafür, dass das so bleibt, sagt mit einer geheimnisvollen Betonung der Boss. Ihm fällt jetzt ein, dass ich im Zusammenhang mit einem Jahreskalender für die Bespielung des Kulturkomplexes erwähnt habe, an manchen Abenden könne aufgrund von Proben nicht gespielt werden. *Nicht in diesem Land*, ruft er mir mit freundlichem Grimm zu und guckt sich in der Runde um, wie das bei den anderen ankommt. Pausen mag man sich in anderen Teilen der Welt leisten können, in Dubai werde gearbeitet. Und als müsse das durch persönliches Beispiel untermauert werden, erhebt er sich, dreht sich hin und her, brabbelt einen Abschiedsgruß und verlässt in schnellen Schritten die Lounge.

Foto 006 (halbe Seite)

Ein Emirati, der gerade erst hereingekommen ist, stellt sich als Mitarbeiter aus dem Büro des Bosses vor. Er dürfte kaum dreißig sein, ist mittelgroß, schlank und hat feine, fast weibliche Gesichtszüge, die weniger auf arabische, als indische Herkunft hindeuten. Sein Name ist Salem. Es sieht so aus, als solle er sich um mich kümmern, obwohl er mir das so nicht sagt. Wir stehen uns vor dem Fenster gegenüber und sprechen über meine erste Woche in der Stadt und bei Al Atheem. Ich sage zu ihm unter anderem, in einem Opernhaus würden alle dasselbe Stück singen, in einer Bauinvestmentfirma dagegen gäbe es nach meinem Eindruck mehrere Aufführungen gleichzeitig. Europäer und Amerikaner überlegten sich in der Regel, wie man etwas anders machen könne, Araber, wie man die gleiche Sache besser machen könne, ist seine Antwort. Wir sind die Letzten in der Lounge. Ich war eigentlich davon ausgegangen, mit Mohammed eine kleine Nachbesprechung zu haben und endlich Marwan auch direkt zu sprechen, aber sie scheinen sich schon wieder wichtigeren Dingen zugewandt zu haben. An der Rezeption schlägt Salem vor, noch einen Kaffee bei Starbucks zu nehmen. Im Lift nach unten steigt ein paar Etagen nach uns Marwan zu. Als habe er hier auf mich gewartet, schwenkt er noch einmal in die Diskussion von eben ein. Allerdings scheint kommunizieren nicht so sein Schwerpunkt zu sein. Er fummelt an den Kabeln seiner Kopfhörer herum und fragt scheinbar nebenbei, wie teuer der Betrieb eines Theaters in Europa sei. Als ich ihm auseinandersetze, dass das sehr von der Größe des Hauses abhängt, schaut er Salem an und fragt ihn irgendwas auf Arabisch. Weiter unten kommen andere Leute in den Lift, Marwan und ich stehen jetzt eng nebeneinander. In dieser Situation (er überragt mich mindestens um einen halben Kopf) scheint er mehr Mut zum Gespräch zu haben. Er erzählt mir von seinem vorletzten Besuch in New York. Er habe am

Times Square gewohnt und ‚King Lion‘ gesehen. Solche Sachen müssten wir in unserem Haus in Deira machen. Beim Aussteigen kommt ihm noch eine Frage: Vor einem Jahr hätte hier ein dicker alter Italiener gesungen, auf einer Freilichttribüne in der Nähe des Bankenviertels. Ich bestätige ihm, den Mann zu kennen, er sei eine internationale Größe. Marwan guckt mich durch seine schmalen Brillengläser misstrauisch an: Ob das Geschrei von dem Dicken auch Oper sei? Mein nachdenkliches Nicken sieht er gar nicht mehr, denn er hat es eilig und ist schon im Geschiebe der Nadelstreifen verschwunden.

Salem lässt sich nicht anmerken, wie er Marwan findet. Wir ordern einen Kaffee und lassen uns in einer Ecke in zwei Sesseln nieder. Wie alle seine Landsleute, die mir bisher begegnet sind, nestelt er ab und zu an seiner Guthra, mit schmalen Fingern, die bestimmt noch keine Schaufel in der Hand gehabt haben. Mir wird plötzlich klar, hier bahnt sich meine erste richtige Begegnung mit einem Einheimischen an.

Er reicht mir eine Visitenkarte über den Tisch, und an seinem Nachnamen kann sogar jemand wie ich mit nur zehn Tagen Stadterfahrung erkennen, er kommt aus einer noblen und prominenten Familie, die Hotels betreibt und Autos verkauft, deren Name auf vielen Werbetafeln zu finden ist und die mit Sicherheit der herrschenden Familie nahesteht.

Er habe Marketing studiert und in der Branche gearbeitet. Wir wissen, wie wir unsere Sachen zu verkaufen haben, damit Leute in anderen Ländern sich für sie interessieren, sagt er mit kontrolliertem Stolz. Trotz allem Enthusiasmus wirkt er ein bisschen traurig, als wolle er für all die Mühen und Leistungen, die in seinem Land in den letzten zwanzig Jahren erbracht worden sind, getröstet werden.

Kunst sei etwas anderes, habe er verstanden. Kein Marketing, legt er nach und sieht jetzt noch trauriger aus als vorher. Obwohl sich die Leute im Marketing Art Director nennen. Er lacht hektisch in sich hinein, und ich verstehe mit einem Mal, dass, was er bisher über Erfolge und Kommunikation zu erzählen gehabt hat, eine Art Vorbereitung gewesen ist. Ich komme mir zum zweiten Mal an diesem Tag so vor, als geschehe gerade etwas von großer Bedeutung für die Geschicke der nächsten Monate.

Er habe gehört, Sänger seien schwierig, würde aber trotzdem gern welche kennenlernen. Ich stelle mir vor, dass in seiner Umgebung ein Schauspieler oder Opernsänger ähnliche Assoziationen hervorrufen wie bei uns ein Mensch im Dischdasch, und erzähle ihm, dass im professionellen Alltag Künstler sehr gesittete und bescheidene Menschen seien, solange man sie

in Ruhe an dem arbeiten lasse, was sie sich vorgenommen hätten. Von Zeit zu Zeit bräuchten sie ihr Publikum, ihre Bewunderer, aber darin unterschieden sie sich bestimmt nicht sonderlich von Unternehmenspräsidenten. Diesmal traut sich Salem, komplizenhaft zu grinsen. Er kommt auf sein privates Geschäft zu sprechen: Eines Tages werde er ein Kino für Autorenfilme besitzen, das ganze Programm aus West und Ost seit den fünfziger Jahren, und neben dem Kino werde es eine Bar mit guter Livemusik geben. Wir sprechen über die Museumsprojekte von Abu Dhabi. Alle wollten jetzt groß mit Kunst und Kultur auftrumpfen. Aber viel sei ja noch nicht passiert. Und dann hat er ein arabisches Sprichwort parat: *Die Zunge hat keinen Knochen*. Es gibt hier Leute, viele Leute, die sagen, Klavierspielen käme von den Fingern des Teufels. Du wirst uns vom Gegenteil überzeugen müssen.

13. Januar

Während ich nach wie vor jeden Morgen aus dem Fahrstuhl in die (außer donnerstags) ernste Betriebsamkeit von Al Atheem eintauche und auf dem Weg zu Fatma den freundlichen jüngeren Kollegen unter der Milchverglasung hindurch einen Gruß zuwinke und ansonsten ab und an Verblüffung auslöse, wenn ich gefragt werde, was ich hier mache und wo vorher gemacht habe, kommen die ersten Bewerbungen und Anfragen aus der alten Heimat rein: Leute, die sich als Kulturmanager oder Künstler für eine Zusammenarbeit mit mir interessieren, Arabisten, die von der Schlüsselrolle der Kultur beim Aufbau einer offenen Gesellschaft am Golf überzeugt sind, das beobachten, kommentieren oder einfach nur bestätigt haben wollen, Sammler, die fest **daran glauben**, ihre Kunstwerke, Berater, die mich überzeugen wollen, ihre Expertisen würden einen wertvollen Beitrag zu meiner "Mission" leisten. Seitdem ich Fotos von mir und den flimmernden Fassaden der Sheikh Zayed Road im Internet gesehen habe (der Fotograf war ursprünglich wegen eines Gipfeltreffens der Chefköche in die Stadt gekommen, um Himbeerglace und Manzo Brasato zu fotografieren), komme ich mir vor, als sei ich in zwei Personen aufgespalten: zu Hause Kulturpionier und hier "der Kulturdirektor", man könnte auch sagen, das Einhorn.

15. Januar

Wenn Salem mir emailt, spricht er mich mit dem Nachnamen an, wenn wir uns sehen, mit dem Vornamen. Gestern Abend hat er mich auf eine Schischa eingeladen. Das Restaurant sieht von außen aus wie eine omanisch-portugiesische Festung. Man wandelt auf Teppichläufern, Kerzen flackern auf hohen Ständern am Eingang. Es gibt einen Saal mit vielleicht fünfzig Tischen, davor eine Bühne, auf der sich Musiker und Techniker für ihren Auftritt vorbereiten. Der Oberkellner hat ein Folklorekostüm an, breitet begeistert die Arme aus und lädt uns ein, den Tisch selbst auszusuchen. Das ist gar nicht so einfach, denn wir sind die einzigen Gäste. Salem entscheidet sich für einen Tisch nahe der Bühne, wir setzen uns über Eck mit Blick auf die Musiker. Aus Deckenstrahlern rieselt ungünstig helles Licht auf uns herab. Noch bevor der Kellner eine Bestellung aufnimmt, setzt die Band mit einem schweren Elektrogitarrenakkord ein. Die Jungs legen sich sofort ins Zeug, als hätten sie zehntausend Fans vor sich. Mein Zwerchfell beginnt zu vibrieren, als sei es Teil des Schlagzeugs. Ich versuche erst gar nicht zu sprechen und sehe so neutral wie möglich zu Salem rüber. Der scheint zwar mit dieser Attacke gerechnet zu haben, aber auch zu spüren, dass das zu weit geht. Sein immer ein wenig schmachtender Blick bekommt etwas Weinerliches, wenn er die Unterlippe herabzieht. Als der Sänger, mit verspiegelter Sonnenbrille ausgestattet, seinen ersten Einsatz hat und irgendwas fürchterlich Gutturales ins Handmikrofon absondert, steht Salem mit immer noch hängender Unterlippe auf und gibt mir ein Zeichen, ihm nach draußen zu folgen. Der richtige Ort zur falschen Zeit. Ich bewundere seine diskrete Art, mir keinen Kommentar abzunötigen.

Der Schischa-Abend kommt dann gar nicht zustande, weil wir ein paar Minuten später mit seinem Jeep Wrangler in einem Stau stecken bleiben. Salem bringt mich nach einer Stunde Stop and Go zum Hotel und entwickelt unterwegs eine neue Idee: Er würde mich gern mit ein paar Künstlern bekanntmachen, auch wenn ich nicht so viel mit Kunst, sondern mehr mit Musik und Theater zu tun habe. Musiker gebe es in der Stadt kaum, Künstler schon eher.

16. Januar

Al Quoz liegt jenseits der Sheikh Zayed Road, dort, wo es in die Wüste geht, hinter den glitzernden Palästen, in denen Porsche, BMW, Ferrari und all die anderen ihre Modelle ausstellen und an die hier sehr zahlreichen Kunden bringen. Die Gegend ist eine Pufferzone zwischen der immer nervösen, lauten, aufdringlichen Stadt und dem Hinterland der Beduinen und Kamele. Auf den Stadtkarten als Industriequartier geführt, ist dieses Viertel aus Werkstätten, Lagerhallen, Highways, Tierkliniken, *labourer camps* und Billigresidenzen für die weniger reichen Einheimischen ein vom Kommerz kaum kontrolliertes Zwischenreich. Hier tummeln sich junge Fotografen, Designer und IT-Unternehmer, *locals* und *expats* auf der Suche nach einem experimentelleren Lebensstil und vor allem einem Mietspiegel, der dem von Bohemequartieren andernorts vergleichbar ist. Al Quoz ist hipp, und deswegen haben sich auch die meisten Galerien hier niedergelassen, die die erfolgreichen arabischen und vor allem iranischen Künstler vertreten und unversehens den Kommerz über die Lagerhausrampe wieder einführen.

In einer Gasse mit Sandboden, in der sich links und rechts die meist ein- oder zweistöckigen Häuser (die man hier wirklich nicht mehr Villen nennen kann) hinter meterhohe Mauern ducken, halbnackte einheimische Kinder (wo findet man das sonst hier?) Fußball spielen, verrostete Mitsubishi (Baujahr 1980 folgende) in der Hitze dösen und die Hibiskusbüsche hemmungslos aus den winzigen Gärten herauswuchern, hält Salems Wrangler vor dem Flying House, das sich von außen nur dadurch von den anderen Anwesen in der Nachbarschaft unterscheidet, dass der Stamm einer großen, über die Mauer ragenden Mimose mit bunten Fäden umwickelt ist.

Hier lebt Hassan, und auf dem Weg hat mir Salem erklärt, Hassan sei der wichtigste emiratische Künstler. Niemand wisse, wie alt er wirklich sei, fünfzig oder fünfundsechzig, aber man behandle ihn in der Szene wie einen weisen alten Mann.

Nachdem wir geklingelt haben, öffnet sich die niedrige Tür, die in einem schmiedeeisernen Gatter eingelassen ist, und ein junger Inder lässt uns eintreten. In einem schmalen Innenhof stehen zwei scheu lächelnde Männer, beide in Jeans und T-Shirts, einer der beiden trägt eine Baseballkappe. Er kommt auf uns zu, begrüßt Salem und stellt sich mir als Besitzer des Flying House vor. Abdulhamid war in einem anderen Leben ein Banker. Davon scheint nicht viel übrig zu sein. Seit ein paar Jahren betreibt er sein ehemaliges Wohnhaus wie ein Künstlerheim und spielt Gästen gegenüber den Herbergsvater, der die Freimieter vertritt. Anfangs hatte er das Haus

Hassan zum Arbeiten überlassen. Dessen Werke lagerten zu Hunderten in Containern auf dem Dach. Kürzlich haben sie angebaut. Hassan scheint sehr produktiv zu sein.

Abdulhamid erzählt mir das ein bisschen hastig, als gäbe es für mich Wichtigeres zu tun als ihm zuzuhören, während er mich im Untergeschoss herumführt, vorbei an Ölbildern und Glasvitrinen, die mit Objekten vollgestopft sind. Als wir vor einer geschlossenen Tür stehen, bricht er plötzlich ab und schaut zu dem anderen Mann hin, der uns bisher schweigend gefolgt ist. Hassan hat nur noch wenige graue Haare, einen buschigen, vom Zigarettenrauchen leicht angegilbten Schnauz und einen lustigen Spitzbauch. Hinter den runden drahtgerahmten Brillengläsern ruht ein tiefer melancholischer Blick auf allen Dingen, die Hassan anschaut, und er lässt sich viel Zeit zum Schauen. Also stehen wir uns eine Weile wortlos gegenüber.

Salem scheint das zu kennen und drückt nach einer gebührenden Pause die Klinke der Tür herunter, die sich nach innen öffnet. Wir stehen vor dem winzigen Zimmer, in dem Hassan wohnt: drei Stühle, ein Tapeziertisch, ein Bücherregal, in dem ich aus der Distanz die Gespräche zwischen Francis Bacon und David Sylvester entdecke, ein ungemachtes Bett. Hassan geht als Erster über die Schwelle, und wie er uns bestimmt und bedächtig mit der Hand zuwinkt und auffordert einzutreten, erkenne ich, dass er nicht oft Besuch hat. Abdulhamid lässt uns allein. Das ist also der weise Mann der emiratischen Kunst: In den fünfziger oder frühen sechziger Jahren Besuch der einzigen öffentlichen Schule, in der es Zeichenunterricht gab. Außenseiter, weil kein Interesse an Sport. Beginnt mit acht Jahren zu zeichnen, später Karikaturist. Das Land sei damals derart mit sich selbst und seinem Aufbau beschäftigt gewesen, dass Kritik an Gesellschaft und Politik möglich gewesen sei. Einige seiner Karikaturen könnte er heute wahrscheinlich nicht mehr veröffentlichen.

Er schlägt das Bettlaken zurück und breitet seine letzten Entwürfe aus. Das sieht eher nach Statistiken aus, Zahlenwerk und in Segmente unterteilte Quadrate, Figuren, die sich kaum voneinander unterscheiden. Hassan nennt das *Semi-System*, eine Kombination aus Ordnung und Zufall. Die Bedeutung der Improvisation habe er in den frühen achtziger Jahren im Jazz kennengelernt, als er in London Kunst studiert hat. Der russische Konstruktivismus habe ihn beeinflusst, das Bauhaus. Hassan kommt in Fahrt, zündet sich eine Zigarette an der nächsten an, beginnt von Paul Klee und Johannes Itten, Wittgenstein und der Frankfurter Schule zu erzählen und zeigt mir seine Essays auf Arabisch, die er über das Bauhaus verfasst hat. Er sei sich sicher, dass die Zeit kommen werde, den Sammelband zu veröffentlichen. Einen Titel hat er schon:

„Pluralistic Position“. Die Klimaanlage summt und treibt den Qualm der Gaulois über unseren Köpfen hin und her.

Foto 007

Dann steigen wir in das obere Geschoss. Farbe, sagt Hassan, sei für ihn nichts als Farbe. Rot bedeute Rot. Für andere Leute mag Rot auch für Blut oder Krieg stehen, für ihn nicht. Und Rot sei auch nur ein technisches Hilfsmittel, um die Wirklichkeit „Rot“ darzustellen. Er mag keine Symbolik, und was er auch nicht mag, ist das Wort kreieren. Hassan *macht* Kunst. In den kleinen Zimmern, die wir auf dem Weg nach oben durchqueren, strotzt es von billigen Haarkämmen, Verpackungen oder Serien von Badesandalen, die wie abstrakte bunte Skulpturen in Regalen und auf dem Boden liegen oder hinter Glasscheiben baumeln, Hassans Antwort auf die glitzernde Stadt.

Das obere Stockwerk bildet ein kleines Atelier, in dem vielleicht zwei Dutzend mittelgroße, teilweise noch nicht fertiggestellte Bilder in grellen Farben und mit realistischen Motiven stehen und hängen. Männer in Anzügen und mit wütenden Gesichtern vor Mikrofonen, Kühe auf einer Weide, über der Tomaten schweben, Nachthimmel über flachen Häusern, wie man sie in Al Qoz findet. Hassan öffnet eine zweite Tür, und wir treten auf das Dach. Die Nachbarschaft hat hier nirgendwo höher als zwei Stockwerke gebaut. Wäscheleinen, Palmenschöpfe, Zinkdächer mit Wassertanks und Klimastutzen. Hassan zeigt mir die vielen Satellitenschüsseln. Die hätten es ihm angetan. Eine Verbindung zur unsichtbaren Welt. Der Himmel über uns, sagt er, sei voller Zeichen, die wir mit den bloßen Augen nicht sehen könnten, aber trotzdem unser Leben bestimmten. Das hätten Künstler und Satelliten gemeinsam: Sie saugten Wörter, Farben, Menschen an, Bilder der Luft. Er widmet den Schüsseln gerade eine Serie von Aquarellen, auf denen sie aber rhombische Formen haben.

Ich mache Anstalten, mich zu verabschieden, da taucht Abdulhamid auf dem Treppenabsatz auf, führt mich noch einmal auf das Dach und deutet auf ein verrostetes und verbeultes Ölfass zwischen den Containern, das mit dicken Tauen umwickelt ist. Wenn du verstehen willst, was es heißt, in dieser Stadt ein Künstler zu sein, dann musst du die Geschichte dieses Fasses kennen. Hassan mischt sich ein und sagt, er solle nicht in den alten Sachen wühlen. Aber Abdulhamid lässt sich nicht beirren. Er hat sich gerade etwas vorgenommen, und das scheint ihm sehr am Herzen zu liegen. Seine Augen blitzen seltsam, ein bitterer Zug ist um seinen Mund, und er spricht lauter als bisher. Vor knapp dreißig Jahren hat Hassan das Fass als eine seiner ersten

Arbeiten der lokalen Gesellschaft für Kunst vorgestellt. Die Leute sind empört gewesen und haben am Abend der Eröffnung das Fass entfernt. Am nächsten Tag stand in der Zeitung, Leute wie Hassan seien keine Künstler, sondern böse Zauberer, die verbrannt gehörten. Hassan ist jetzt auch ganz unruhig geworden, steht kopfschüttelnd neben Abdulhamid und tippt ihn ein paar Mal am Arm. Er solle diese Sachen ruhen lassen, es ginge doch ganz gut inzwischen. Abdulhamid: Ganz gut? Schlecht geht's!

Für Abdulhamid scheint damit vorerst alles gesagt zu sein. Ich gebe Hassan die Hand, und er hält sie eine Weile in der seinen, als wolle er noch was hinzufügen, tut es dann aber nicht, sondern beschränkt sich auf ein feines Schmunzeln, das irgendwie sogar seine traurigen Augen einbezieht. Dann steigen wir ohne ihn die enge Treppe des Flying House nach unten. Der Herbergsvater zupft verlegen am Schirm seiner Mütze. Ganz ist er doch noch nicht fertig. In der Stadt habe es Ausstellungen gegeben, zu denen Minister und Scheichs erschienen seien. Hassan habe immer der Moment interessiert, wenn diese Leute ratlos vor seinen Werken standen. Minister könnten solche Sachen eben nicht verstehen. Und wenn sie das einsähen, habe sich für Hassan die Arbeit gelohnt. Und für ihn, Abdulhamid, dann auch.

Wir stehen unter der Mimose, deren Stamm Hassan mit Wollfäden in sieben verschiedenen Farben umwickelt hat, was dem Hof etwas von einem Kinderspielplatz gibt. Die Nachbarn machten ihm Ärger, sagt Abdulhamid mit gesenkter Stimme, als könnten sie uns hören. Warum ginge er nicht arbeiten? Warum vermiete er das Haus nicht, sondern packe es voll nutzloser Bilder? Er redet plötzlich in Arabisch auf Salem ein, übersetzt dann aber. Jemand hat sie angezeigt, und die *municipality* hat mit Strafen gedroht, weil das Flying House den Raum illegal angebaut hat, um die großformatigen Ölbilder vor der Hitze auf dem Dach zu retten.

Salems Kommentar, nachdem wir wieder im Wagen sitzen: Wenn du etwas machst, womit die Leute nichts anfangen können, gibt's Ärger. Kunst, die kein Geld bringt, zum Beispiel.

17. Januar

Ich bin dem anscheinend wichtigsten Künstler des Landes begegnet, und der Mann muss sich vor den Nachbarn verstecken. Vermutlich ist die ganze Stadt Nachbar, wenn es um Kunst geht, die

vor allem aus Abfall und unrentablen Tagträumen gemacht ist. Jene exotischen Vorstellungen, mit denen ich vor gut zwei Wochen angereist bin, sind zwar nicht so rasch zu widerlegen, denn sie orientieren sich an Möglichkeiten und nicht an Tatsachen, nur scheinen die Möglichkeiten sich zu entfernen, je näher die Tatsachen rücken.

Salem, der unverhoffte Begleiter, hat es offenbar darauf abgesehen, meine Zuversicht auf die Probe zu stellen. Vielleicht hat er nicht einmal einen Auftrag, sondern erfüllt die Funktion unwillkürlich. Mit seiner aufgeschlossenen und ernsten Art könnte er in der Umgebung des Bosses als das geeignete Medium auserkoren worden sein, Leuten wie mir, die relativ nahe an die inneren Angelegenheiten herangelassen werden sollen, auf den Zahn zu fühlen.

26. Januar

Mit Azad am Entwurf für den Theaterbau gearbeitet: Allmählich verstehen wir uns. Als Zeichen des Vertrauens zeigt er mir den ursprünglichen Auftrag an den Architekten und was daraus geworden ist. Man war einmal von fünf Bühnen (davon ein Konzertsaal), einem Museum (weil das die Herrscherin gewünscht hatte) und einem Hotel ausgegangen. Übriggeblieben sind nach der Entwurfsphase zwei Bühnen, von denen die größere dreitausend Plätze haben soll, und das Hotel, das die Kosten für den Kunstbetrieb decken soll. Angesichts der Tatsache, dass der Chef des Unternehmens Pavarotti für einen Schreihals und ‚King Lion‘ für Oper hält, eine weise Entscheidung. Unter anderen Gesichtspunkten wie dem durchschnittlichen Stimmvolumen eines Sängers und der Anzahl der in den kommenden zehn Jahren zu erwartenden Zuschauer ein bisschen waghalsig.

Seit unserem ersten Treffen mit dem Boss hat sich das von ihm ernannte Kulturkomitee nicht mehr getroffen. Immerhin lässt Mohammed einmal in der Woche eine Sitzung abhalten, an der Henry, ein fettleibiger Australier in den Vierzigern, der die Gesamtplanung von Deira leitet, Azad und ich teilnehmen. Ich komme mit meinen Argumenten, ein Auditorium für dreitausend Menschen sei nichts für natürliche Akustik, und wenn man Oper aufführen wolle, müsse man einen kleineren Saal haben, nicht weiter. Überhaupt übernehme ich, seitdem es diese Sitzungen gibt, die Rolle des Skeptikers: Wie könne ein sogenanntes Sechs-Sterne-Hotel die Kosten für ein ganzjähriges Kulturprogramm.

Der erste Monat geht hier zu Ende, und von der ortsüblichen Raserei kann bei unserem Projekt nicht die Rede sein. Die Bauzeit ist von anfangs drei auf fünf Jahre gestiegen. Der Markt sei total überhitzt, sagt Azad. In der Stadt rackern sich achthunderttausend Arbeiter auf den Baustellen ab, und trotzdem fehlt es angeblich an Personal. Weil der Entwurf kompliziert ist, werde es zudem Schwierigkeiten beim Bau geben. Ich versuche einen verborgenen Sinn in der Annahme zu erkennen, mit der Kultur müsse es vielleicht langsam vorgehen, wenn sich alles rundherum beschleunigt.

Mein Betriebsmodell sieht einen Pavillon vor, in dem man in der Übergangsphase erste Konzerte und Theateraufführungen veranstalten könnte. Wie will man in ein paar Jahren große Auditorien füllen, wenn man die Leute nicht allmählich an die Möglichkeit gewöhnt, sich klassische Musik anzuhören? Ich stelle mir ein Theaterschiff oder -floß vor, das in der Nähe unseres künftigen Bauplatzes auf dem Creek vor Anker liegt.

Das Modell findet in unserer Konferenz keine enthusiastische Zustimmung, aber es wird auch nicht abgelehnt. Henry, der es sich aus irgendeinem Grund zur Angewohnheit gemacht hat, wie ein Moslem mit einer Gebetskette herumzufummeln, zuckt mit den Schultern. Trotzdem sollten wir das Schiff mal provisorisch in den Businessplan aufnehmen.

2. Februar

In den letzten zwei Wochen habe ich Anrufe und E-Mails entgegengenommen, in denen von Theater- und Konzertbauten die Rede war. Meine Gesprächspartner waren Architekten, Bauunternehmer, Impresarios, Agenten. Sie hatten immer die gleiche Geschichte zu erzählen, und die könnte man so zusammenfassen: Ein lokaler Bauträger definiert die verschiedenen Komponenten des Grundstücks, auf dem er bauen will. Strategieberater haben ihm versichert, es empfehle sich, eine Galerie, ein Museum, Planetarium oder eine Kunstschule, noch besser ein Theater vorzusehen. Derartige Projekte garantierten Wertsteigerungen und seien ein sicheres Marketinginstrument für den Verkauf von Wohnungen, Büroflächen und Hotelkapazitäten. Der

emiratische Bauträger versteht nichts von Kunst und Kultur, aber von Wettbewerb. Er weiß, dass sein Cousin aus den Händen Seiner Hoheit die benachbarten Quadratkilometer Land mit demselben Auftrag entgegengenommen hat. Wer von ihnen wird den Herrscher besser zufriedenstellen? Das ist die alles entscheidende Frage für den Bauträger. Er muss sich etwas einfallen lassen, um die Konkurrenz auszustechen und folgt dem Rat seiner Strategen. Er plant ein Theater. Analysten recherchieren für ihn, wo die größten Bühnen und Museen zu finden sind. Die Aussagen sind diffus, weil in vielen Fällen die Trägerschaft schwer zu klären ist: Welche Firma unterhält zum Beispiel den Louvre, die Scala, das Metropolitan Museum? Der Bauträger wird ungeduldig und veranlasst seine Strategen, doch einfach diese Institutionen anzurufen. Viele der Angerufenen verstehen die Fragen der Strategen nicht oder sind misstrauisch. Eine Bauinvestmentfirma aus den Vereinigten Arabischen Emiraten? In vielen Fällen lautet die Antwort, man würde vom Staat oder Spendern finanziert. Es gibt auch Kulturmanager, die erst einmal auf der Karte nach den Emiraten suchen.

Die Strategen haben da bereits attraktivere Kandidaten ausgemacht. Zum Beispiel in Las Vegas. Hier finden sie endlich ihre Vorstellung bestätigt, ein Theater müsse doch auch wie eine ordentliche Firma geführt werden können. Der Bauträger lädt Vertreter solcher Firmen in die Stadt, zeigt ihnen die Masterpläne für ihre Grundstücke, spricht von den immens wachsenden Bevölkerungs- und Touristenzahlen, den günstigen Investitionsbedingungen, dem unkomplizierten Aufbau von Geschäftsstrukturen in den *free zones*. Die Vertreter sind beeindruckt. So günstig lässt sich die Branche nirgendwo sonst entwickeln. Obendrein vermittelt ihnen der Bauträger den Eindruck, mit Exklusivrechten im Auftrag des Emirs zu handeln: Auf dem ihm übertragenen Stück Land soll *das Theater der Stadt* entstehen. Die Vertreter aus dem Westen, Impresarios, Medienunternehmer und Musikagenten, legen sich ins Zeug und beweisen dem Bauträger, dass ein einziges Theater für die Stadt natürlich nicht genug sei. Sie haben rasch Vergleichszahlen aus anderen Städten zur Hand, für die sie derzeit Musical- und Showhäuser, Themenparks und Unterhaltungszentren entwickeln. Der Bauträger denkt wieder an die Konkurrenz, jetzt aber nicht nur an die des Cousins, sondern auch an die im Ausland. Begeistern wird er den Herrscher nur können, wenn er Theater und Themenparks in *einer neuen Größenordnung* bauen lässt. Mehr Fläche, mehr Besucher als irgendwo sonst unter der Sonne! Unter diesen Umständen werden sich Bauträger und westliche Kulturunternehmen handelseinig. Ein Vertrag wird unterzeichnet im Umfang von etlichen Milliarden Dirham und Tausenden von

Sitzplätzen. Man rechnet mit Millionen von Besuchern, um die Investitionen schnellstmöglich zu refinanzieren.

Zufällig treffen sich zwei Impresarios nach Abschluss ihres jeweiligen Geschäftes im Frühstücksraum eines der Luxushotels der Stadt. Man kennt sich und beginnt ein bisschen unvorsichtiger als sonst zu plaudern. Überrascht stellt man fest, dass beide in einer ähnlichen Mission hierher gekommen sind. In anderen Fällen rufen die Leute bei mir an, weil sie mich fälschlicherweise für den Strippenzieher halten. Azads Mitarbeiterin Cecilia hat alle bei uns eingegangenen Informationen gesammelt, sich in der Stadt umgehört und als eine erstaunlich pffiffige Analytistin erwiesen. Innerhalb von sieben Tagen hat sie sechzehn Theater und vierundzwanzig Museen und Galerien in Planung gefunden. Natürlich ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

Das halte ich für eine interessante Sache, rufe zum ersten Mal Mohammed am Abend auf seinem Handy an und schlage vor, man müsse sich mit dem Boss und Marwan treffen. Mohammed hat dafür kein Verständnis: Es sei Wille des Herrschers, alle Projekte im Wettbewerb zueinander zu entwickeln. Mit der Kultur dürfe man keine Ausnahme machen. Ich solle mich nicht um die anderen kümmern, sondern zusehen, dass unser Komplex ein schneller Erfolg werde. Als ob das von mir abhinge. Ich setze ihm auseinander, warum wir nicht gegen Universal, Dream Works oder Cirque du Soleil antreten sollten. Unser Komplex habe ein anderes Profil. Insgesamt aber gebe es zu viele Planungen ohne Betriebsidee. Aus einem unerfindlichen Grund freut er sich über diese Nachricht. Ich habe mich offenbar nicht verständlich machen können.

Deshalb erzähle ich Salem die Geschichte und stelle ihm die Idee einer neuen Organisation vor, die die gesamte Kultur in der Stadt entwickeln oder wenigstens koordinieren müsse. Das scheint ihn zu amüsieren. *Ihr Deutschen wollt immer die Kontrolle behalten.* Das gebe es hier einfach nicht.

8. Februar

Der erste Journalist, der mir am Telefon gratuliert. So viel persönliche Zuwendung gilt in diesem Metier bestimmt als unprofessionell. Der Mann will mich besuchen kommen. Ich habe nichts dagegen. Mohammed wiederum hat, als ich ihn gestern nach der Pressemitteilung gefragt habe,

nicht einmal eine Antwort gegeben, sondern jemanden am Handy zusammengebrüllt und sich darauf wortlos aber irgendwie gefestigt in sein Büro zurückgezogen.

Ein Fernsehteam meldet sich. Es ist Freitag (der wöchentliche Feiertag) kurz vor neun Uhr abends (Zeitverschiebung vergessen). Man wolle über meine Milliardenprojekte mit mir sprechen. Ob man auch Bilder von den Baustellen machen und den Emir sprechen könne? Ich dämpfe Erwartungen und versuche das zu kompensieren, indem ich mich vor allem selbst zur Verfügung stelle. Auch (aus Erfahrung) davor warne, ohne Drehgenehmigung eine Reise zu planen, und darauf aufmerksam mache, dass die Erteilung von Genehmigungen zwei Wochen dauern kann. Weitere Fragen drehen sich darum, wie man zwischen all den Baukränen und Verkehrsstaus, Touristen und Gastarbeitern, diesem Ausbund an Unnatürlichkeit (alles irgendwie richtig) überhaupt davon ausgehen könne, dass Kulturentwicklung möglich sei. Und schon sitze ich in der Falle, spreche von dem Aufklärungswillen des Emirs und der Gefolgschaft seiner Untertanen auf dem Weg in eine tolerante und zugleich islamische Gesellschaft. Erwähne daran, mit welchen Nachbarn es die Leute hier unten zu tun haben (Pakistan, Iran etc.). Ziehe einen Vergleich zwischen den Ambitionen am Golf heute und der europäischen Aufklärung. Dann hänge ich den Hörer ein und muss zugeben, das alles nicht zum ersten Mal in den letzten Wochen behauptet zu haben. Der Herrscher ein anderer Louis XIV.? Ich bin ihm noch nicht begegnet.

15. Februar

Foto 009

Jemand hat einmal gesagt, *Zeit sei jetzt*. Wie soll man also *Zeit* finden in einer Welt, die sich (vom Planungsteam des Deira-Komplexes einmal abgesehen) derart verausgabt, vor jeder Form von Gegenwart in die Zukunft zu flüchten? Ich erinnere mich öfters an die entspannten Tage nach der Ankunft, den Luxus von Langeweile, den ich ahnungslos auf Spaziergängen am Strand oder Creek verschwendet habe. Ich sehe mich wieder vor dem Hotel stehen, am ersten Tag nach der nächtlichen Ankunft, und bilde mir ein, das müsse mindestens ein Jahr her sein. Dabei sind es sechs Wochen. Auf dieser belebten Straße von Bur Dubai stellte sich für einen indiskreten Augenblick das Gefühl ein, dass Ankommen nicht möglich war. Im Grunde eilten nur Menschen

an mir vorbei in die nächste klimatisierte Zone, doch zugleich sah ich irgendwie alles: Der Boden unter den Füßen bewegt sich. Baukräne schwingen Tag und Nacht ihre Runden, Kiter fliegen an Stränden entlang, Hände greifen nach Geldscheinen, Gläsern, Telefonhörern, Hände lassen Geldscheine, Gläser und Telefonhörer fallen. Niemand kommt hier an. Diese Stadt ist totale Mobilmachung, ist nicht nur Wettlauf mit der Zeit, sie ist ein Einspruch wider die Zeit. Die Menschen leben hier wirklich 24-7, vierundzwanzig Stunden sieben Tage in der Woche. Alles ist im Aufbruch, im Vorüberziehen, *unterwegs*. Man wohnt und arbeitet unterwegs, verdient unterwegs Geld und gibt es unterwegs aus. Liebt und hasst, sehnt sich und trauert unterwegs. Dieser Marktplatz der Glücksritter und Celebrities, Imame, Fluglotsen und Rettungsschwimmer hat viele Gesichter. Sie sehen sich an, sie sehen aneinander vorbei. Die Stadt hat viele Stimmen. Sie reden *unaufhörlich*, und keiner hört zu.

18. Februar

Zeit der Winde. Kaum hat der Muezzin das erste Tagesgebet über die Dächer von Mirdiff und Nad Al Sheba gerufen, ziehen sie auf Anhängern mit ihren Avalanches, Armadas und Landcruisern die glänzenden braunen Holzbäuche der Katamarane und leichten Dhaus hinter sich her. Ihr Ziel ist der offene Strand, von dem aus man die Skylines von Marina und der Sheikh Zayed Road sieht. Männer in weißen und grauen Dschidachs, mit dunkler Haut und afrikanischen Gesichtern, die dennoch hier aus der Gegend kommen, sie kommandieren einen Trupp von Pakistanis, die in den flachgedrückten Dünen die Segel ausbreiten, knüpfen, die Masten richten. Das Ufer liegt, von einem hin- und herzappelnden Strandläufer abgesehen, unberührt. Kein Schwimmer, kein Segel. Am Horizont die Umrisse von Seebaggern. Gedunsene Fischkadaver in der flachen Sonne.

Die Seefahrer wollen draußen sein, bevor es heiß wird. Sie treiben ihre Leute an, die Boote rasch auf den letzten Metern in grüne, lässig aufschäumende Wasser zu schieben. Lärmiges Treiben, als stünde eine Flucht bevor. Möwen schrecken auf und rütteln neugierig über den Arbeitern. Hämmern und Reffen, Schreie und Rufe in Arabisch, Hindu und Urdu, Kommen und Gehen, ein

Jeep bleibt im Sand stecken und wirft Sandfontänen hinter sich auf wie ein wütender Stier vor dem Angriff. Die Heck- und Seitenfenster von Geländewagen sind mit den Portraitfotos der Scheichs Zayed und Mohammed beklebt. Einige Emirates haben sich ihre Nationalflagge auf die nagelneuen BMW-Karosserien gespritzt. Wimpel und Bänder spielen in der Bö. Weiter im Süden plustert sich der Burj Al Arab vor der Küste, rechter Hand die Ausläufer von The Palm mit dem Hotel Atlantis an der Spitze, das von hier wie eine zum Sprung geduckte Heuschrecke aussieht.

Foto 010

Zeit des Umzugs. Nach sechs Wochen habe ich das Hotel verlassen. Sechs Wochen Provisorium in Bur Dubai sind genug. Hatte ich nach Büroschluss das Apartment betreten, überkam mich jedes Mal das Gefühl, die dunkel gebeizten Schränke und mit beigem Stoff bespannten Polstersessel seien noch ein bisschen größer geworden. Irgendwann wäre ich von dem geruchsneutralen, widerstandsfähigen und doch verdächtig eingewohnten Mobiliar erdrückt worden. Was mochte sich zwischen diesen vier Wänden seit ihrer Errichtung vor vielleicht zwanzig Jahren schon alles abgespielt haben? Britischer Familienvater auf Montage, fern der Heimat, der auf dem Clubtisch über ein Mädchen herfällt; indische Vertreter in billigen Anzügen mit gleichwohl perfekter Bügelfalte, die bei ein paar Flaschen Bier stundenlang bewegungs- und ausdruckslos in die Fernsehkiste starren, bei Cricketspielen und Hindistreifen; Vater und Sohn aus dem jordanischen Tiefland auf Besuch bei einem Cousin, der für den Sohn eine Stelle als Postbeamter gefunden hat, Vater im Bett, Sohn auf der Couch schlafend; diese wildfremden und irgendwie ineinander gesponnenen Schicksale von ruhelosen Menschen.

Im Gegensatz dazu die Totenstille, wenn man das Zimmer verließ und den dunklen, mit Teppichen ausgelegten und von Neonröhren beleuchteten Korridor hinuntersah. Und traf man hier zufällig einmal jemanden, so sah dieser Jemand aus wie eine Kombination aus allen möglichen Gesichtern, die man hinter den Zimmertüren vermuten konnte, und ich hatte das Gesicht ebenso überraschend wieder vergessen, wie ich es gesehen hatte.

Seit dieser Woche gucke ich aus ungefähr zweihundertfünfzig Metern Entfernung auf die Stadtautobahn – unter mir. Ich bin der erste Mieter hier oben, und den Arbeitern, die mir im Lift begegnen, und dem Lärm, den sie auf den unteren Etagen verursachen, nach zu urteilen, wohne

ich auf einer fünfzig Stockwerke hohen Baustelle. Immerhin ist die Wohnung neu und hell, es gibt Wasser und Strom und zu jedem Zimmer ein Bad, wie das in arabischen Häusern üblich ist. Nebenan steht ein Sockel aus Stahl und Beton, der mir eines Tages die derzeit vielleicht unvergleichliche Sicht auf den Golf, die Stadt und die Wüste nehmen wird, denn er wächst. Vorläufig lasse ich mir die Aussichten aber nicht verderben, die Aussicht schon gar nicht. Um fünf Uhr nachmittags rutscht der tiefrote Sonnenkörper durch die Nebelbänke über der See. Lichtbrechungen verformen ihn zu einem Brummkreisel, dann wird er von einer feinen Wolkenschicht horizontal in zwei ungleiche Hälften geschnitten. Der Golf sieht mit seinen von Menschenhand gemachten Einzeichnungen aus wie ein Teppich aus Täbris. Nachdem der Sonnenkörper im Gespinst endgültig erloschen ist, hebt sich der Teppich aus dem Wasser und deckt die Stadt sachte zu.

Eine fast vergessene Ruhe kehrt ab und an zurück, seit ich wieder auf dem eigenen Stuhl sitzend Kaffee von der eigenen Kaffeemaschine trinken und im eigenen Bett einschlafen kann. Es gibt Leute, die übernachten freiwillig in Kartonkisten oder verbringen ihren Urlaub in Zelten. Ich glaube, ich gehöre zu einer anderen Kategorie. Ich brauche ein Zuhause, auch wenn es damit nicht weit her ist. Gerade deshalb. Ich habe Fotos gesehen, auf denen Menschen nach einem Erdbeben, das ihre Häuser zerstört hat, im Vorgarten die Beete pflegen. Würde ich vielleicht auch machen.

21. Februar

Ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, am Samstag für ein paar Stunden ins Büro zu gehen, um längere E-Mails zu beantworten. Diesmal ist der vierte Stock, von den grauen Teppichläufern abgesehen, völlig leer geräumt. Ein indischer Wachmann hält verlegen am Lift die Stellung und zuckt mit den Schultern. Ich gehe von Zimmer zu Zimmer, nirgends ein Anzeichen dafür, dass bis vorgestern hier die Kollegen aus der Strategieabteilung gesessen haben. Nur in unserer Kammer steht noch der Schreibtisch mit meinen Sachen: dem üblichen Büromaterial und einem Satellitenbild von Deira, auf dem der Standort für den Komplex mit einem kleinen roten Pfeil gekennzeichnet ist. Im ehemaligen Kopierraum treffe ich auf einen Transportarbeiter, der sich als

Letzter mit einem Sackkarren an ein paar Papierstapeln zu schaffen macht. Der Mann spricht nur Urdu und gibt mir zu verstehen, er wolle Hilfe holen. Ich überlege erst, Mohammed anzurufen, lasse es dann aber bei Salem klingeln. Nach einer halben Stunde taucht er im Tower auf, wir treffen uns wie beim ersten Mal im Starbucks.

Salem hat Neuigkeiten. Vorgestern sei im Büro die Entscheidung gefallen, ein Team zu bilden, das im Auftrag der Regierung den Kulturaufbau koordinieren soll. Der Boss habe sich von ihm vor ein paar Tagen die Geschichte mit den vielen unsinnigen Theater- und Museumsprojekten erzählen lassen und nur kurz gesagt: Dann übernimmst du das jetzt, zusammen mit dem Deutschen. Der Boss habe von einer *Taskforce* gesprochen. Das gefällt mir nicht besonders und erinnert mich eher an Drogenfahndung, aber es ist nicht der Zeitpunkt, solche Sachen zu monieren. Immerhin, es passiert etwas, und ich bin ein bisschen euphorisch, wie schnell das geht. Darüber vergesse ich sogar zu fragen, wohin das Management von Al Atheem eigentlich gezogen ist.

Salem sieht meinen Schwung und wirft mir einen mitleidigen Blick über den Tisch zu. Eigentlich sei das keine neue Arbeitsgruppe. Es gäbe zwei junge emiratische Frauen aus vornehmen Familien, die im letzten Sommer einen Designkurs an der American University abgeschlossen haben und schon seit ein paar Monaten mit ihm, Salem, an einem Konzept für städtische Kultur arbeiten. Außerdem sei das mindestens der dritte Anlauf in den letzten fünf Jahren. Nachbau einer arabischen Medina mit High-Tech-Entertainment, eine Oase für das 21. Jahrhundert, Kooperationen mit dem Louvre und Covent Garden, ein Venedig der Wüste, ein Hollywood am Golf etc.: Alles schon da gewesen. Das Problem sei nicht, dass man keine Ideen habe, sondern zu viele. Der Boss sei nicht ratlos, er habe eine Überdosis an Ratschlägen. Bei mir fühlen sie sich anscheinend vor Ideen sicher ...

Ich habe mich in einem Winkel am Fenster des ungefähr zwanzig Quadratmeter großen Büros eingerichtet, in dem bisher Marwan gesessen hat, und stelle mich darauf ein, dass in den nächsten Tagen noch zwei junge Emiratis hier einziehen werden. Und Carmen Gonzalez. Sie ist, wie sie selbst sagt, eine der wenigen indischen Sekretärinnen im Emirates Tower (persönlichen Mitarbeiterinnen, wie es hier heißt), die Arabisch sprechen. Salem hat sie aus dem 52. Stock abgezogen. Carmen kam vor fünfzehn Jahren aus Mumbai, weil der Verdienst hier besser war. Sie unterstützt ihre Mutter, ihre beiden Kinder (Tochter und Sohn), die inzwischen

volljährig sind, und ihre alleinstehende und gesundheitlich gehandicappte Schwester, die alle “drüben”, drei Flugstunden von hier entfernt, in einem Haus wohnen, das Carmen vor ein paar Jahren hat erwerben können. Sie hat die meiste Zeit für Ölraffinieren gearbeitet, dann aber keine Lust mehr verspürt, jeden Tag zweimal quer durch die Wüste zu ihrem Büro chauffiert zu werden, und bei der Regierung einen Job angenommen, der sie nach und nach in verschiedene Abteilungen geführt hat: Gesundheitswesen, Buchhaltung, Marketing. Carmen stammt aus Goa, und das sieht man ihr an: Sie hat ein breites, kaffeebraunes Gesicht mit einer großen flachen Nase, aufgeworfenen Lippen und kleinen, weit auseinander stehenden dunklen Augen. Sie ist kaum einssechzig groß, hat, obwohl ein paar Jahre älter als ich, noch kein graues Haar und geht in die Breite.

An ihren Hindiakzent muss ich mich gewöhnen, außerdem klirrt ihr Mezzo-Organ in dem bis auf unsere beiden Schreibtische leeren Raum empfindlich. Sie scheint das zu merken und spricht für mich moderater. Am liebsten würde sie in der Schweiz leben, vertraut sie mir nach dem ersten gemeinsamen Vormittag an. Regen und Schnee seien das größte Geschenk, das man ihr machen könne. Als ich ihr meine frühere und meine heutige Arbeit zu erklären versuche, nickt sie mir ein bisschen verwirrt und doch bestimmt zu, wie das Leute tun, die sich keine Blöße geben wollen. Bei Musik und Theater wagt sie sich nicht auf die Äste hinaus, aber sie hat eine geschickte Art, ihre Unsicherheit zu vertuschen. Wenn sie einen Namen oder einen Zusammenhang nicht versteht, runzelt sie leicht die Stirn und sieht mich an, als solle ich ihrem überlasteten Gedächtnis auf die Sprünge helfen.

22. Februar

Latifa und Mona sehen sich irgendwie ähnlich, vielleicht wegen der Abaya und weil sie ungefähr gleich alt sind. Die beiden lachen gern und sind überhaupt viel zugänglicher, als ich einheimische Frauen bisher erlebt habe. In einem Theater sind sie noch nicht gewesen. Ihr Herz schlägt für die bildende Kunst. Sie haben schon ein paar Mal in London die großen Museen besucht und können sich vorstellen, dass es so etwas auch hier eines Tages gibt. Latifa hält sich für eine Künstlerin, und es sei schon ein Jammer, dass sich Künstlerinnen ihr Geld damit

verdienen müssten, erst einmal die Arbeitsbedingungen für ihre eigene Branche zu schaffen. Mona ist in Hamburg geboren. Dort hat ihr Vater studiert und als Arzt gearbeitet. Ihre Geschwister sprechen Deutsch, sie hat allerdings nur die ersten zwei Lebensjahre dort verbracht und kann sich nicht erinnern.

Kaum haben die beiden den vorderen Bereich des Büros mit ihren Lederhandtaschen von Louis Vuitton und YSL, den vielen Handys und Computern in Beschlag genommen, erfüllen ihre kehligen Stimmen den Raum wie in einem unaufhörlichen Rezitativduett. Am Nachmittag kommt ein Konvoi von Trägern und stellt mehrere Kisten ab, aus denen sie Zeichnungen und Ölbilder, zum Teil in großen Formaten, entnehmen. Meine neuen Mitarbeiterinnen dirigieren sie beim Aufhängen und Stellen ihrer Kunstwerke und schauen neugierig zu mir herüber. Ich versuche ein Kompliment. Es sind meist ungelente, naive, zwischen Abstraktion und Fotorealismus schwebende Produktionen mit runden Formen, die an Frauenkörper und Früchte erinnern und häufig in Neonfarben gemalt sind. Ihre Eltern hätten ihnen das Malen nur erlaubt, weil sie Frauen seien, platzt Latifa raus. Mona fängt an zu lachen. Sie stellt sich ihren Bruder mit einem Pinsel vor einer Leinwand vor. Offenbar kann es kaum etwas Komischeres geben. Angefangen habe alles damit, dass eine Tochter des Herrschers ihre eigenen Bilder in Privatausstellungen gezeigt habe. Seine Hoheit sei zur Eröffnung gekommen und habe gesagt, dass Kunst nicht nur schön, sondern auch wichtig für die neue Generation sei. Seitdem dürfe man anderen Leuten gegenüber zugeben, Künstlerin zu sein.

3. März

Das ehemalige Büro verwandelt sich in einen netten Spielplatz mit mir als Alleinerziehendem, der dem Treiben seiner Sprösslinge von einem Schreibpult aus zuschaut. Die jungen Damen lassen jeden Tag neue Kunstwerke herbeischleppen, die sie auf dem einzigen freien Tisch im Raum übereinanderstapeln. Da das eine sehr ernste Sache zu sein scheint, mische ich mich nicht ein. Carmen hat üblicherweise zwischen neun und elf Uhr Kollegen aus den oberen Stockwerken zu Besuch, mit denen sie sich über die Optionen für die Lunchpause austauscht. Am Nachmittag macht sie sich vor allem Sorgen, zu spät aus dem Büro zu kommen und in einen der berüchtigten

Abendverkehrsstaus zu geraten. Latifa und ihre Kollegin treffen meist erst gegen Mittag ein und sind dann sehr müde.

Foto 012

Der 4. Stock scheint eine Art Inkubator für neue Einrichtungen zu sein. An den Türen hängen provisorische Schilder wie Women's Establishment, Authority for Knowledge, Intercultural Office, lauter Babys, die im Schoße der Regierung gerade zur Welt gebracht worden sind und oft von einer Handvoll junger (und zu neunzig Prozent weiblicher) Emirates auf die politische und administrative Reifeprüfung vorbereitet werden sollen. Unser Büro entwickelt sich zu einer Art Freizeittreff während der Arbeit. Die Babyboomer aus den anderen Einrichtungen versammeln sich hier mit Vorliebe, wahrscheinlich, weil es bei uns besonders unterhaltsam ist. Spätestens am Nachmittag tun sich alle Mädchen aus der Nachbarschaft zusammen. Familienfotos werden herumgezeigt, Lippen- und Kajalstifte ausgetauscht, es finden Führungen durch die eigene Kunstwelt statt, und zwischendrin gibt es immer wieder Anlässe, ausgiebig zu lachen. Ich bin die Taskforce, habe ich verstanden, und bastele zum Beispiel an einem Theaterkomplex mit mehreren Spielstätten und an der Idee für ein Museum, das den Lebensraum Dubai als Labor für globale Kultur begreift. Eine Art Weltmuseum, und wir hier sind die Brutstation. Salem schaut ab und zu herein, wirft Latifa oder Mona, wenn sie da sind, eine witzige Bemerkung hin, die sie dankbar aufgreifen. Sind sie nicht da, sitzt er ein paar Minuten bei mir, fragt mich über Vorschläge aus, die er mir zur Prüfung geschickt hat, und versichert mir, als müsse er mich trösten, die beiden jungen Frauen würden von ihm zu tun kriegen, wenn es erst einmal so weit sei. Wann was "so weit" sein könnte, lässt er im Dunkeln, und ich will ihn nicht drängen. Ich habe gelernt, dass Emirates sich eher öffnen, je weniger man fragt. Es wird etwas passieren, das sehe ich an Salems leicht zerstreutem Ausdruck, wenn er mit mir spricht.

8. März

Vor einiger Zeit haben unsere Nachbarn den internationalen Kulturbetrieb mit der Nachricht aufgescheucht, in der Hauptstadt einen Ableger des Louvre und eine Filiale des Guggenheim eröffnen zu wollen. Meldungen über unvorstellbare Finanzbeträge (angesichts derer die

Währung zu einem unbedeutenden Anhängsel wurde) und die Namen von Stararchitekten und deren Modelle gingen um den Feuilleton-Globus. Die westliche Welt hatte bis dato den Mittleren Osten als Produzenten von Öl, Markt für schnelle Autos, Brutstätte von Al Qaida und Heimat verschleierter, kulturell angeblich vormoderner Menschen betrachtet. Die Ankündigung von Abu Dhabi hat einen Riss verursacht in diesem für Jahrzehnte zuverlässigen Weltbild. Die Scheichs wollen nicht nur unser Geld (Öl), unsere Autos (wieder Öl), jetzt wollen sie auch noch unsere Kunst (noch mal Öl)!

Der Tumult, der darauf vor allem in Frankreich losbrach und in der Anklage gipfelte, die Regierung organisiere den Ausverkauf der Kultur, hat nicht lange vorgehalten. Bald entdecken die begünstigten Institutionen, dass man seine eigenen Haushalte aufbessern und Werke, die man sowieso nur im Depot hat, einer neuen Klientel zeigen könnte, käme man mit den "Arabern" ins Geschäft. Viele der Nichtbegünstigten denken darüber nach, wie sie auf sich aufmerksam machen können. Europas Kulturplattformen (zum Beispiel Messen und Festivals) halten Foren zum Thema *Middle East* ab, man publiziert erste Studien, spekuliert über die Tragweite des Exportes etc. Galerien erwägen Dependancen am Golf. Logistikunternehmen und Versicherungen bieten Serviceleistungen an. Die Briten und Amerikaner sind ohnehin schon in der Gegend (Doha).

Die "Wüste", anfangs noch ausschließlich ein Terminus technicus für den Ort totaler und ewiger Kulturabwesenheit, wandelt sich allmählich in eine große freundliche, unschuldige Sandfläche, unter der für ein weiteres Jahrhundert weltweit begehrte Schätze lagern und in die man ungestört die Insignien unserer Hochkultur einzeichnen kann. Die westliche Projektion wechselt von negativ zu positiv. Aus der Leere wird Offenheit, aus der Todeshitze Lebenslicht. Man spricht vorerst nicht groß darüber, lässt aber der Phantasie ihren Lauf: Wie aufregend muss es doch sein, in einer Welt, die jungfräulich ist, die keine Tradition, kein Erbe kennt, keine Kulturvoraussetzung hat, noch einmal neu anzufangen ...!

Wie dieser Neuanfang aussehen könnte, lässt sich leicht aus den Einsendungen erschließen, die wir täglich bekommen: die Golfregion als Zwischenlagerstätte und Recyclingdepot für das, was bei uns zu Hause nicht mehr gebraucht wird oder unbezahlbar geworden ist.

Ich blättere durch Fotoalben, in denen Eisskulpturen in der Gestalt des Herrschers oder des Burj Al Arab abgebildet sind; technische Zeichnungen für unterirdische Unterhaltungslabyrinth, in denen das Wesen von Computerviren dargestellt werden soll; prächtige Bildbände über Alte und

Neue Meister, deren Werke gerade auf dem Markt zu haben sind; Szenenfotos von Aufführungen zu Sindbad und Saladin, die erfolgreich in Brasilien oder China touren. Und immer wieder Bewerbungen. Bewerbungen von Kuratoren, ehemaligen Sekretärinnen von Rockstars, Beleuchtungsexperten, Inhabern großer Dinosauriersammlungen und Erfindern von ausgefallenen "Kunstwelt"-Reisen auf der Queen Elizabeth. Wenn es nicht so anstrengend wäre, man könnte tatsächlich stolz sein auf so viel überschüssige Kreativität im Westen, jenen Ländern, die gern von sich behaupten, sie seien müde, unbeweglich, ideenarm und überhaupt arm geworden, und die Post ginge jetzt in den neuen Schwellenländern ab. Übrigens habe ich das bis vor ein paar Wochen wahrscheinlich auch gedacht.

Papier ist geduldig und lässt sich übereinander stapeln. Mit Besuchern, die inzwischen ausfindig gemacht haben, wo die überhaupt noch nicht öffentlich bekanntgegebene Taskforce ihren Sitz hat, geht das natürlich nicht. Und so muss ich Carmen immer häufiger bitten, die Leute schon am Fahrstuhl abzuwimmeln. Man nimmt ihnen die Visitenkarte ab und verspricht sich zu melden. Gestern hat Carmen siebenundzwanzig Karten gesammelt, heute nur dreizehn. Die Leute sind meist auf der Durchreise und wollen mich unbedingt kennenlernen, obwohl ich nach wie vor streng genommen nichts weiter machen soll als Al Atheem beim Aufbau eines Theaters zu helfen. Natürlich haben die Besucher interessante Ideen, und die können sie mir nur persönlich mitteilen. Inzwischen verstehe ich Salems Bemerkung besser.

Habe durch das Schaufenster einer Zoohandlung zwei Langhalsschmuckschildkröten gesehen und sofort übernommen. "Gekauft" würde diesem unerwarteten Anfall von Sympathie meinerseits nicht gerecht. Import aus Florida. Sie saßen in einem ziemlich kleinen Aquarium vertraut nebeneinander auf einer Art Holzscholle, reckten die tatsächlich langen, mit schwarzen Linien gemusterten Häuse und nickten mir irgendwie zu. Konnte nicht widerstehen. Nun also die ersten Schildkröten meines Lebens. Das Aquarium, das ich an Ort und Stelle erworben habe, steht in einem der unbenutzten Badezimmer meines Apartments und misst fast zwei Meter Länge. Dabei passen die Viecher noch zwischen Daumen und Zeigefinger. Der Händler hat mir versichert, das würde sich demnächst ändern und: Beide seien Weibchen. Das Trockenfutter schmeckt ihnen nicht so gut wie kleine Fetzen von Bresaola, jenem Rohschinken, den ich bei Spinney's einkaufe. Sie werden erst nach Sonnenuntergang und bei künstlicher Beleuchtung

aktiv. Das erinnert mich an meine Opernzeit. Und sie jagen sich gerne, unter und über der Wasserkante.

9. März

Latifa hat ihn vor ein paar Monaten an der Frauen-Universität getroffen. Da wollte er Professor werden und hat sie derart beeindruckt, dass sie ihm jetzt meine Handynummer gegeben und empfohlen hat, mich zu treffen. Mit der Professur ist es nichts geworden, aber seine Begeisterung für die Stadt ist ungebrochen. Der Mann ist Ende dreißig, etwas über zwei Meter groß, hat einen kantigen, rasierten Schädel, aber eine seltsam pergamentene Haut und tiefe Ringe unter den Augen, die seiner an sich mächtigen Erscheinung etwas Gebrechliches verleihen. Außerdem hat er ein dünnes Kastratenstimmchen, trägt ein schwarzes T-Shirt mit seinem eigenen Konterfei (weiß aufgedruckt), eine Militärhose und Springerstiefel. Sein Name ist Ken, und Ken kommt aus Göteborg. Wenn man ihn googeln will, muss man ihn in Anführungsstriche setzen. Das weiß ich von Latifa. Ich verstehe sofort ihre Faszination. So stellt sie sich den *Künstler* vor, angeregt von vielen Jahren ungetrübter Play-Station-Phantasie. Ken scheint sich genauso zu sehen, denn die Art, wie er seine Geschichte erzählt, könnte an einem Cartoon studiert worden sein, in dem verwegene Wikinger vorkommen.

Sie beginnt in den frühen Techno-Zeiten im Berlin nach dem Mauerfall, mit schrillen Insiderclubs in Kellern, Fabrikhallen und einem ehemaligen Bunker aus dem Zweiten Weltkrieg, in denen Nacht für Nacht bei infernalischem Maschinenlärm eine internationale Gemeinschaft von Ravern, die es auf körperliche und geistige Befreiung von sich selbst angelegt hatten, durch das laserdurchzuckte Halbdunkel zappelte, bis gegen Morgen der Schweiß von den Wänden troff und man auf einen letzten Joint durch die nebligen Straßen der erwachenden Stadt huschte. In diesem Milieu muss Ken sein erstes Ego gefunden haben. Irgendwann sei das aber langweilig geworden. Ken beschloss, Geschäftsmann zu werden, kaufte in Russland ein paar Firmen und hat nach eigenen Angaben bereits eine Menge Leute mit seinen Ideen zu Millionären und

Milliardären gemacht. Inzwischen habe er sich auf den Ankauf von Internetdomänen spezialisiert und besitze wichtige Kombinationen mit dem Namen der Stadt. Diese Domänen seien sein Kapital, und er habe mehrere profitabel an lokale Organisationen und Unternehmen verkauft. Der schwedische Riese vor mir mustert mich streng. Ich müsse wissen, dass er eine tiefe Verwandtschaft zum Herrscher des Landes und zu dessen Visionen fühle. *Think big*, das habe es ihm wirklich angetan und ihn aus der nord- und osteuropäischen Kälte an den Golf geführt. Er habe ein Bild zum Thema dieser Seelenverwandtschaft gemalt. Das Gemälde sei zu groß, um es herumzutragen, aber Ken hat glücklicherweise einen Prospekt dabei und zeigt mir Innenansichten seines Zentrums für intellektuelle und kreative Beratung, das er an der litauischen Ostseeküste aufgebaut hat. Ich sehe Farbfotos mit Büro- und Versammlungsräumen, wie man sie überall finden würde, hierzulande allerdings teurer eingerichtet. An den Wänden hängen Kens Werke, großformatige Ölproduktionen (dominant sind die Farben Grün und Braun), vielleicht Innenansichten der spirituellen Welt ihres Schöpfers. Der Malgestus ist kohärent durchgehalten. So, stelle ich mir vor, müsste eine Leinwand aussehen, auf der man ein Rudel langhaariger Promenadenmischungen hat rammeln lassen, nachdem man sie in verschiedenen Grün- und Brauntönen gebadet hat. Ken trägt sich mit der Absicht, sein Kunstwerk dem Scheich zu überreichen, und zeigt mir ein weiteres Foto. Diesmal ist es eine Montage: der Emir und er, Ken, vor seinem Werk 'Think Big'. Er trägt einen Dischdasch, allerdings einen nicht ganz so prachtvollen wie der Scheich. Ken hat schon eine Menge über die arabische Welt gelernt, und ich mache eine entsprechende Bemerkung. Das ermutigt ihn, mir noch einen anderen kreativen Vorschlag zu machen: zehn Plastiken à fünfhundert Meter Höhe, verteilt an wichtigen Punkten in der Stadt. Die Plastiken stellen alle einen Big Thinker in Stahl dar. Ken hat aus Gummimasse ein Modell in der Größe von 1 : 1000 hergestellt, und das zieht er jetzt aus seiner Umhängetasche. Der Big Thinker hat die Pose bei Rodin abgeguckt, sieht aber eher wie Batman in einem Sado-Maso-Kostüm aus. Wir, Ken und ich, haben jetzt eine gute Stunde miteinander geplaudert. Über die Zukunft, *big thinking* und wie man ihn mit dem Scheich zusammenbringen könnte. Ich verspreche, auf dem 52. Stock nachzufragen.

13. März

Seine Hoheit Scheich Mansour aus einem der Nachbarstaaten wünscht mich zu sprechen. Wir verabreden uns in der Lobby des Emirates Business Hotels. In der Kühle zuverlässiger Klimaanlage und streng minimalistischer Luxusausstattung, mit Blick auf indische Pagen, kuweitische Ölonternehmer und platinblonde Supermodels, sitzt der junge Mann in einem zartblauen Dischdasch, umgeben von drei schwarzgekleideten Arabern, und hält die Hände übereinandergeschlagen auf den Knien. Er hat das scharfgeschnittene Gesicht des Beduinen mit einer gekrümmten Nase und eng stehenden Augen. Nachdem ich ihm gegenüber auf einem türkisfarbenen Ledersofa in Stellung gegangen bin, lässt er seinen dunklen Blick auf mir ruhen und nimmt ihn erst wieder von mir, als wir uns verabschiedet haben. Salem, der mir den Wunsch des Scheichs überbracht hat, ist nicht mitgekommen, hat mir aber gesteckt, dass Seine Hoheit im internationalen Designgeschäft zu Hause ist und plane, sein Hauptquartier in der Stadt aufzuschlagen. Er habe guten Kontakt zur herrschenden Familie, interessiere sich für Kulturprojekte und habe eine Idee für ein Designzentrum. Ich bin zwar noch jung an Monaten in dieser Welt, rieche aber den Weihrauch arabischer Politik.

Scheich Mansour und ich plaudern über die einmalige Herausforderung, für diese Stadt zu arbeiten. Er kennt sich hier bestens aus, obwohl er die meiste Zeit in Florida und in der Schweiz verbringt. Die Stunde sei gekommen für eine Rückkehr nach Arabien. Schließlich verschiebe sich der Mittelpunkt internationaler Kreativität nach Osten, und Leute wie er hätten eine Menge dazu beizutragen, um die besten Erfahrungen westlicher Kunst und arabischer Kultur bei der Entwicklung einer modernen islamischen Identität zu verknüpfen. Er lässt die Namen berühmter Dichter, Modemacher und Popmusiker arabischen Ursprungs fallen, die allesamt im Westen leben, mit ihm gut befreundet sind und darauf warten, in dieser Stadt eine neue künstlerische Heimat zu finden. Beiläufig, als langweile es ihn, über diese Dinge mit mir ernsthaft zu sprechen, erwähnt er sein Designzentrum. *High end* scheint ein Wort zu sein, ohne das Scheich Mansour nicht auskommt.

Er fragt jetzt höflich nach der Strategie der Taskforce. Ich gestehe, dass wir uns noch in der Konzeptionsphase befinden und vor allem auf den Komplex in Deira konzentrieren, füge aber an, dass ich es für wichtig halte, nicht zu viele Sachen auf einmal zu unternehmen, und deswegen dafür plädiere, einige der bereits eingefädelten Planungen zu überprüfen. Ich erzähle ihm von meinen Informationen über ahnungslose Bauherren, die Theater und Museen entwickeln lassen, ohne zu wissen, was das ist, und versuche ihm meine Vorstellung von provisorischen urbanen

Plattformen darzulegen. Er hört sich das alles kommentarlos an und geht unvermittelt zum Angriff über: Der Boss habe vorgeschlagen, ich solle mir von seinem Projekt einen Eindruck verschaffen. Einer der drei schweigsamen Araber reicht mir auf seinen Wink eine DVD. Ich gebe das Versprechen ab, mich wieder zu melden, ein bisschen verwirrt, dass mir Salem nichts von diesem Auftrag erzählt hat. Später schaue ich mir die DVD an. Es handelt sich um einen Konzeptvorschlag seiner Firma für ein Kulturzentrum, mit dem man eine Stadt von drei Millionen kulturverrückten Einwohnern füttern könnte: ein Campus für die Künste, mit Kino, Kunsthochschule, Theater und Mode. Die Grundfläche entspricht ungefähr der des Louvre. Man hat sich gar nicht die Mühe gemacht zu tarnen, dass das Projekt ursprünglich für eine andere Stadt am Golf entworfen worden ist. Die Lagekarte bezieht sich auf einen weiter südlich gelegenen Küstenstreifen, das Projekt trägt (noch) den Namen des Herrschers eines Nachbarlandes.

Natürlich ist das Designzentrum auch ein Geschäft. Es ist *vor allem* ein Geschäft: fünfundachtzig Prozent der Fläche sind für *shopping, drinking and dining* vorgesehen. Der angehängte Businessplan (Investition: fünfhundertfünfzig Millionen US-Dollar) schlägt vor, die restlichen fünfzehn Prozent (also die Kunst) mit den Einnahmen aus dem Vermietgeschäft zu finanzieren. Ich zappe mich durch eine Galerie ultraexklusiver Modemarken und ihrer Phantasien: vierzehnjährige Models aus exotischen Ländern und mit transsexueller Anmutung in lasziven Posen, getaucht in Neonfarben und angetan mit einem Nichts aus in südindischen Manufakturen gewirkten Stoffen, 3-D-Animationen von Media-Laboratorien, in denen die jüngsten Errungenschaften der IT-Branche ausgestellt werden, selbst eine lokale Mineralwasser-Marke präsentiert ihren in Pet-Flaschen gefüllten Inhalt wie Mondgestein. Der Werbestreifen wird von einer Toncollage begleitet, die klingt, als sei Brian Eno zum Sufismus übergetreten. Im letzten Kapitel entdecke ich überraschenderweise den Masterplan von Deira. Scheich Mansours Projekt nimmt auf der Karte die Position ein, die auf den Karten von Al Atheem unser Kulturkomplex innehat.

Als sich Salem am nächsten Tag die Begegnung mit Seiner Hoheit und meine Entdeckung anhört, scheint er nicht sehr beeindruckt. Er wisse, es sei aus westlicher Sicht unüblich, auf ein und demselben Baugrundstück gleichzeitig mehrere Konkurrenzprojekte zu planen, aber hier habe man eine andere Einstellung. Ich müsse mir trotzdem vorläufig keine Sorgen um den

Komplex machen. Wichtig sei, dass ich Mansour getroffen habe. Man werde mich wegen seiner Ambitionen nicht weiter behelligen. Auch das entspreche der hiesigen Praxis.

14. März

In einer Senke, an der der ansonsten tadellose Drahtzaun, der Kamele von der Fahrbahn fernhalten soll, offen ist, verlasse ich den Highway und nehme mit einem Handmessgerät Druck aus den Reifen des Geländewagens, den ich für dieses Wochenende gemietet habe. Einer zuverlässig aussehenden Piste folge ich durch die Dünen und fahre dem Westen entgegen. Je tiefer die Sonne steht, umso stärker wird der Wind. Sandwirbel streifen das Auto und tanzen in flimmernden Spiralen über die Fahrspur. Ohne die künstliche Beleuchtung der Stadt kommt die Dunkelheit rascher, und ich sollte demnächst einen Rastplatz gefunden und das Zelt aufgebaut haben. Eine Mulde zwischen zwei etwa fünfzig Meter hohen Dünen scheint mir als Nachtlager geeignet. Mit ein paar Handgriffen steht das Zelt, dann ist die Sonne hinter dem Sandsaum verschwunden.

Eine halbe Stunde später ist es stockfinster, bestimmt zehn Grad kühler, und der Wind hat aufgehört. Obwohl ich nur ein paar Kilometer von der Autobahn entfernt bin, erinnert nichts in meiner Umgebung an Zivilisation. Ich lege mich auf den immer noch heißen Sand, dessen Wärmestrahlen meinen Rücken massieren. Über mir zieht das Firmament auf, in einer Größe und Klarheit, als säße ich in einem Planetarium. Satelliten schieben sich durch die (mondlose) Lichtshow, die allmählich von links nach rechts wandert und andere Bilder heraufhievt. Ich erwache von einem heftigen Rumoren gleich neben mir. Es ist ein drei Zentimeter großer, harmloser Käfer. Der Mond ist inzwischen aufgegangen und taucht die Landschaft um mich her in weißes Licht, ein Feld aus Senken, als wäre eine riesige Gestalt durch den Sand gewatet. Weit weg, vielleicht einen Meter, vielleicht tausend, bewegt sich etwas. Ich sehe es schlängeln und krabbeln, aber da bin ich schon wieder unter einem anderen Himmel.

Foto 013

Am Morgen höre ich ein hartnäckig wiederkehrendes Knattern, das ich anfangs der Rolltreppe in einer aus Eis gebauten Moschee zuschreibe, aus der ich mich gerade fröstelnd zurückziehe. Sechs Kamele stehen um mich herum, knurren friedlich in sich hinein und knabbern an den winzigen Grasbüscheln neben dem Zelt. Die Tiere sind nicht sonderlich beeindruckt von mir, dem Zelt und dem Wagen. Wahrscheinlich kommt so etwas doch öfters vor. Ich stehe auf, fühle mich seltsam leicht und sehe ein paar hundert Meter entfernt, wie ein Beduine gerade den Dischdasch anhebt und sich in die Düne hockt. Da die Sonne schon hoch steht und die Luft allmählich aufheizt, packe ich meine Sachen.

Auf dem Weg zurück begegne ich wieder dem Beduinen. Obwohl ich nur einen Ausschnitt seines Gesichts sehe, denn er hat sich gegen die Sonne und den wieder aufkommenden Wind einen langen Schal viele Male um den Kopf gewickelt, kann ich erkennen, dass er höchstens zwanzig ist und ungewöhnlich helle Augen hat. Ich lade ihn ein, ein Stück mitzukommen. An einer Kreuzung zeigt er nach rechts. Wir fahren zu einem Ensemble von Wellblechhütten, zwischen denen ein paar Hühner herumlaufen. Im Schatten steht ein mit einem Holzstapel beladener, älterer Pritschenwagen von Toyota. Hinter den Hütten höre ich einen Stromgenerator gegen die flachen Böden brollern. Ein alter Mann taucht unter einer Tür auf und kommt uns schwankend entgegen. Er hat einen schneeweißen, langen Bart, der sich über dem Schlüsselbein teilt, sein tiefbraunes Gesicht gleicht von Regengraben durchfurchter Erde. Unter den buschigen Brauen lugen auch bei ihm helle Augen hervor. Der Junge ruft dem Alten etwas zu und verschwindet im Innern der Hütte, kommt aber gleich darauf wieder heraus und bedeutet mir auszusteigen und auf einer der beiden Bänke Platz zu nehmen, die im Schatten eines verkrüppelten Bäumchens stehen: ein Majlis auf freiem Feld.

Der Junge spricht ein bisschen Englisch, streckt die Arme aus zu mir und nennt seinen Namen: Yussuf. Sein Vater heiße Abdulla, und der Vater des jetzigen Herrschers habe ihn Lasser genannt, was soviel bedeute wie *der Zuverlässige*. Sie fragen, ob ich aus London komme. So wie die meisten Weißen. Der Alte wird jetzt quicklebendig, holt eine Kanne mit einem langen Auslauf herbei, dazu drei ineinander gestapelte kleine Näpfe, baut alles auf dem niedrigen Tischchen vor den Bänken auf und gießt ein scharfes, nach Nelken riechendes Getränk ein. Wir sitzen uns gegenüber und schauen uns schweigend zu, wie wir den Kaffee schlürfen. Ich werde von einer angenehmen Müdigkeit erfasst. Außer dem Generator, der Brise und dem gelegentlichen Gegacker der Hühner kein Laut. Der Alte macht eine Handbewegung in die

Richtung, aus der ich gekommen bin. Dann zieht er ein Handy aus der Tasche. Der Junge erklärt mir, er würde gern die Handynummern austauschen. Manchmal kämen sie zu den Kamelrennen in die Stadt. Yussuf tippt mit unsicheren Fingern meine Nummer ins Telefon und ruft mich an, damit ich seine Nummer speichern kann. Tatsächlich haben wir hier eine Verbindung.

Als das erledigt ist, schauen sie mich wieder schweigend an. Es wird jetzt heiß, obwohl es noch nicht neun Uhr ist, und ich entschieße mich dazu, den Rückzug anzutreten. Der Alte hält meine Hand fest und lässt mir über den Jungen ausrichten, der Allmächtige werde unsere Wege wieder zusammenführen.

Die Route zurück findet sich wie von selbst. Gleich hinter der Öffnung im Zaun entdecke ich eine Tankstelle, an der ich die Reifen aufpumpen kann. Nach einer halben Stunde taucht eine Brücke mit einer Werbetafel über dem Highway auf. *The sun never sets on Dubai World*. Im Dunst der aufsteigenden Hitze die ersten Bagger. Noch ist die Skyline hinter dem Horizont, die Krake außer Sicht, aber sie streckt ihre Arme aus, und der Rhythmus der Kräne und Motoren schwallt mir entgegen.

18. März

In den letzten drei Tagen habe ich schon zwei Anrufe bekommen. Der Junge fragt mich, ob es mir gut geht und wann ich wieder in die Wüste komme. Ich verspreche, das bald zu tun, obwohl ich mir nicht einmal sicher bin, ob ich die beiden ohne Hilfe finden würde.

Foto 014

19. März

Es hat zum ersten Mal unerwartet an meiner Wohnungstür geklingelt. Obwohl es nach zehn Uhr abends ist, ahne ich nichts Aufregendes. Ich habe die Annahme verinnerlicht, dies sei eine sichere Stadt. Vor mir steht ein groß gewachsener, hagerer Mann. Sein Haar ist schütter und

schon fast weiß, obwohl er wahrscheinlich erst Anfang fünfzig ist. Er trägt eine metallgerahmte Brille, an der er bei der Begrüßung linksch nestelt, sodass ich ihm nicht richtig ins Gesicht schauen kann. Er käme aus Deutschland, sagt er, *auch*, sagt er dann mit einer Geste in meine Richtung, und arbeite für eine Akustikfirma als freier Fachberater. Nun habe er von dem Kulturkomplex und den enormen Aufgaben gehört, die ich hier übernommen habe, und er wolle von mir mehr darüber erfahren und sich möglicherweise bewerben. Er zieht seine Brieftasche aus der Jacke und streckt mir eine Visitenkarte entgegen.

Ich weiß erst einmal nicht, was ich sagen soll, und frage aus Verlegenheit, wie er mich gefunden hat. Durch ein Foto von mir in einer Zeitschrift, ist die Antwort. Er habe den Blick aus dem Fenster darauf mit der Stadtansicht verglichen, und dadurch wäre es ein Leichtes gewesen, das Gebäude zu identifizieren. Mein Besucher lächelt und hält endlich die Hände still, als er mir bestätigt, die Rezeption in der Lobby habe ihm meine Apartmentnummer gegeben.

Die Situation ist kompliziert. Der Mann will etwas und kann vielleicht auch etwas. Vor allem aber ist er unverschämt. Ich sehe diese tägliche Flut sinnloser Angebote, Nachfragen und Bewerbungen vor mir, und habe nicht übel Lust, ihm zu sagen, er müsse den Verstand verloren haben, einfach so um diese Zeit bei mir zu Hause aufzukreuzen. Stattdessen stecke ich brav seine Karte ein und teile ihm mit belegter Stimme mit, wir bräuchten sicherlich in den nächsten Monaten noch keine Experten wie ihn, auch sei ich nicht für die Bauentwicklung verantwortlich. Ich kann mir dabei zuhören, denn das sage und schreibe ich täglich viele Male. Ich weiß, es ist besser, hier keine schlechte Stimmung aufkommen zu lassen, denn das würde mich mehr Zeit und Energie kosten als eine diplomatische Geste. Also wünsche ich ihm eine Gute Nacht und schließe die Tür in dem Gefühl, die Situation gerade noch gerettet zu haben.

20. März

In einer der immer noch (wenn auch unregelmäßig) abgehaltenen Sitzungen mit Mohammed, Henry und Azad wirft Henry plötzlich seine Perlenkette auf den Tisch und fängt an, laut zu

lachen. Carmen, die inzwischen Protokoll führt, sieht mich verdutzt und ein bisschen angeekelt an. Sie mag Henry nicht. Er ist grob, unzuverlässig, arrogant und hat ein Verhältnis mit seiner Sekretärin, zu dem er sie angeblich gezwungen hat. Und wenn er, wie jetzt gerade, lacht, zeigt er sein braunes, kaputtes Gebiss her, und das mag sie noch weniger. Aber Henry hat einen guten Grund, sich zu amüsieren, und den teilt er uns schließlich auch mit: Der Komplex werde wahrscheinlich nicht fünfhundertsechzig und auch nicht (wie eine zweite Berechnung aussagt) neunhundert Millionen US-Dollar kosten. Die verschiedenen Budgets vernachlässigen laut Henry jeweils andere Komponenten der Bauplanung. Würde man alles zusammenzählen, so käme man mindestens auf einen Betrag von zwei Milliarden. Das Hauptproblem sei die Infrastruktur. Um den Komplex für dreitausend Menschen zugänglich zu machen, müssten ein großes unterirdisches Parkhaus und ein Autobahnzubringer über den Creek gebaut werden. Außerdem gehe man davon aus, dass es Schwierigkeiten bei der Metroanbindung geben werde. Die effektiven Kosten für den Kulturbau selbst machten inzwischen nur noch etwa ein Viertel des Gesamtbudgets aus. Dem Stararchitekten könne man also nicht die Schuld in die Schuhe schieben.

Henry weiß, der Emir hat das Projekt bekanntgegeben, und damit ist es nicht mehr rückgängig zu machen. Deshalb scheinen ihn die Nachrichten nicht weiter zu stören. Wisst ihr eigentlich, dass sie erst einen anderen Namen für das Ding hatten? *Oprah-Haus!* Er prustet los und buchstabiert es uns vor. Dann klimpert er wieder mit seiner Kette und lacht munter in sich hinein.

Zwei Milliarden, inzwischen denkt man bei diesem Budget eher an den Wiederaufbau des Irak als an ein Kulturobjekt. Vielleicht ist das Henrys Plan: den Opernbau so teuer zu machen, dass er nicht realisiert wird. Mir fällt mein ehemaliger Kollege Pink ein. Seitdem er Chef der New Yorker Met ist, strahlt das Haus seine Premieren weltweit in Kinos aus. Es gibt Gründe, das supekt zu finden. Wenn jedoch Oper hier eine Chance hat, dann mit den Met-Übertragungen. Und wenn es bald losgeht.

Offensichtlich ist das technisch alles ganz einfach. Pink verspricht, uns seine Techniker zu vermitteln.

22. März

Der amerikanische Präsident kommt in die Stadt. Gestern abend drangen nach und nach Informationen durch, die zusammen genommen darauf hindeuteten, die Regierung rufe irgendwie den Ausnahmezustand aus: Alle Schulen, Dienst- und Baustellen bleiben mindestens bis zu Bushs Abreise geschlossen. Sogar von Straßensperrungen war die Rede, jedoch vage. Wann der Präsident die Stadt erreichen und wieder verlassen wird, wurde nicht mitgeteilt. Man sollte heute besser zu Hause zu bleiben. Ich kann mir das aber nicht leisten, denn ich trete meine erste Dienstreise nach London an, um mit dem Architekten und seinem Ingenieur über diverse Probleme im Raumprogramm des Komplexes zu sprechen. Ich habe mich gestern vorsorglich erkundigt, ob mich am Nachmittag der reservierte Fahrservice der Fluggesellschaft abholen würde, und eine Bestätigung bekommen. Heute lese ich in der Zeitung, die Sheikh Zayed Road sei gesperrt worden. Die muss ich aber überqueren, um zum Flughafen zu kommen! Ein Blick aus dem Fenster bestätigt mir, dass sich keine Menschenseele da unten bewegt. Mir fällt die Neutronenbombe ein, ein Abschreckungsprojekt des späten Kalten Krieges, deren Zündung alles Leben vernichten, aber Technik und Gebäudeanlagen unangetastet lassen sollte. Der Präsident würde über die Straße unter mir rollen (oder auch nicht) und auf tote Häuser und Plätze schauen. Auch eine Möglichkeit, jemanden zu begrüßen. In anderen Ländern schickt man die Massen mit Fähnchen an die Protokollstrecke.

Ich rufe den Fahrservice an und höre das Besetztzeichen. Ich versuche es wieder und wieder, kein Ergebnis. Die Zeitung teilt mit, welche Straßen zum Flughafen passierbar sind. Obwohl es noch fast fünf Stunden bis zum Abflug sind, habe ich eine Vorahnung und entscheide mich aufzubrechen. Vor dem Gebäude stehend komme ich mir vor, als sei ich allein zwischen all den Türmen. Nach einer Viertelstunde kein Auto, auf einer Straße, die täglich viele Stunden lang auf zehn Spuren gestaut ist. Der Concierge, ein freundlicher Inder, rät mir, es mit dem eigenen Wagen zu versuchen. Den habe ich gestern dem Verleiher zurückgebracht. Der Taxiservice lehne es ab, beharrt der Concierge, in unsere Gegend zu fahren. In unsere Gegend! Ich wohne gegenüber der Regierungszentrale.

Nach zwanzig Minuten vergeblichen Anrufversuchen sowohl beim Fahrservice als auch bei Salem, wage ich, den einzigen Menschen im Haus zu fragen, zu dem ich so etwas wie eine soziale Beziehung habe. Der Nachbar auf meinem Stockwerk stammt aus Bahrain, ist höchstens fünfunddreißig, bestimmt zweieinhalb Zentner schwer und lächelt mir immer freundlich zu,

wenn wir uns vor der Tür begegnen. Er ist tatsächlich zu Hause, hört mir besorgt zu und erklärt sich sofort bereit, mich in seinem Wagen zum Flughafen zu bringen. Wir starten vom Parkhaus aus, dessen Ausfahrt glücklicherweise auf der Rückseite gelegen ist, sodass wir nicht auf die Stadtautobahn müssen. Auf der Seitenstraße begegnen wir ein paar Fahrzeugen, und das beruhigt mich. Ebenso wie die gelben Schilder, die den Weg zum Flughafen zeigen. Andere Destinationen scheint es heute nicht zu geben. Am ersten Kreisverkehr (solche Anlagen haben hier fünf Spuren und einen Durchmesser von zweihundert Metern) winken uns Polizisten zu einer Ausfahrt. Wir kommen zu meiner Erleichterung über die Stadtautobahn hinweg und fahren auf der anderen Seite auf die Wüste zu. Ich finde, das ist nicht so ganz die übliche Richtung, um zum Flughafen zu kommen, und entspricht auch nicht der in der Zeitung angegebenen Route, aber die Polizisten haben uns den Weg gewiesen, und Khalil, mein bahreinischer Nachbar, sitzt zuversichtlich hinter dem Steuer. Er hat einen Radiosender eingeschaltet, der aber keine Verkehrsnachrichten bringt, sondern Hindi Dance. Am Armaturenbrett seines Mercedes 500 kleben die Portraitfotos verschiedener Golfspieler, lebender und toter, soweit ich erkennen kann. Vor dem nächsten Kreisverkehr steht bereits eine Schlange von Fahrzeugen, die Fahrer lehnen sich aus dem Fenster und wollen von Polizisten wissen, wie es weitergeht, denn hier sind alle Ausgänge durch einen Zaun abgesperrt, mit Ausnahme der Fahrbahn, auf der wir hergekommen sind. Khalil murmelt etwas, das ich nicht verstehe, hat es plötzlich eilig, schaltet das Radio ab, zwingt sich aus dem Auto und bewegt sich würdevoll auf einen Offizier zu, ohne die Schlange weiter zu beachten. Der zuckt mit den Schultern, hält sich mit einer Hand an der Tür seines [GM-]Geländewagens fest und zuckt noch einmal mit den Schultern. Dann ruft er einem seiner Leute etwas zu, während Khalil wieder einsteigt. Wir fahren auf den Zaun zu, er wird tatsächlich von zwei Polizisten geöffnet, und die Fahrt geht nur für uns weiter. Auf die Wüste zu. Nirgends begegnet uns ein Fahrzeug, dann sehe ich ein Schild, das den Weg zum Flughafen in die entgegengesetzte Richtung weist. Mein Nachbar lässt sich nicht beeindrucken. Er spricht kaum und scheint meine wachsende Aufregung nicht zu bemerken. Seine Ruhe tut mir gut. Linkerhand erkenne ich die glänzende Scheibe des Creek, wo er anlandet und im salzigen Sumpf eines Mangrovenwäldchen Flamingos stehen. Wir umfahren also die Bucht und versuchen, den Flughafen von der entgegengesetzten Seite zu erreichen. An der nächsten Sperre, schon weit außerhalb der Stadt, zeige ich einem Zivilbeamten meine Visitenkarte, aus der hervorgeht, dass ich für die Regierung arbeite. Khalil hilft und erklärt, ich

müsse dringend nach London fliegen. Der Mann lässt uns durch, sein Schulterzucken macht mich wieder nervös. Nach zehn Minuten, die wir meiner Meinung nach in die richtige Richtung gefahren sind, kommen uns Geisterfahrer entgegen. Sie machen uns Lichtzeichen und winken, als sie auf der falschen Seite an uns vorbeischießen: zuerst einzelne, dann Dutzende. Khalil fährt an den linken Streifen, um uns vor diesem verkehrswidrigen Ansturm in Sicherheit zu bringen, und denkt nach. Auch ihn hat inzwischen die Unruhe gepackt. So etwas sieht man nicht alle Tage. In dichten Kolonnen stechen Autos mit Hupen und Lichthupen entgegen der Fahrtrichtung auf uns zu, als würde vor uns, hinter der Kurve, King Kong mit Geländewagen spielen. Ich sage, vielleicht sei der Präsident da vorn gelandet. Khalil wendet den Wagen und fährt den anderen Verkehrsündern hinterher. Sie nehmen inzwischen alle Fahrspuren ein, niemand scheint mehr mit einem regulären Fahrer zu rechnen. An einem menschenleeren Supermarkt fahren wir von der Autobahn ab. Immerhin laufen hier Menschen herum, es fahren auch Autos, einige haben einen eigentümlichen, schleichenden Schlingerkurs. Weitere zwanzig Minuten vergehen. Ich stelle keine Fragen mehr und habe die Orientierung verloren, beschließe, den Flug abzuschreiben, und versuche Khalil zu überreden, ein Café zu suchen und abzuwarten, bis sich die Sache normalisiert.

Foto 015

Dazu ist er aber nicht zu bewegen. Er schaltet das Radio wieder ein und lehnt sich zurück, soweit das ein Mercedes 500 bei Khalils Statur zulässt. Kurze Zeit später stürze ich am Terminal 1 aus dem Wagen. Vor uns steigt eine chinesische Reisegruppe aus ihrem Bus, und ich frage mich, wie die hierher gekommen sind. Weil ich nur noch eine knappe Dreiviertelstunde bis zum Abflug habe, fällt der Abschied weniger sachlich aus, als es sich hierzulande gehört: Ich umrunde den Wagen und umarme den hinter seinem Steuer eingeklemmten Khalil, der jetzt auch glücklich ist. In der Abflughalle herrscht der übliche Betrieb. Menschenmassen schieben sich durch die Kontrollen und über Laufbänder, geben Gepäck auf und hasten zum Duty Free. Flugsteige werden über Lautsprecher bekanntgegeben, Fahrpläne auf Tafeln angezeigt. Niemand macht den Eindruck, von dem Chaos da draußen Notiz zu nehmen.

Am Nachmittag geht ein schwerer Regen über der Stadt nieder. Der Präsident hat die britische Botschaft besucht und wird am nächsten Tag in den Zeitungen gezeigt, wie er auf einer nassen Treppe strauchelt und beinahe hinfällt. Dubai hat einen Namen für den Besuchstag des Präsidenten gefunden: Bush Day.

26. März

‘Destiny in the desert’ ist der erste Boxkampf von Rang in der Stadt. Die Begeisterung für die neue Sportart hält sich noch in Grenzen. Gut hundert Leute haben sich in der zehntausend Plätze bietenden Zayed-Halle des World Trade Centers eingefunden. In der Mitte beinahe einsam der Ring. Die meisten Besucher sind westliche Ausländer. So, wie sie wortkarg und gespannt in den Rängen sitzen, lassen sie erkennen, dass sie zu Hause auch zu solchen Veranstaltungen gehen. Aber es gibt auch Einheimische und unter ihnen bestimmt zwanzig junge Frauen, die die Sache vorerst nicht so ernst nehmen und viel plaudern oder telefonieren. Die ersten beiden Kämpfe zwischen dunkel- und hellhäutigen Amerikanern und einem Äthiopier lassen darauf schließen, dass die Prämien für einen Auftritt bei ‘Destiny in the desert’ nicht höher liegen können als das Wochengehalt eines Vorarbeiters auf einer der Baustellen draußen in der Wüste. Vor dem dritten Kampf mit dem emiratischen Debütanten Eisa im Leichtgewicht wird auf der Leinwand hinter der Tribüne ein Film eingespielt. Eisa joggt durch die Dünen und erzählt von seinem Traum als Boxer.

Als der Film mit einem Close-up des schwitzenden Kämpfers vor einem in Gesichtshöhe pendelnden Ledersack stehenbleibt, wird er wie ein Held in der Halle empfangen. Ich verstehe jetzt, dass vor allem die Frauen auf den Moment gewartet haben. Er verrichtet im Eck sein Gebet und braucht dann fünfundzwanzig Sekunden, bis sein afro-amerikanisches (!) Gegenüber am Boden liegt, ohne dass Eisa nennenswert zugeschlagen hätte.

Unter den Emirates ist kein Halten mehr. Während der Geschlagene unbemerkt aus dem Ring gehievt wird, füllt sich der Ring mit Männern, die mit ihren weißen Bärten und rotdurchwirkten Guthras wie Heinzelmännchen aussehen. Ich schiele hinüber zu den Mädchen in Abayas. Sie stehen aufgeregt beieinander. Einige haben Tränen in den Augen. Ein Baby wird in den Ring gehoben und in Eisas starke Arme gelegt. Schließlich gebietet der siegreiche Kämpfer mit einem einzigen Wink Ruhe und hält eine zehnminütige Ansprache, in der es sicher um die Bedeutung seines Sieges für die Zukunft der Stadt geht.

Als ich den Saal verlasse, steuert ein hagerer Mann Anfang sechzig auf mich zu. Er trägt eine Lederjacke, hat schütteres Haar, und sein Gesicht ist gerötet, als hätte er emotional stark Anteil genommen an dem Geschehen hier drin. Es ist der flämische Architekt Bouman, dem ich vor ein paar Tagen schon mal zusammen mit Salem auf dem 52. Stock begegnet bin. Ich bin überrascht, ihn hier (beim Boxkampf) zu treffen, und sage ihm das. Er denkt, ich spreche von der Stadt, und entgegnet, es gebe für ihn im Augenblick kaum einen aufregenderen Ort zum Arbeiten. Er sei nicht nur Architekt, sondern auch ein neugieriger Mensch. Während die hartgesottenen Boxfreunde aus dem Westen uns fachsimpelnd auf dem Gang nach draußen überholen, stellen Bouman und ich fest, dass wir beide der Ansicht sind, interessant sei die Stadt wegen ihrer Menschen und nicht so sehr wegen der Baustellen. Trotzdem hat er natürlich ein paar Aufträge, die ihm einen Grund geben, sich hier öfters aufzuhalten.

27. März

Foto 016

Im Aufwachen. Dicke bunte Vögel krakeelen von den Zweigen der Bougainvilleen und Palmen in den Gärten von Jumeirah, Wiedehopfe hocken auf Zäunen und picken Käfer und Ameisen aus dem offenen Holz. Kinderfrauen bringen ihre Schützlinge zu Schulbussen, Gärtner besprengen die Rasen und Bordsteine. Auf der Sheikh Zayed Road kommt endlich der Verkehr zum Erliegen. Von den Baustellen gellt das arbeitende Eisen, Turmfalken und Plastikbänder treiben über den Ausdünstungen der Straßenschluchten im Business District, philippinische Kellner decken die Tische in den unzähligen Hotels und Restaurants, Angestellte aus aller Welt, die für Firmen aus aller Welt arbeiten, stellen ihre Wagen in Parkgaragen ab, drücken sich in Fahrstühle, hasten über Rolltreppen, um hinter ihrem Schreibtisch Stellung zu beziehen und elektronische Politik- und Wirtschaftsnachrichten auf ihre Bedeutung für die eigenen Geschäfte zu überprüfen. Auf den türkisfarbenen angemalten Transportkähnen im Creek werden Ladungen gelöscht, die aufsteigende Sonne wirft goldene Schwerter gegen die rhombische Glasfassade des Handelzentrums. Foto 034 Erste Touristen drängeln sich in Deira durch Märkte, vorbei an den Ständen mit Weihrauch und Gold. Busse schleppen sich über die Stadtautobahn, Kopf an Kopf steuern Bauarbeiter auf ihre nächste Schicht zu, die dunklen Gesichter müde an die offenen Fensterschlitze gedrückt. Ukrainische Mädchen, die ab spätem Nachmittag auf den Straßen von

Bur Dubai und in den umliegenden Bars akquirieren, träumen allem Putzlärm auf dem muffigen Flur vor ihrem Zimmer zum Trotz von einem jungen Scheich, der sie heute Abend in seinen Palast mitnehmen wird. Jets steigen auf über der Wüste, ein paar hundert Menschen an Bord, die aufgeregt ein letztes Mal nach den Hochhäusern ausspähen oder sich gelangweilt in die Kissen lehnen. Eine Brise nimmt die Maschine in ihre Arme und treibt sie weit hinaus auf den Golf. Die iranische Küste mäandert auf der rechten Seite, doch der Pilot hat einen anderen Auftrag und schwenkt auf die vorgegebene Route ein, nach Shanghai oder Düsseldorf oder Kapstadt.

Foto 011 (auf gegenüberliegender Seite zu Foto 034, wenn moeglich)

29. März

Salem holt den Boss am Lift ab. Dessen mächtiger Körper ist heute von einem taubenblauen Dischdasch umwandelt. Der Boss grüßt mich in einer Lautstärke, als befände ich mich auf der anderen Seite der Stadtautobahn. Er ist höchstens fünf Jahre älter als ich und hat starke Unterkiefer, die unter dem kurzgeschnittenen Vollbart, an dem es noch kein graues Haar gibt, beim Sprechen kräftig arbeiten. Seine dunklen Augen glänzen wie Steinkohle im Feuerschein. Ja, nun ginge es los, sagt er, freut sich darüber augenscheinlich und wünscht sich bestimmt, dass ich mich auch freue. Ich hätte bei Al Atheem eine Weile trainiert, sagt er weiter und lässt sich auf dem Stuhl vor mir nieder, und ich bilde mir ein, ein ironisches Grinsen kurz über sein Gesicht huschen zu sehen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er nicht weiß, wie schlecht Marwan seinen Laden führt. Es werde in diesen Tagen eine neue Organisation ins Leben gerufen, sagt der Boss zu mir und schaut mich dabei an, als handle es sich um einen Ableger des Ku-Klux-Klan. Ich solle für den *Kulturrat* arbeiten. Man werde mir die Aufgabe des Kulturdirektors übertragen. Salem, und damit wendet er sich ihm zu und blickt ihn amüsiert an, wie er sich in Habachtstellung hinter seinem Herrn aufgebaut hat, Salem werde den Aufbau der Organisation leiten. Ihr werdet mehr Leute bekommen und alle Unterstützung, die ihr braucht. Ich will, dass ihr die Stadt mit Kultur flutet. In vierzehn Tagen lade ich euch ein, mir eure Strategie vorzustellen. Ich nicke ihm zu, und er zieht mit Salem von dannen.

Dieser Mann hat die Stadt in den letzten zehn Jahren zu dem gemacht, was sie ist. Dem Vernehmen nach hat er mit dreißig Leuten in einem Büro des Herrschers angefangen und leitet heute ein Imperium mit vierzigtausend Mitarbeitern aus aller Welt, die in aller Welt Flugzeuge und Luxushotels steuern, Hafenanlagen und Touristenresorts bauen, Bankgeschäfte abwickeln und diplomatische Beziehungen herstellen. Es ist nicht übertrieben zu sagen, dieser Mann ist die Stadt. Die sollen wir jetzt in seinem Auftrag mit Kultur fluten. Den Deira-Komplex bauen wäre auch schon was.

Als Salem zurückkehrt, hat er noch eine Order: In der nächsten Woche ist ein Treffen mit Scheich Mansour und einem Franzosen namens Matthieu in London angesetzt. Die beiden würden im Aufsichtsrat mitmachen und hätten Instruktionen.

2. April

Am Morgen ein dunkelgrauer Pilz über der Skyline an der Sheikh Zayed Road. Ein Dschinn scheint seine Wolkenfaust in den stählernen Himmel zu recken. Irgendwo tiefer in der Wüste brennt es. Im Büro erfahre ich, dass ein Lager mit Feuerwerkskörpern in die Luft geflogen ist. Ich frage mich, ob und welche Bedeutung das für diesen Tag hat.

Zwei Stunden später steige ich mit Salem in der Nähe der Creek-Mündung aus dem Wagen. Er mischt sich unter die anderen jungen Burschen, die am Eingang eines riesigen Beduinenzeltes aus hellgrauem Stoff darauf warten, dass sie ihre Chefs begrüßen und eskortieren können. Bis zuletzt haben sie mich aus der Sache rausgehalten. Als wollten sie mir eine besondere Überraschung bereiten. Das ist ihnen auch gelungen. Das Zelt wirkt mit der Bühne und dem Gestühl wie ein Kinosaal. Sie haben in den letzten Tagen fieberhaft an der Vorbereitung gearbeitet. Salem, Latifa, Mona und sogar Carmen waren im Einsatz, haben Einladungen verschickt und von einem renommierten britischen Marketingunternehmen einen Film, Architekturmodelle und ein Programm produzieren lassen. Ich bin sicher, auch der 52. Stock hatte seine Finger im Spiel.

Servicepersonal patrouilliert auf und ab, bietet parfümierte Erfrischungstücher, Datteln, Selleriestangen und Orangenscheiben. Kaffeekannen aus Messing stehen auf Bartischen bereit,

über einen Lautsprecher wird Loungemusik eingespielt. Ich schätze, vierhundert Gäste gehen um die Stuhlreihen herum, meist höhere Angestellte der Regierung und Freunde der herrschenden Familie, höchstens fünfzig Ausländer. Weil es sonst nichts zu tun gibt, drehen sie sich zu den historischen, sepiastichigen Aufnahmen der Stadt um, die im Wechsel an die Zeltwände projiziert werden. Man sieht ausgemergelte dunkle Körper in die glänzenden Wasser des Creek tauchen, die Männer haben furchterregende Klammern in der Nase und kehren aus der Tiefe mit Austern zurück. Weihrauch schwängert die Luft.

Nach und nach spricht sich herum, der Herrscher sei auf dem Weg. Man nimmt Platz, die Einheimischen in den vorderen, die Ausländer in den hinteren Reihen, ohne dass jemand Instruktionen gegeben hat. Die mittleren Plätze der ersten Reihe bleiben frei. Als die Musik verstummt, die Bilder an den Wänden erlöschen und der Boss durch den Eingang neben der Bühne tritt, erheben sich alle von den Plätzen. Der Boss macht Platz für den Herrscher. Der trägt – im Gegensatz zu allen anderen Emiraties – einen mehrfarbigen Dischdasch, ein glänzendes dunkles Blau dominiert. Scheich Mohammed guckt freundlich in den Saal, wirkt fast ein wenig schüchtern, sagt leise “Salam” und steuert auf den ihm zugewiesenen Polstersessel zu. In seinem Schlepptau folgen einer der Söhne, der Boss, Marwan und ein paar andere Würdenträger, einige von ihnen in Uniform. Als alle der Reihe nach Platz genommen haben, teilt sich die Zeltwand noch einmal, und der Kronprinz eilt herein und sorgt dafür, dass die gesamte Gesellschaft (außer dem Vater) noch einmal von den Plätzen schnell.

Der jüngere Sohn nimmt hinter einem Pult Aufstellung. Mit seinem Namen soll der Kulturaufbau der Stadt in Zukunft verbunden sein: Seine Hoheit Majed bin Mohammed Al Maktoum wird der Präsident des Kulturrats. Jetzt spricht er zu uns. Carmen, die neben mir sitzt, flüstert, die Rede hätte sie gemeinsam mit Salem und Latifa vorbereitet. Sie ist ganz stolz darauf, und ich muss mich vorsehen, nicht zu wenig Begeisterung zu zeigen. Der junge Fürst hat die zwanzig noch kaum überschritten. Obwohl ich kein Wort verstehe, weiß ich, dass er uns gerade mitteilt, die neue Regierungsorganisation werde Dubai unter seiner Führung zu einer der bedeutendsten Kulturstädte der Welt machen. So viel hat mir Salem auf der Herfahrt verraten. Den Rest der Rede kann ich mir vorstellen: Die Stadt habe in vielen Lebensbereichen ihre Kreativität unter Beweis gestellt. Sie erfülle in all ihrem Wirken die Vision des Emirs, die Stadt zu einer Weltmetropole zu entwickeln.

Den Schluss übersetzt mir Carmen flüsternd. Die Zeit sei knapp und rufe. Der Herrscher habe ihn, seinen Sohn, per Dekret ermächtigt, die Region rund um den Creek zum Kulturzentrum der Stadt zu machen. Viele Museen, Galerien und Theater würden in den nächsten Jahren entstehen und vor den Menschen der Stadt und ihren Besuchern von der geistigen und künstlerischen Größe der emiratischen und der globalen Kultur Zeugnis ablegen.

Als der junge Mann, der mit großen Ernst gesprochen hat, das Pult verlässt, gibt es einen angemessen langen Applaus. Ich sehe Gesichter um mich herum strahlen, es sind die der Ausländer.

Da wird es kurz dunkel im Zelt, und links neben der Bühne glimmt ein Licht auf, aus dem allmählich das Bild einer Wüstenlandschaft entsteht. Zwei Männer im Dischdasch, die Beduinen darstellen sollen, räkeln sich in einfachen choreografischen Figuren um die bläulich schimmernde 3D-Animation eines Lagerfeuers. Dazu entströmt den Lautsprechern eine einsame und schlichte Melodie. Nach einer guten Minute hat sich das Bild von den frierenden Beduinen erschöpft. Auf der anderen Seite der Bühne tauchen zwei neue Gestalten in einem wiederum bläulich schimmernden Halbdunkel auf, dessen Lichtgewaber vermutlich das Meer und seine gefährlichen Tiefen simulieren soll. Die beiden Männer rudern zwischen den oszillierenden Laserstrahlen umher und fördern tischtennisballgroße Perlen zutage. Auch dieses Schauspiel geht zu Ende.

Der Saal wird wieder vollständig abgedunkelt. Ich höre nervöses Hüsteln, eine seltsame Spannung liegt plötzlich über dem Saal. In der Zwischenzeit ist über der Bühne eine Leinwand herabgelassen worden. Wir erleben einen Helikopterflug über die Stadtteile am Creek, sehen Dhaus und im Abendlicht glitzernde Hochhausfassaden, in denen sich ein Falkner spiegelt, der seinen Vogel auf dem Arm hält. Wir werden in die Gassen von Deira hinabgeleitet, in denen Weihrauchschwaden aus der Glut steigen und die Händler ihre Trommeln rühren. Allmählich verformt sich die Architektur. Was eben noch wie ein Lagerhaus oder eine Parkgarage ausgesehen hat, ähnelt jetzt einer persischen Festung. Die Marina am Creek ist nicht mehr mit wimmelnden Trägern des Mittleren Orients bevölkert, die ihre Waren auf die Schiffe verladen, stattdessen steigen emiratische Familien aus Mercedesen und Porsche Cayennes und ziehen in gemessenem Schritt über palmengesäumte Grünanlagen. Hin und wieder begegnen sie weißen Ausländern. Der Helikopter macht eine Kehrtwendung und nähert sich der anderen Seite des

Creek, wo heute noch quadratkilometerweit das immobilienträchtige, unberührte Land von marmornen Villen und Segeljachten, teuren Malls und Landeplätzen für Privatjets träumt. Der Flug mit dem Helikopter drängt mir die Erinnerung an ‚Apocalypse Now‘ auf. Außerdem wird der Streifen von einer dramatischen Musik begleitet, die gut zu Wochenschauen aus dem dunklen Geschichtskapitel meiner Heimat passen würde. Als die Kamera über dem einzigen halbwegs historischen Quartier in Bur Dubai stehen bleibt, werfen sich neonleuchtende Buchstaben über das Bild: *Khor Dubai: the most comprehensive cultural destination in the world*. Und dann folgt eine Liste von Projekten: Museen, Galerien, Theater, Kinos. Ich zähle zweiundsiebzig. Unser Komplex ist immerhin auch dabei (und heißt jetzt Theatre Land). Während die Musik zu einem Finale kommt, das Anleihen bei ‚Siegfrieds Tod‘ gemacht hat, hebt sich in einem stampfenden, von feinem grünen Nebel weichgezeichneten Countdown die Leinwand und gibt im aufdimmdenden Licht den Blick auf ein etwa fünfzehn Meter langes Modell des Creekgebietes frei. Einen Moment lang herrscht vorgeburtliche Stille.

Foto 017 (halbe Seite)

Dann erhebt sich der Herrscher gemeinsam mit seinen Untertanen und schreitet das Modell ab. Marwan ist jetzt direkt neben ihm und beginnt, von der Seite und über die Schulter auf ihn einzureden. Er sieht ein bisschen nervös aus, seine Augen scheinen noch schmaler zu sein als seine Brille. Der Herrscher nickt ab und zu, zeigt auf irgendeinen Punkt am Modell und wendet sich manchmal seinen Söhnen oder dem Boss zu.

Die Besichtigung dauert nicht mehr als zehn Minuten, und schon zieht sich der Herrscher über den roten Teppich zurück, auf dem er eingetreten ist. Ungefähr dreihundert Leute sind noch im Zelt und drehen nun auch die Runde um das Modell. Sie scheinen überwiegend guter Laune zu sein. Ein paar lokale Journalisten versuchen jemanden zu finden, der ihnen etwas über den Creek und den Kulturrat sagen könnte. Ich bahne mir zusammen mit Carmen den Weg an die Tafel, um mit leicht erhöhtem Pulsschlag zu besichtigen, was der neue Kulturrat sich so vorgenommen hat, und finde eine mit viel Liebe zum Detail ausgestattete Landschaft Hunderter von netten Häuschen mit persischen Windtürmen vor. Dazwischen stehen ein paar Hochhäuser. Auf dem Creek segeln unschuldige Boote. Ich suche die Tafel nach Hinweisen auf die vielen Kulturprojekte ab, von denen im Film gerade die Rede war. Das Modell unterscheidet sich in nichts von Bauentwicklungsprojekten, wie man sie oft in Shoppingmalls findet, mit Verkaufsständen daneben, an denen man gleich Wohnungen vormerken lassen kann. Die

wenigen Zeugen der emiratischen Vergangenheit (die Suks und flachen Handelsgebäude in Deira) sind einem mächtigen Resort aus Luxusapartments und Touristenmärkten gewichen. Das ist also *the most comprehensive cultural destination*. Ein Marketingprogramm, um den Creek zu verhökern.

Ich suche nach Salem. Er steht mit ein paar Jungs aus der Büroclique zusammen und scheint andere Themen zu haben. Vermutlich wirke ich verärgert, jedenfalls sieht er mich alarmiert an, als wir aufeinander zugehen. Bevor ich etwas sagen kann, klopf er mir leicht auf die rechte Schulter. Es geht los, sagt er. Du bist keine Taskforce mehr, jetzt bist du der Kulturrat. Unser Mr Culture.

3. April

Wir sind heute morgen umgezogen, in ein größeres Büro auf dem 28. Stock. Das ist genau die Hälfte der Strecke zwischen der 4. und der 52. Etage. Für wenige Stunden hat die Größe des Büros den (irrtümlichen) Eindruck vermitteln können, die Lage habe sich von einem technischen Standpunkt aus verbessert.

Es gibt nur zwei Telefone, eines davon mit einem internationalen Anschluss. Das für uns nächstgelegene Faxgerät befindet sich auf der 36. Etage, der Kopierer steht noch auf dem 4. Stock und wird mit den anderen Babyorganisationen geteilt, einen Scanner gibt es nicht.

Ich habe mir zwar unweit der zehn von halbhohen Raumteilern umgebenen Arbeitsplätze eine Art Bucht hinter einer Glaswand ergattert, in der ich meinen Schreibtisch an einem Fenster aufbauen und mich selbst vor dem größten Durcheinander in Sicherheit bringen kann, aber nun sitze ich wie in einem Aquarium, und selbst wenn ich die Tür zu der Bucht schließe und in Kauf nehme, dass die nicht regelbare Klimaanlage sofort aufdreht und mir im höchsten Betriebsgang etwa fünfzehn Grad kalte Luft in den Nacken speit, die aus dem arabischen Redefluss heraustönenden englischen Gesprächsfetzen von nebenan entgehen mir nicht (emiratische Familienprobleme, das Für und Wider von Zweitfrauen, der neue Audi R8, das Anti-Aging-Programm von Lancome etc.).

Das Team hat sich um Khalil, Yasser und Tarek vergrößert, drei junge Kollegen, die bislang im Büro des Bosses für Events zuständig gewesen sind und deren wertvolle Erfahrung auf diesem Gebiet sie dazu befähigt, beim Kulturrat mitzumachen.

5. April

Es gibt Menschen in dieser Stadt, die so gut wie nie mit Emirates in Kontakt kommen und sich deshalb auch nicht vorstellen können, wie sich ein solcher Kontakt gestaltet. Ich bin sogar schon gefragt worden, ob ich mich als nahezu einziger Ausländer auf dem 28. Stock nicht einsam fühle. Im Gegenteil. Ich fühle mich belagert. Von Antragstellern, Journalisten, diplomatischen Strippenziehern und Lokalgrößen aus der internationalen Szene der Stadt, die jetzt gern mitmischen wollen. Ich bräuchte Hilfe.

Die neuen emiratischen Kollegen verfügen jedoch über eine profunde Begabung, sich aus der Arbeit rauszuhalten. Khalil hat das Modell eines Gulfstream G250 auf seinen Schreibtisch gestellt, das Familienflugzeug für verlängerte Wochenenden in London oder Genf. Ich bin ihm im Grunde noch nicht wirklich begegnet. Er nimmt zur Zeit intensiv Flugstunden. Tarek sammelt Oldtimer und hat mit seinen vierundzwanzig Jahren bereits siebenunddreißig Fahrzeuge. Das älteste ist ein De Dion Bouton, Baujahr 1913, das jüngste eine Buick-Century-V6-Turbo-Limousine aus den Achtzigern. Wie bei vielen Emirates verraten Tareks Gesichtszüge nicht den Araber. Er sieht aus wie ein Prinz aus dem Herzen Südindiens. Sein weißer Dschada, von dem ungewöhnlich viele Kordeln baumeln, gibt ihm zusätzlich Distinktion. Ich glaube, er wandelt vormittags gern durch den Tower und zeigt das Album mit seinen Autos herum, ein fast quadratisches, in grüne Seide gebundenes Buch mit großformatigen Fotos, auf denen meistens er selbst mit seinen Erwerbungen zu sehen ist. Den gestrigen Nachmittag hat er darauf verwendet, den Kollegen aus der Knowledge Authority seinen Rennstall zu zeigen. Die Garagen befinden sich außerhalb der Stadt auf dem Weg Richtung Abu Dhabi, und die Fahrt dorthin dauert so lange, dass ich mir vorgenommen habe, nachmittags nie mit Tarek zu rechnen.

Und Khor Dubai, diese *most comprehensive cultural destination*? Es wäre schön, wenn uns jemand sagen könnte, welche Rolle uns bei diesem Jahrhundertwerk zugedacht ist. Salem hat

manchmal keine Meinung, kommt aber später, nachdem er sich eine gebildet hat, auf die Ausgangsfrage zurück. Ich wünschte mir, der Boss wäre auch für mich zu erreichen. Salem hört sich meine Bitte an. Er sieht in solchen Momenten ein wenig hilflos aus, als müsse er mir sagen, mein Hosenstall stehe schon seit einer Stunde offen. Wir sitzen in meinem Aquarium und beobachten, wie die Sonne über dem Golf sinkt und der Verkehr auf der Stadtautobahn anschwillt. Vor meinem Fenster dreht sich ein Kran mit einem Bündel Metallstangen am Arm. Etwas bewegt sich, sage ich Salem. Und er sieht nicht mehr peinlich berührt aus.

6. April

Vier Bauinvestmentfirmen (darunter Al Atheem), sind mit verschiedenen Teilabschnitten des Creek beauftragt worden. Diese Abschnitte tragen stolze Namen: Theatre Land, Heritage Village, Global Art World, Culture Metropolis. Theatre Land und Heritage Village sind mehr oder minder identisch mit den Uferbebauungen links und rechts in der Nähe der Mündung. Marwan und seine Kollegen, die ich vor ein paar Wochen auf dem 52. Stock getroffen habe, wären jetzt am Zug. Sie haben gerade den Emir zweiundsiebzig neue Kultureinrichtungen angekündigt lassen. Von dem Komplex in Deira abgesehen, habe ich keine Informationen. Weil sich die andere Seite nicht meldet, nehme ich Kontakt auf.

Lina kommt aus dem Libanon und hat vor drei Jahren bei Culture Metropolis angefangen. Überall in der Stadt hängen und stehen großformatige Werbetafeln, auf denen das Bauprojekt besonders verwöhnten Kunden empfohlen wird: *High Sophisticated Arabian Lifestyle*. Dazu Abbildungen, die auch hier Häuser mit persischen Windtürmen zeigen. Und die Kultur? Wir stehen im Verkaufsbüro von Culture Metropolis, einer tennisplatzgroßen Halle, deren Boden mit farbigem Marmor ausgelegt ist und deren Rückseite aus einer Glaswand besteht, auf der hauchdünn eingezeichnet das künftige Leben von Culture Metropolis dargestellt ist (Menschen in Dischdaschs und Abayas, durch Alleen mit Villen und Palmen wandelnd, Kinder, mit einem Delphin plantschend, ein Jet über der Skyline). So wie diesen Saal könnte man sich ein sunnitische Gemeindezentrum vorstellen, wenn es so etwas gäbe. Allerdings würde man da mehr Menschen erwarten. Wir sind hier allein, von einer jungen Philippinin abgesehen, die hinter einem Tresen darauf brennt, uns einen Fruchtsaft anzubieten.

Foto 018 (halbe Seite)

Lina ist etwa in meinem Alter, und man sieht den tiefen senkrechten Falten auf der Stirn in ihrem Pokerface an, dass sie es hier nicht ganz leicht hat. Sie ist ein bisschen scheu, als wisse sie nicht recht, was sie mir sagen soll und darf. Glücklicherweise steht ein Modell von Culture Metropolis in der Mitte des Foyers: ein Tisch mit den Ausmaßen eines mittelgroßen Swimmingpools, auf dem die inzwischen vertraut wirkenden Villen, Büroanlagen und Hochhäuser aufgestellt sind. Alles nahe am Creek und ohne besondere Vorkommnisse. Lina sieht mich mit libanesischer Undurchdringlichkeit an und sagt, der Masterplan sei zwar verabschiedet, es kämen aber immer wieder neue Details hinzu. Ein fertiges Modell gebe es nicht. Gut, mich interessieren ja auch mehr die Kulturbauten. Lina zeigt auf ein Objekt, das auf den ersten Blick wie ein in der Sonne lümmelndes Warzenschwein aussieht. Da sei einmal ein Museum für zeitgenössische Kunst geplant gewesen. Sei gewesen? Man habe inzwischen den Komplex nebenan um einen Spa-Bereich erweitert. Das sei natürlich schade, sage ich und will wissen, ob es für dieses Museum schon ein Konzept gegeben habe. Ja, sagt Lina. Sie nennt eine Galerie in London, fügt aber hinzu, man habe das erst einmal nicht weiter verfolgt.

Ich blättere im Verkaufskatalog und entdecke einen jungen Dirigenten mit Orchester in Aktion. Die Position des Konzertsaals steht laut Lina noch nicht fest. Ich schaue mich auf dem Modell um. Platz für ein Konzerthaus ist eigentlich nirgends mehr auf diesem Wühltisch für Luxusimmobilien. Lina versucht meine Bedenken zu zerstreuen. Die Dinge seien noch im Fluss. Mehr könne sie derzeit nicht sagen. Ich will ihr antworten, dass ich das schade finde, denn ich sei ja keine Konkurrenz, sondern bei einer Regierungsbehörde angestellt, um mit ihr bei diesem und anderen Projekten zusammenzuarbeiten, aber da schaut sie hinüber zu den Liften, und dort hat sich gerade jemand aufgebaut, den sie mir unbedingt vorstellen muss. Matthew schüttelt mir beiläufig die Hand und lässt die Vorstellung mit zusammengekniffenen Augen über sich ergehen. Er ist kaum einssiebzig groß, dürfte um die fünfzig sein, hat ein rosiges Gesicht mit dunklen, in der Mitte zusammengewachsenen Augenbrauen, und als ich genau hinschaue, fällt mir auf, dass die Brauen nachgezogen sind. Matthew schaut mich weder beim Zuhören noch beim Reden an. Er ist Linas Boss und der Chefplaner von Culture Metropolis. Während er mit heiserer Stimme von den hohen Verkaufszahlen und dem noch höheren Termindruck spricht, kommt mir in den Sinn, dass Matthew mit seinem hautnah geschnittenen Versace-Anzug und einem kleinen Lederhütchen, wie ich es schon in Läden mit SM-Accessoires gesehen habe, gut ins

Rotlichtmilieu passen würde. Matthew ist Australier, höre ich, und er nuschelt vom Sydney-Effekt (in Europa Bilbao-Effekt). Kultur ist *landmark*, und landmark bringt höhere Immobilienpreise. Culture Metropolis will den Sydney-Effekt. Aber auch er gibt nur ausweichend Antwort auf die Frage, welche Kulturbauten mit welchen bedeutenden Architekten geplant seien. Es ist eben alles im Fluss. Außerdem hat Matt wenig Zeit. Der nächste Kunde steht hinter ihm, ein Chinese, bestimmt ein zuverlässiges Kaufversprechen, und schon hat Linas Chef den Gesprächspartner gewechselt, ohne sich verabschiedet zu haben.

7. April

Foto 020

Bei Global Art World steht ein Zwinger mit zwei Panthern im Verkaufsbüro. Die armen Viecher machen Rilke alle Ehre und patrouillieren hinter dem Gitter auf und ab, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Es riecht durchdringend nach totem Fleisch, was gut zu den hier überall auf erschöpfte Kunden wartenden Sofas aus Krokodilleder und dem Ferrari vor der Tür passt. Hier ist Marie Louise für Kultur zuständig. Sie sagt, sie kommt aus Syrien. Aus Verlegenheit fängt sie an, die Panther zu erklären. Global Art World sei in erster Linie als Themenpark gedacht, mit Schwerpunkt Dschungelbuch. Marie Louise hat die Finger einer Pianistin, geschmückt allerdings mit je drei goldenen Ringen, die sich (außer bei den Daumen) über ein ganzes Fingerglied stülpen und mit Steinen besetzt sind, und diese Finger kreisen auf meine Frage nach Theatern oder Museen suchend über Palmenhainen, Wassertümpeln und Villenanlagen. Das erinnert ein bisschen an Monopoli. Den Themenpark selbst dürfe sie mir nicht zeigen, der werde gerade von einer Animationsfirma aus Kalifornien entwickelt.

Foto 019

Bleibt also, mich nach Heritage Village zu erkundigen. Interessanterweise müssen wir erst herausfinden, wo deren Kulturbeauftragter sitzt. Wir stellen fest, nirgendwo, denn es gibt ihn gar nicht. Das Village und insbesondere seine Kultur befinden sich in den Händen von Hessam, einem Beamten des Stadtplanungsamtes. Da Hessam kein richtiges Büro zu haben scheint, kommt er lieber zu Besuch. Man sieht sofort, Hessam ist ein ungewöhnlicher Emiratie. Ende dreißig und ohne eigene Familie, lebt er bescheiden bei seiner Mutter in einem Häuschen, das

sich unglücklicherweise in der Einflugschneise des Flughafens befindet. Sogar Scheich Mohammed habe sich von ihm schon die Frage gefallen lassen müssen, warum sie den Flughafen so nahe an die Stadt bauen mussten. Das spudelt aus ihm heraus, kaum, dass er die Papierstapel von einem der Stühle heruntergenommen und sich hingesetzt hat. Er schaut sich in unserem Chaos um und findet es schön hier. Man sollte stets in einer angenehmen Umgebung arbeiten, sonst seien die Früchte ihrer Arbeit nichts wert. Er kommt abrupt auf den Gegensatz von Zufall und Ordnung zu sprechen. Die Chaostheorie interessiere ihn besonders, denn Versuche, das Extreme zu beschreiben, seien bislang selten erfolgreich gewesen. Man müsste, grübelt er, die Chaostheorie einmal auf die Emirate anwenden. Leider bleibt er nicht länger bei diesem Thema. Irgendwie hat er es innerhalb von zwei Sätzen geschafft, auf seine Reiselust zu sprechen zu kommen. In seiner Freizeit zieht es ihn nach Grönland und Patagonien, denn er mag nichts lieber als Gletscher (Extreme). Außerdem sei er dafür, dass wir alle sofort auf das Fahrrad umsatteln.

Hessam ist vielleicht ein verkappter Grüner, aber auch zum Thema Heritage hat er eine Menge zu sagen: Die Emirates seien keine Künstler und hätten für ihre eigene Tradition lange nur Verachtung übrig gehabt. Die Inder hätten sie in Anzüge gesteckt, und der Dschadasch sei nur deshalb wieder in Mode gekommen, um den Indern und der ganzen Welt zu zeigen, wer jetzt Herr im Land sei. Aber kulturell seien die Emirates Beduinen geblieben, mit unbestimmter Identität und Herkunft. Ich solle mir doch bloß den traditionellen Stocktanz einmal anschauen. Würden so nicht eigentlich die Massai tanzen? Gesegnet sind die staubigen Küsten hinter dem Oman, die mich anerkennen, ohne mich gesehen zu haben, soll der Prophet über die Region hier gesagt haben. Er hätte also nicht einmal einen richtigen Namen für sie gehabt.

Und was wird nun aus dem Heritage Village nach dem „Announcement“ von Khor Dubai? Hessam hebt hilflos die Hände. Sein an den Enden ausfransender Schnurrbart zittert leicht, weil er die Oberlippe krauszieht wie ein trotziges Kind. Damit habe er nichts zu tun. Eine theatralische Geste, aber ich spüre, Hessam will tatsächlich nichts damit zu tun haben. Er liebt Grönland, Radfahren und eine schöne, chaotische Umgebung zum Arbeiten. Was er bestimmt nicht liebt, sind Stress und neue Aufgaben.

9. April

Die Nomenklatura des Kunstmarktes macht Station in der Stadt, denn es ist Messe. Der Scheich hat die Ausstellung eingeweiht, in seinem Gefolge Dutzende von sogenannten Vertrauten, der Boss, Marwan, Salem und meine emiratischen Kollegen. Ich ziehe es vor, mir die Sache von der Seite anzusehen und komme etwas später. Eines der Kunstobjekte sorgt für Aufregung: eine Kamelpuppe, die aus einer Truhe herausguckt. Sie hat anscheinend nicht dem Herrscher, aber einer anderen einflussreichen Figur aus dem Establishment missfallen und soll aus den Augen der hiesigen Öffentlichkeit verschwinden. Der Galerist, der das Kunstobjekt anbietet, weigert sich ein bisschen und gibt erst nach, nachdem die Meldung über den Ticker gelaufen ist. Bestimmt wird demnächst in einigen angelsächsischen (und eventuell auch deutschen und französischen) Zeitungen von Zensur auf dem Kunstmarkt die Rede sein. Trotzdem begrüßen sich die üblichen Verdächtigen von Christie's, Sotheby's, dem New Yorker Chelsea District und der Londoner Bond Street mit Wangenküssen und Stehempfangen, auf denen sich Künstler wie Ai Wei Wei, Daniel Buren oder Tony Cragg herumreichen lassen. Alle reden von der Geschwindigkeit, den Wolkenkratzern, der Weltstadt des 21. Jahrhunderts. Sie beschwören die neuen Märkte und bejubeln die gutgehende iranische Gegenwartskunst, freuen sich auf den Sundowner am Strand, haben nach einem Tag Aufenthalt für neugierige internationale Nachrichtensender knallharte Analysen über die Stadt und ihre Zukunft als Kunstmetropole parat und amüsieren sich über die Kamelgeschichte. Man hat den Eindruck, dieser Tingeltangel sei tatsächlich so etwas wie ein trojanisches Kamel für den ewig hungrigen Betrieb.

Bouman ist auch zurück und lädt mich zum Frühstück ins Grosvenor ein. Es ist, als würden wir uns schon seit Jahren kennen und hätten einfach das Parkett gewechselt. Bouman gibt zu, bisher mangle es noch an guten Architekturprojekten. Überraschenderweise sind wir uns einig, dass das nicht so sehr an der Architektur liege, und überraschenderweise glaubt er trotzdem, es müsse ihn interessieren. Wir sind in diesem irgendwie hastigen Gespräch bei *Kultur* angekommen, dort, wo sie wie Stadtplanung aussieht. Gibt es eine Möglichkeit zu verhindern, dass die Emirates sich dabei ausschließlich von Experten beraten lassen, für die Perth oder Miami die beispielgebenden Kulturmetropolen sind? Wir sprechen darüber, ob und was Europa hier beitragen könnte. Europa als Selbsterfindungsgenerator. Bouman muss in einer Viertelstunde einen Klienten treffen. Wir haben uns möglicherweise sowieso verstanden. Ich habe ihm kein Museum anzubieten, und Bouman scheint es darauf auch gar nicht angelegt zu haben.

Ich rede in dieser Viertelstunde, anfangs zögerlich, weil ich mir selbst nicht im Klaren bin, von einem Transitraum, mit dem man diese Operation *Kultur* einleiten könnte: einer Spielstätte, die für Musik, Theater und Ausstellungen geeignet ist, für Bharatnatyam, Maschrek-Kalligrafie, Hip-Hop-Konzerte und vielleicht auch die Berliner Philharmoniker; ein Zentrum für die Künste, das leicht zu bauen ist und nicht viel Geld kostet. Also in jeder Hinsicht der Architekturwirklichkeit der Stadt widerspricht. *Ridiculously modest*, sagt Bouman. Natürlich am Creek. Ich kenne in der Nähe unseres Komplexes ein unbenutztes Amphitheater, das wir für diesen Zweck umbauen könnten (ein billiges Halbrund zwischen künstlichen, begrüneten Hügeln, vergessen im Tumult der Baustellen und Verkehrsstaus und Touristenanmache auf den Märkten, mit einem sonnengeschützten Blick über den Creek).

10. April

Ich bekomme Kurznachrichten auf mein Handy: *Enjoy off-peak rates on international calls*.

Oder: Im Boulevard 1 ist ab sofort alles 70 % off. Galeano, National Costume, Serge Lutens on sale. Saks 5th Avenue is watching you. Woher kennen all diese Leute meine Nummer? Oder ist Hessams Chaostheorie im Spiel?

Man kann behaupten, eine Shoppingmall sei nichts weiter als der arabische Basar für das 21. Jahrhundert, der (weil wir uns in der Wüste befinden) klimatisierte Marktplatz für alle, Kind und Kegel, Bauer und Edelmann. Technologie macht es möglich, dass gleich eine Skipiste eingebaut ist (haben wir nicht auch künstlich angelegte Rodelbahnen?), das Volk entweder von Liften und Rolltreppen bewegt wird oder über pausenlos von pakistanischem Personal sauber gehaltenen Marmor, Porphyrt oder Granit schreitet.

Foto 022

Du tändelst zum homophonen Singsang einer hauseigenen Loungemusik durch die tadellosen Galerien der Mall of the Emirates und lässt dir in einem Schnellcafé von einem indonesischen Boy einen Grande Latte über den Tresen reichen. Für einen Moment versuchst du dir die Hände, Augenpaare, Gedankengänge von Menschen auf dem halben Globus vorzustellen, die daran

beteiligt gewesen sind, dass du jetzt diesen Pappbecher mit einer Mischung aus Wasser, Eiweißen, Fetten und Kohlenhydraten in den Händen hältst.

Du begegnest einer vielköpfigen emiratischen Familie. Die Kids tragen nur den Dischdasch (auf dem Kopf keine Guthra), schwenken manchmal die Arme, um ihren massigen Körper voranzubringen, denn viele dieser Kids haben Übergewicht (und auch Diabetes). Sie können mit diesem Körper gar nicht richtig Kind sein, denn er ist zu schwer für ihre Motorik und die immer noch vorhandene Lust am Herumtollen. Die zart gebauten Mütter schreiten wie schwarze Statuen durch die Menge, oft die Hände vor der Brust, ein pinkfarbenes Handy umklammernd, sie schreiten an Plakaten vorbei, wo emiratische Frauen wie schwarze Statuen durch Shoppingmalls wandeln. An der Seite von Ehegatten, die hier nichts weiter sind als Ehegatten, die rechtzeitig die Kreditkarte ziehen. Aber du siehst auch europäische Touristen in kurzen Hosen, mit sonnenverbranntem Gesicht, nervös die Regale nach Schnäppchen absuchend; dreißigjährige libanesische Investmentbanker, die mit Seitenblicken in Schaufenstern ihr Spiegelbild überprüfen, sich ihren Gang und ihren Stil von einer Boss-Werbung abgeguckt haben. Britische Teens, die im Multiplex 'Ratatouille' gesehen, polnische Akrobaten, die unter dem Glasdach der Zentralhalle eine Vorführung auf dem Hochseil geboten haben, eine französische Familie, die einen übervollen Einkaufswagen Richtung Parkhaus vor sich her schiebt, einen Clown, der Lose verteilt, mit denen man einen Bentley gewinnen kann, Immobilienberater, die dir auf einem Bildschirm deine Traumvilla in Culture Metropolis zeigen wollen ...

Foto 021 (moeglichst gegenueberliegende Seite zu Foto 022)

Die Shoppingmall ist das sadomasochistische Freudenhaus des globalen Konsumismus. Kaufen ist hier nicht einfach eine Ware-Geld-Beziehung zwischen Händler und Kunden, sondern ein nicht enden wollendes Wechselspiel aus Anmache und Orgasmus, bei dem beide Seiten unentwegt geben und nehmen, zuschlagen und geschlagen werden. An der Marke erkennst du ihre Lüste, das Preisschild ist die Peitsche. Die tallierte Abaya von Dior, die neue LV-Handtasche mit der ausgefallenen Silberschnalle (und 12-Karat-Stein), der Seidenteppich aus Isfahan und das Olivenbrot von Paul, fondée en 1889, die Sonnenbrillen und Knoblauchpressen, Reisekoffer und Mingvasen, Bionicles und Game Boys dienen einer Triebentladung, wie sie andernorts in Fußballstadien oder Straßenschlachten stattfindet.

Vor dem zur Mall gehörenden Kempinski hält ein Lincoln Towncar im Classic Wave Millennium Style. Ihm entsteigen ungefähr fünfzehn Sieben- oder Achtjährige auf dem Weg zu

ihrer Geburtstagsparty im St.-Moritz-Café gleich neben der Skipiste. Die Kids wirken nicht besonders aufgeregt. Einige von ihnen schleppen sich mit großen Geschenkpaketen ab, andere haben für diese Aufgabe ihre Nanny dabei. Die Kids werden von Müttern begleitet, die ungefähr zeitgleich in ihren Cayennes und Landcruisern vorfahren. Die Mütter kommen aus England und Frankreich, westlich gekleidete Saudis oder Emirates sind auch dabei, armbereift, die Haare von einem Stirnband zusammengehalten, sachte gebräunte Haut, schick und mit Leidenschaft für ihren Nachwuchs engagiert.

Du siehst ihnen nach und spürst diese sanfte Gier in allem, eingehüllt vom Geruch schmelzenden Zuckers und Chanel No 5, Nappaleder und Schweiß, Weihrauch und künstlichem Schnee. Die Geburtstagsparty hat sicherlich längst begonnen, aber du stehst immer noch auf dem hochpolierten Marmor und kommst nicht vom Fleck, denn du vernimmst das unaufhörliche Locken eines babylonischen Massenchors, dessen Kanon dir schrankenloses Glück verspricht. Ewige Lust. Bis gleich.

Foto 023

11. April

Ein zweites Frühstück mit Bouman im Grosvenor. Seine Assistenten haben mir vorab den Entwurf geschickt. Eine (absichtliche? - Habe nicht gefragt ...) Referenz an den Mies van der Rohe-Bau in Berlin: Amphitheater und Kunsthalle (eine schlichte Kiste) von einem gewaltigen Flachdach überragt, an dem ein Vorhang herabgelassen werden kann, um das Amphitheater von außen abzuschließen. Die Kunsthalle hat – wie ich mir gewünscht hatte – einen beweglichen Teil, eine Art Container, mit dem man den Creek befahren oder den man an anderen Orten (oder in anderen Städten) aufstellen kann. Budget ca. hundert Millionen Dirham, Bauzeit maximal zwölf Monate. Ich sage, es erinnere an einen Pavillon. Bouman strahlt.

Salem hat bei der ersten Vorstellung keine Meinung. Den anderen, die ich am Vormittag zusammenrufe, um ihnen den 'Creek-Pavillon für Theater und Kunst' (mein Arbeitstitel) zu zeigen, gefällt er. Natürlich auch, weil ihn der berühmte Architekt entworfen hat. Sie haben zwar noch nie von ihm gehört, aber Khalil googelt ihn, und sie sind beeindruckt. Salem kommt am

Nachmittag mit guten Nachrichten. Der Boss habe das Projekt grundsätzlich gutgeheißen. Bevor wir es ihm präsentieren können, müssen wir die Machbarkeit prüfen.

Also lade ich Firmen ein, die sich auf Bauprojektmanagement spezialisiert haben. Noch am selben Tag treffe ich drei Kandidaten. Die Leute arbeiten an dicken Aufträgen, bauen die üblichen Hotel-/Büro-/Shopping-Monster und sagen mir alle das gleiche. Unser Pavillon ist zu klein. Dafür sei so leicht keiner zu gewinnen. Ein Australier, der mich irgendwie an den in Trauer und Wüste verwitterten Vater in ‚Paris, Texas‘ erinnert, gibt mir mit einer schleppenden dünnen Stimme eine Lehrstunde: Es sei zu viel los hier, als dass man sich solche (dazu noch komplizierten) Kleinigkeiten leisten könne. Planungsbüros und Baufirmen machten sich nur dann die Mühe, wenigstens zuzuhören, wenn der Auftrag eine Milliarde Dirham überschreite. Diesen Krümel hier, sagt der Australier wohlwollend, werde nur schlucken, wer vom Herrscher persönlich dazu gebeten werde. Ich habe verstanden und verspreche mich wieder zu melden.

13. April

Meine Nachbarn haben einen Streit. Ihre Stimmen verweben sich mit einem Gespräch, das ich mit Bouman führe. Es geht um den Pavillon. Jetzt jammert jemand nebenan. Ich werde wach und höre die Stimmen und den Alarm deutlicher. Noch ein Augenblick der Verwirrung, dann raffte ich mich auf und taste mich durch die Wohnung, ohne das Licht anzumachen. Vor allem der Heulton wird immer aggressiver und kommt keineswegs aus dem Nachbarapartment, sondern aus meiner Küche. Er ist überall! Die Sirene dringt irgendwie direkt ins Kleinhirn. Ich reiße mein Hemd und die Hose, die über dem Stuhl hängt, hoch, suche meine Brieftasche, sehe mich ratlos um und spüre den Puls am Hals und wie die Beine schwer werden. Draußen im Hausflur offenstehende Türen. Der Alarm ist jetzt so laut, dass mir die Tränen in die Augen steigen. Die Lifte sind außer Betrieb, und endlich finde ich die Tür zu den Fluchttreppen. Da der Abstand von Absatz zu Absatz nur sieben Stufen beträgt, überspringe ich sie in einem Satz. Ich erinnere mich, es schon als Siebenjähriger auf dem Weg zur Schule so gemacht zu haben, ehrgeizig jedes Mal mehr Stufen nehmend, bis ich eine ganze Treppe hinabsausen konnte, in jenem Hochhaus, das ich mit meinen Eltern bewohnt habe, bis ich mit siebzehn ausgezogen bin.

Aber ich fliege jetzt wie in Zeitlupe. Auf Etage 33 geht es erst einmal nicht weiter. Am anderen Ende des Ganges gibt es eine feuersichere Tür, die sich durch eine vertikal befestigte Stange aufdrücken lässt. Hier gähnt ein anderes Treppenhaus. Ein Stockwerk tiefer stehen Kisten im Weg, ich stolpere über Müllsäcke, weiter unten liegt ein Fahrrad quer über den Stufen. Ich sehe einen Schatten knapp unter mir, und mit einem Sprung bin ich hinter ihm und sehe, es ist mein schwerer bahreinischer Nachbar Khalil, der sich humpelnd und brummelnd nach unten quält. Khalil ist der erste Konkurrent in diesem Wettlauf. Und obwohl die Sirene weiter an meinem Kleinhirn stichelt, hole ich zum ersten Mal tief Luft. Irgendwann, nach Ewigkeiten oder zwei Minuten (Khalil muss jede Stufe einzeln nehmen, wir haken einander die letzten Stockwerke unter) stehen wir vor einem indischen Wachmann, der gerade aus einem Korridor auftaucht und uns ratlos anstarrt. Er scheint nicht zu wissen, was los ist, geschweige, wo man sich einzufinden hat, also halten wir uns nicht weiter mit ihm auf und finden nach einigem Irren den Weg ins Foyer. Merkwürdigerweise hat sich die Mieterschaft hier und nicht vor der Tür versammelt. Auf der Couchgarnitur vor der Rezeption kauern mehrere chinesisches aussehende junge Frauen und wimmern vor sich hin. Ein paar Araber palavern mit den uniformierten Indern vor den Liften. Ich höre jemanden auf Deutsch "Keine Panik" rufen.

Die Schiebetür nach draußen öffnet sich, und ein dunkelhäutiger Mann mittleren Alters tritt ein, mit weißer Kappe auf dem Kopf, gefolgt von einem Emirates-Chauffeur, der ihm den Koffer trägt. Der Schwarze hat enorme Nasenflügel, die seinem Gesicht einen hochmütigen Ausdruck verleihen, als seien wir hier drin alle nichts als Memmen. Ich bin froh, dass so viel durcheinander geschrien wird, das dämpft die Wirkung der Sirene. Khalil ist der einzige Mann in Dischdasch. Er schiebt sich an die Rezeption und spricht den schwächlichen Mann dahinter an, der darauf seine spitzen Schultern hochschnellen lässt, als sei er gerade der Brandstiftung verdächtigt worden. Die Uhr über seinem Kopf zeigt auf halb zwei.

Zehn Minuten später wird immerhin der Alarm abgestellt. Die Leute im Foyer beruhigen sich und fahren nach und nach zurück in ihre Apartments. Khalil kommt mit unbewegtem Gesicht auf mich zu und macht eine wegwerfende Geste. Jemand habe im Treppenhaus geraucht und den Alarm ausgelöst. Die Wachleute hätten anfangs nicht gewusst, wie ihn wieder abstellen, und von außen Hilfe holen müssen. Als ich mit ihm zum Lift gehe, knicke ich mit dem linken Bein ein. Ich spüre meine Kniekehlen nicht mehr.

15. April

Ich konnte mich gestern und heute aufgrund von Muskelkater nicht bewegen (vermutlich eher einem Panikkrampf geschuldet als der Springerei im Treppenhaus) und habe vom Computer aus die Stellung gehalten. Obwohl die Lichter der Türme und Baustellen da draußen vertraut herüberfunzeln, kommt mir diese Position heute entscheidend labiler vor als bisher.

16. April

‘Aida on Fire’ im Garten des Hotels Emirates Palace von Abu Dhabi ist eine gute Gelegenheit, mich zurückzulehnen und zuzuschauen, was die neue Kulturmetropole schon so zu bieten hat: eine dreieinhalbstündige deutsche Opernproduktion, die durch zwanzig Länder (Asiens und Südamerikas) tourt. Orchester und Chor aus Usti nad Labem und Sänger, die bestimmt kein Besetzungszettel eines nennenswerten Opernhauses kennt. Ich sitze in einem temporären Theaterraum unweit vom Strand unter freiem Himmel, umgeben von Zelten, und höre Musiker und Sänger wie von einer Schallplatte, die Anfang 1945 in einer deutschen Großstadt während nächtlicher Bombardierung aufgenommen worden sein könnte. Denn nicht nur die Musik wird verstärkt, sondern auch ein tückisches, abrupt an- und abschwellendes Rauschen und Knallen, das die steife Brise vom Golf her verursacht. Aida, Radames und Amneris stehen sich gegenüber, machen immer mal wieder eine Geste der Leidenschaft, aber ich sehe, ihnen ist die Rauscherei natürlich auch peinlich. Hinter mir biegen sich Palmen, über der Scheinwerferbrücke steigt der Halbmond auf. Ich sitze unter den *artists’ guests*. Zwei russische Paare zu meiner Linken haben im Park Champagner gebunkert, weshalb sie immer wieder hinauslaufen und umso ausgelassener hereinkommen. Irgendwann wird es einem Araber vor ihnen zu bunt. Der Mann zischt gekonnt wie eine langjährige Abonnettin aus Wilmersdorf nach hinten, und für ein paar Minuten kehrt Ruhe ein. Die Amerikaner zu meiner Rechten haben interessante Dinge auszutauschen. Er kann die Übertitelung nicht richtig entziffern, sie fragt, in welcher Sprache die Leute da vorn eigentlich singen. Vor uns, in den *diamond stalls*, sitzen neben Seiner Hoheit und den Exzellenzen vor allem Menschen, die hier zu Hause sind: Frauen in edel gewirkten dunklen Schleiern und Männer in weißen Dischdaschs. Sie folgen andächtig dem seltsamen Schauspiel

rund um die Bühnenbildpyramide und haben keinen Grund, in den Park zu verduften. Am Ende applaudieren sie am eifrigsten.

In der Pause ziehe ich mich in eines der riesigen Sitzkissen am Wasser zurück und rauche eine Schischa. Hinter einem Palmenhain hockt der Emirates Palace wie ein fatter Leuchtkäfer im Sand. Die Kuppel wechselt alle zwanzig Sekunden die Farbe. Emotional kommt mir Grün am nächsten. Nachdem die Show zu Ende ist, warte ich am Eingang eine Viertelstunde auf ein Taxi, das mich zurückbringen soll. Inzwischen fahren vierzehn Porsches, acht Bentleys und fünf Ferraris vor. Auf dem Rückweg durch die nächtliche Wüste bitte ich den Fahrer, das Radio anzuschalten. Wir finden einen Sender mit hübschem Mumbai-Pop, und ich drücke mich erleichtert in die Polster.

21. April

Die Adresse ist Kensington, nicht weit vom Imperial College. Salem sitzt schweigend neben mir in dem Kleinbus, der uns vom Hotel abgeholt hat, und beobachtet die Reiter und Skater, die wir unter wollig-grünen Baumkronen im Hyde Park überholen. Ich weiß nicht, ob ihm der Boss wirklich nicht mehr über das Treffen gesagt hat, als er mich hat wissen lassen. Ohne Dischdasch fühlt er sich nicht wohl, hat er mir schon am Flughafen gebeichtet. Er trägt einen Rollkragenpullover und eine Jeans. Ich sehe ihn zum ersten Mal in diesem Aufzug. Er hat die schwarzen Haare offenbar hin- und herzubürsten versucht, aber sie stehen in alle Richtungen ab, wie ein Protest gegen die Kleiderordnung, in die er sich fügen muss. Der Wagen erreicht eine Privatstraße und passiert die Schranke. Wir halten vor einem hohen schmiedeeisernen Tor. Salem gibt auf einer Tastatur den Code ein. Jemand spricht etwas auf Arabisch durch einen kleinen Lautsprecher, Salem antwortet, und das Tor öffnet sich. Die Stadthäuser hier stammen aus dem guten alten Viktorianischen Zeitalter, aber man sieht ihnen die Jahre nicht an. Wir betreten einen Flur und fahren mit dem Lift nach oben. Dort erwartet uns ein junger Mann in schwarzem Anzug, der um die trainierten Schultern spannt. Er nickt uns knapp zu, geht etwas breitbeinig ein paar Schritte vor uns her und öffnet die Flügeltür zu einem weitläufigen Büroapartment. Einer jener Araber kommt mir entgegen, die ich vor ein paar Wochen zusammen mit dem Scheich in der Lobby des Business Tower Hotels getroffen habe. Er wirkt sehr leutselig,

schüttelt kräftig unsere Hände und führt uns in einen Salon, in dem Scheich Mansour und ein anderer Mann auf Le-Courbusier-Sesseln sitzen und halblaut hastig miteinander reden, als müssten sie noch etwas zu Ende bringen. Wir haben uns auf wenige Meter genähert, da ruft uns der Scheich eine arabische (und dann auch englische) Begrüßung zu, und die Herren erheben sich, aber nur, um ein paar Schritte weiter in der Nahe des Kamins gemeinsam mit uns an einem antiken Tisch aus Nussbaum Platz zu nehmen, auf dem Kunstkataloge zu moderner Kalligrafie herumliegen. Eine asiatische Haushälterin huscht herein und nimmt Getränkewünsche entgegen. Scheich Mansour trägt einen hellen maßgeschneiderten Anzug, an dem die Aufschläge aus braunem Leder auffallen, dazu eine superschmale anthrazitfarbene Krawatte auf cremefarbenem Hemd. Sein Haar ist kurzgeschoren und ohnehin spärlich, was seinem Kopf Strenge verleiht. Die Art, wie er schnell zur Sache kommt, hat etwas Aufgesetztes. Ich wette, er liebt es eigentlich zu tratschen. Hinter der Fassade der Ernsthaftigkeit wittere ich irgendwie die Tunte. Ich sehe das an der Art, wie er die Hände zurückbiegt und gern seine Fingernägel betrachtet, die in der Tat sehr schön gepflegt sind.

Mit einer zwar lässigen, aber flinken Handbewegung deutet er auf den anderen. Mr Matthieu ist Kunsthändler und Marketier. Vor allem Marketier mit Büros in Paris, Genf und London. Obwohl Mr Matthieu eine algerische Mutter hat, spricht er sehr schlecht Arabisch, liebt nach eigener Aussage die Künste und die Künstler und hat wahrscheinlich eine Menge Geld mit Großevents gemacht. Unter anderem richtet er die Partys bei Formel 1, den Fashion Weeks in Paris, Miami und New York, die Empfänge der G8 und die Preisverleihung in Cannes aus. Er dürfte Mitte fünfzig sein und kennt, wie Scheich Mansour beteuert, schlichtweg jedermann in Politik, Wirtschaft und Kultur. Matthieu hört sich das mit gespielter Ungeduld an und fügt dann hinzu, dass sein Herz aber vor allem für die Kunst und den Sport schlage. In dieser Reihenfolge. Da die beiden Herren über unsere Mission vermutlich mindestens so viel wissen, wie wir selbst, müssen wir uns nicht lange mit Vorreden abplagen. Mansour steigt gleich ins Thema ein. Ziel unseres Treffens sei es, die wichtigsten Schritte für die Entwicklung einer Strategie festzulegen, mit der der Kulturrat seinen Auftrag erfüllen könne. Er und ich hätten zu diesem Thema ja bereits Gespräche geführt. An dieser Stelle schiebt der neben ihm sitzende Mitarbeiter eifrig einen Zettel rüber, den Seine Hoheit aber nicht weiter beachtet.

Er habe bereits mit dem Boss die Umsetzung des Designzentrums besprochen und dessen Zustimmung erhalten. Architekt Zold, laut Scheich Mansour ein neuer Star der europäischen

Szene (dem Namen nach vielleicht ein Ungar, habe noch nie von ihm gehört, gebe das aber nicht zu), sei informiert und stehe für detaillierte Gespräche jederzeit zur Verfügung (das sagt er vor allem zu mir). Seine Firma sei im Gespräch mit einer der besten Designschulen der Welt, außerdem beabsichtige er die Gründung einer Filmhochschule mit einem renommierten kalifornischen Partner. Und hier käme Mr Matthieu ins Spiel. Seine Erfahrungen auf dem Gebiet Events und Marketing seien unbezahlbar.

Matthieu fällt dem Scheich, der gerade in Fahrt gekommen ist, ins Wort und erklärt in Salems Richtung, seine Firma habe bereits größere Aktivitäten im Mittleren Osten. Er erwähnt die Festivals von Balbek und Byblos, die Auftritte Madonnas und der Stones vor Jahren in Giseh. Ein lokales Büro in der Stadt sei vorgesehen.

Auch Matthieu ist jetzt in Stimmung, aber da geht die Tür auf, und ein zierlicher weißhaariger Mann von kleinem Wuchs kommt herein. Ich erkenne sofort, es ist Banderas, der argentinisch-französische Bestsellerautor mit Schwerpunkt einsame junge Frauenherzen und einer Tendenz zum Mystischen. Er trägt schwarze Jeans und einen schwarzen Sweater, vor allem trägt er aber ein bedeutungsvolles Grinsen, das durch seine aufgeworfenen Lippen etwas Faunistisches hat.

Während er auf uns zukommt und sich laut und ironisch (in seinem aufgeladenen argentinischen Schnellfeuerenglisch) bei Scheich Mansour darüber beschwert, am Tor nicht gleich reingelassen worden zu sein, dreht er sich hin und her, schaut sich ostentativ nach allen Ecken des Salons um und macht aus seiner Ankunft eine Szene, die er in einer ‚Tartuffe‘-Vorstellung der Comedie Française abgeguckt haben könnte. Scheich Mansour plaudert einen Augenblick über die Unzuverlässigkeit der britischen Wachdienste, stellt Banderas kurz vor (für wen? Salem scheint ohnehin gewusst zu haben, wer an dem Treffen teilnehmen würde, Banderas ist wahrscheinlich längst beim Boss gewesen) und rekapituliert, worüber wir inzwischen geredet haben. Ich höre ihm zu und begreife immer mehr, dass, wenn er etwas sagt, es für ihn als besprochen gilt.

Aber dann übernimmt unser Schriftsteller. Er kratzt sich an seinem kurzgeschnittenen Kinnbart und beginnt mit betont zurückgenommener Stimme, als müsse er ein Geheimnis loswerden, die Zukunft des Mittleren Ostens zu malen. Zwei Optionen: Alles geht im (arabisch-israelisch-iranisch-amerikanischen) Konflikt unter oder die jungen, erfolgreichen Staaten am Golf werden beispielhaft für einen friedlichen und nützlichen Austausch mit der Welt. Ich sehe, wie Scheich Mansour und Matthieu sich zurücklehnen und einen kurzen Blick wechseln. Sie wirken aufgeräumt und hören Banderas nicht zum ersten Mal so reden. Die Welt sei in der neuen Stadt

am Golf zu Hause, raunt der Schriftsteller beinahe. Er bekäme aus der Region so viele Anfragen, dass er (zum Leidwesen des Webdesigners) seine Homepage inzwischen auch auf Arabisch eingerichtet habe. Sein letztes Buch habe sich in der muslimischen Welt großartig verkauft (offenbar spielt es in Dubai). Die Stadt sei ein *role model* für den modernen Islam. Aber auch für die Christenheit, denn nirgendwo sonst sei es gelungen, zwischen Menschen mit einander widersprechenden Glaubensbekenntnissen einen derart toleranten Ausgleich zu finden. Das Einzige, was noch fehle (Banderas hat jetzt die Füße auf dem Stuhl unter seinen Hintern geschoben und ist in einer Art Schneidersitz eingerastet), sei die *Seele*. Hier legt Banderas eine kleine Kunstpause ein und fragt mich darauf, welche Städte, meiner Meinung nach, „role model“ für den Kulturaufbau am Golf sein sollten? Ich nehme mir auch Zeit, in die Runde zu schauen, und bilde mir ein, mindestens bei Matthieu Langeweile ausgemacht zu haben. Berlin und Barcelona sage ich dann, mehr um mein Publikum zu testen. Banderas rappelt sich aus seinem Schneidersitz hoch, kommt um den Tisch herum auf mich zu und schüttelt mir die Hand. Richtig! Das sehe er auch so! Banderas freut sich, aber er meint es ernst, kein Zweifel. Ich schiele hinüber zu Scheich Mansour. Der scheint es auch zufrieden zu sein. Banderas kehrt in den Schneidersitz zurück. Der Moment ist gekommen, in dem ich mich für diese ermutigende und prominente Unterstützung bedanke.

Später kratzt sich der Schriftsteller noch einmal am Bart. Er glaube, man müsse einen Weltrat für globale Kultur mit Sitz in der Stadt ins Leben rufen. Für dieses Projekt würde er sich sogar als Botschafter zur Verfügung stellen.

Als wir im Kleinbus wieder durch den Hyde Park gondeln, hat Salem zum ersten Mal heute etwas Substantielles zu sagen: Matthieu müsse an Bord genommen werden. Ohne Events würde das nichts mit der Kultur. Großkonzerte, Großmessen, Festivals. Matthieu könne das. Banderas sei ein Freund Seiner Hoheit. Die Stadt brauche Freunde wie ihn oder Scheich Mansour. Ich: Die unsere Projekte durch ihre Geschäfte ersetzen? Salem schaut über die Schulter des Fahrers hinweg starr geradeaus. Das sei nicht seine Entscheidung. Und das wiederum keine Antwort, wende ich ein, und dass ich unter solchen Bedingungen nicht zu arbeiten wünsche. Salem nimmt es äußerlich gelassen hin. Er sei mir dankbar für die Offenheit, dafür sei ich ja Mr Culture. Die Regierung müsse trotzdem alles abwägen. Sollte ich in dieser Hinsicht Sorgen haben: Bisher stelle niemand den Deira-Komplex infrage. Wenn ich schon wenig Vertrauen in die derzeitige

Führungsstruktur hätte, sollte mich beruhigen, dass derzeit nach einem Generaldirektor für den Kulturrat gesucht werde.

Am Nachmittag bei Touitou, unserem Architekten, in seinem Atelier in Islington. Ein schlaksiger Typ in den späten Fünfzigern, graue Mähne, Kettenraucher. Er scheint beunruhigt, weil der Vertrag für die Ausführung bislang noch nicht unterschrieben wurde. Ich gebe zu, das nicht gewusst zu haben. Jetzt erzählt er seine Geschichte: Marwan habe ihn vor zwei Jahren in die Stadt gerufen und ihm gesagt, sie wollten seinen Entwurf bauen. Dann habe man ihn gebeten, noch einen Tag zu bleiben. Am nächsten Morgen sei er aufgefordert worden, in einen Ballroom zu kommen. Dort habe er den Emir angetroffen, umgeben von ein paar Dutzend Emiratis und lokalen Medien. Sie hätten an einem langen Tisch gesessen, mit dem Modell seines Entwurfs vor sich. Der Emir habe ihm vor laufender Kamera gratuliert. Marwan habe ihn aus dem Saal begleitet und ihm versichert, die weiteren Schritte der Projektentwicklung sofort einzuleiten und sich bei ihm zu melden. Am nächsten Tag habe in der Zeitung gestanden, der Emir habe den Bau des größten Theaterzentrums der arabischen Welt angekündigt. Dazu ein Foto mit Seiner Hoheit, ihm (Touitou) und seinem Modell. Man sei in diesem Artikel auf seine jemenitische Herkunft besonders stolz gewesen. Nach dem Motto: Wir Araber sind auch große Architekten. Er habe dann Monate gebraucht, um mit Marwan wenigstens wieder in Kontakt zu kommen. Azad melde sich manchmal, aber nach seinem Eindruck sei es noch gar nicht losgegangen. Salem hört das alles nicht gern. Ich bin mir nicht sicher, ob ihm Touitous Gejammer missfallen hat oder die Tatsache, dass er überhaupt geredet hat.

23. April

Nach einem Nachtflug ohne Schlaf ein Tag im vertrauten Chaos. Vertraut, obwohl Latifa und die anderen einen *Elitekurs* (The elite within yourself) absolvieren. Es kommt nicht mehr darauf an, ob ich mit Salem (der ohnehin meistens auf dem 52. Stock ist) und Carmen allein im Büro bin oder nicht. Es geht zu wie in einem Taubenschlag, außerdem erreichen uns täglich ungefähr zweihundertfünfzig E-Mails, von denen mindestens die Hälfte nicht in Englisch abgefasst worden ist.

Die Hitze schnürt mir abends sogar auf dem kurzen Weg vom Fahrstuhl durch das Parkhaus zum Wagen (von einer klimatisierten Zone in die andere) die Kehle zu. Nicht nur die Hitze, sondern auch diese schmierige Feuchtigkeit, die man gerne dem nahen Golf zuschreiben möchte, aber einen feinen Müllgeruch verbreitet.

Die Schildkröten sind nicht mehr gleich groß. Drei Tage aus den Augen gewesen und schon stimmt was nicht. Sind das wirklich zwei Weibchen? Ich nehme sie aus dem Wasser und wiege sie in den Händen. Ja, auch ein beträchtlicher Gewichtsunterschied. Die große drängelt beim Fressen und lässt die kleine erst ran, wenn sie satt ist. Wieso habe ich das bisher nicht bemerkt? Immerhin ein handfestes Resultat meiner Londonreise.

Die Fenster beschlagen vom hektischen Atem der Nacht. Gegenüber die Baustelle des Nachbarturns, inzwischen fast auf Augenhöhe. Scheinwerferlicht schält die Arbeiter aus dem Gewirr von Gerüststangen, Holzbohlen und Betonmauern. Die Männer sind keine hundert Meter von mir entfernt. Sie tragen weiße Helme, unter denen bei Tage ihre dunklen Gesichter düster und wie abwesend aussehen. Manchmal treffe ich sie hinter dem Parkhaus, wenn sie dort an einem Bretterzaun lehnen und auf den Bus warten, der sie in ihr Camp bringt. Sie sind in der Regel um die zwanzig, schauen einen erschrocken oder verwundert an, wenn man mit dem Wagen anhält, und sprechen so gut wie kein Englisch. Ihre Heimat Kerala liegt nur drei Flugstunden von hier. Einer von ihnen hat mir einmal seine Handynummer gegeben und ein Polaroid seines Vaters gezeigt, eines Mannes von undefinierbarem Alter mit ausgemergeltem Gesicht und einem dünnen Backenbart.

Foto 024

Wer sich an der Malabarküste auf einem Boot durch das Labyrinth der Nehrungen, Kanäle und Haffs treiben lässt, auf der jahrhundertealten Passage der Fischer und Händler, um ins Hinterland zu gelangen, wird begleitet von einem Saum buschiger Palmen und wilder Schilffreviere, durch die hochbeinige Vögel auf der Suche nach Fröschen staksen. Zwischen Kuttanad und Alappuzha, mitten in einem südindischen Roadmovie mit christlichen Klöstern, auf deren Höfen Jungen mit Taqiya auf dem Kopf Cricket spielen, in dem Frauen Wäschestücke durch die dunkle Lake ziehen, Fischer die Netze für die Nacht richten, weiße Touristinnen an Kiosken Abayas für einen Dollar kaufen, die sie nie anziehen werden, stellt sich dem indiskreten Blick dar, was ein

Existenzminimum ist: Die Hütten jener Dörfer, aus denen die Bauarbeiter von Dubai kommen, sind eine hinter der anderen auf Deiche gebaut, die das Flusswasser von den brackigen Salzsümpfen trennen. In Höhe eines Schöpfeimers über der Wasserlinie, nicht breiter als zehn, fünfzehn Meter, erhält die *Dorfzeile* eine unerbittliche Deutung. Näher als in diesem Revier aus Flussarmen, Seen und Morasten kann nicht am Wasser gebaut werden.

Es ist nicht so sehr der zweihundertfünfzig Meter tiefe Graben, der uns trennt. Die Nacht verwandelt den unfertigen Turmkörper vor meinen Fenstern in ein Multiplexpanorama mit Dutzenden von zimmergroßen Minibühnen, unverglasten Betonkojen, von deren Decken Neonleisten beiges Licht absondern und Miniatureszenen der anonymen Erzählung vom Bauarbeiter in Dubai ausleuchten. Da ist der Betende, in endlosen Exerzitien vor der vielleicht von ihm selbst errichteten Wand stehend, kniend, liegend, bis er sich erschöpft und wie resigniert mit dem Rücken zu mir in eine Ecke kauert. Auf den oberen Stockwerken ist ein Handgemenge im Gange. Der Kranführer leuchtet mit seinem Scheinwerfer dorthin. Drei Arbeiter halten einen vierten in Schräglage, jemand schlägt ein paar Mal zu. Andere kommen gelaufen. Sie schleppen den Geschlagenen in einen Winkel außerhalb des Lichtkegels. Man winkt dem Kranführer zu. Wahrscheinlich wollen sie den Mann nach unten bringen. Die Szene dauert nur ein paar Sekunden und wirkt im Halbdunkel so flüchtig, dass ich nicht sicher bin, ob ich das richtig mitbekommen habe. (*Manche freilich müssen drunten sterben, Wo die schweren Ruder der Schiffe streifen, Andre wohnen bei dem Steuer droben, Kennen Vogelflug und die Länder der Sterne.* Hofmannsthal stimmt längst nicht mehr. Gestorben wird heute auch oben.)

24. April

Ich bringe meine Schützlinge zu dem Händler im Crown Plaza. Er will jetzt nicht mehr sicher sein, dass die beiden gleichen Geschlechts sind. Die Kleinere könnte auch ein Männchen sein ... Muss ich mit Nachwuchs rechnen? Kann man verhüten? Der Mann ist ein Moslem aus Teheran. Solche Fragen möchte er nicht beantworten.

26. April

Wiedersehen mit Yussuf, dem Beduinen. Er ruft mich am Vormittag an und will wissen, ob ich Zeit habe. Wir treffen uns vor dem Audi-Salon an der Sheikh Zayed Road. Er ist genauso gekleidet wie damals, fasst beim Handschlag nach meinem Daumen, wie um eine besondere Vertrautheit zwischen uns zu demonstrieren, und chauffiert uns mit dem mir aus der Wüste bekannten Toyota über die Stadtautobahn nach Nad Al Sheba zu den Kamelställen. An Samstagen herrscht hier Hochbetrieb. Die Männer schwärmen mit ihren weißen Landcruisern und Quads aus der Wüste und den Vororten heran, um nach ihren Tieren zu schauen. Vor den Ställen ein Parkplatz für ein paar tausend Fahrzeuge, sicherlich für größere Rennen angelegt. Offizielle Läufe werden nicht mehr mit Jockeys, sondern Robotern durchgeführt, die für die Tiere leichter zu tragen sind. Aber draußen in der Wüste, versichert mir Yussuf, machen sie es noch so wie immer. Die Rennstrecken seien dort zwar nicht so gut, aber das mit den Robotern findet Yussuf albern.

Die pakistanischen Stallknechte haben samstags eine Menge zu tun, die Besitzer auf ihre Kosten kommen zu lassen. Jeder will seine Kamele auf dem Rondell vorgeführt haben. Sie gucken ihnen ins Maul, ziehen die Augenlider nach oben, heben den Schwanz, klopfen Bauchdecke und Hals ab, bis die Tiere anfangen zu rülpsen. Man ruft den Knechten zu und gibt den Tieren Befehle, stillzustehen, sich zu drehen, hinzuknien, hilft mit der Rute nach. Staub hüllt die Männer ein, sie stehen rauchend und schwatzend zusammen und fixieren die eigenen Tiere und die der anderen. Der Lärm schwillt an und ebbt ab, je nach Stimmung. Die Kamele nehmen das Treiben gelassen hin und schauen einen von der Seite und mit stoisch langsamem Augenaufschlag an. Sie widersetzen sich nicht den Kommandos der Knechte und Besitzer, kommen ihnen aber ohne Eile nach. Der Passgang gibt ihnen eine Sicherheit, die andere Huftiere nicht unbedingt haben. Laufen ist *cool*. Sie erinnern mich irgendwie an Beamte und vermitteln den Eindruck, ein gesichertes, gemessenes Leben zu führen. Manchmal sitzt einer der Beduinen auf, zieht die Zügel straff, schnalzt mit der Zunge oder ruft das Tier an, bis es aufsteht und im Kreis läuft. Irgendwann wird es Kamel und Reiter mit der Dreherei zu bunt, und sie ziehen los, quer über das

Gelände, vorbei an den Landcruisern, kreuzen die sechsspurige Fahrbahn Richtung Oman und machen eine kleine Tour durch die Dünen.

Ich habe mich abseits vom Gedränge gehalten, bis man Yussufs Dromedare aus dem Stall gebracht hat. Es sind siebzehn, nicht viel im Vergleich zu anderen Besitzern. Er winkt mich heran und zeigt mir seine Lieblingsstute. Das Tier ist kleiner als die anderen, noch keine zwei Jahre alt, sagt Yussuf. Ein Teenager. Er zeigt mir ihr Gebiss, hellbraun leuchtende Steine in einer kleinen dunkelroten Höhle. Ich entdecke, dass zwischen Eckzahn und den Backenzähnen eine Lücke klafft. Yussuf versichert mir, das sei bei allen Tieren so und reißt zwei andere Kamelmäuler auf. Er lässt mich auf einem älteren Hengst aufsitzen und reitet mit einem anderen voran. Wir machen eine Runde über den Parkplatz und an den Stallungen vorbei zu den Rennbahnen. Dort drängen sich aber die Reiter, und mein Hengst wird ein bisschen nervös und will Yussuf überholen, obwohl der beruhigend auf ihn einredet. Wir kehren deshalb zur Herde zurück, die uns lässig aus dem Pferch entgegenblinzelt.

Obwohl Yussuf normalerweise den ganzen Samstag hier verbringt, will er mich unbedingt zurück in die Stadt begleiten. Bevor ich am Audi-Salon in meinen Wagen steige, lade ich ihn zu einer Schischa ein. Er ist einen Moment ratlos, aber als ich ihm ein Café vorschlage, das er kennt und in dem vor allem Einheimische verkehren, sagt er zu. In meinem Wagen entdecke ich auf dem Beifahrersitz einen Fotoband, den ich vor ein paar Tagen bekommen und noch gar nicht angeschaut habe. Es ist der Katalog zu einer Ausstellung, die mir ein kleines Freiburger Museum vorgeschlagen hat: die ältesten Fotografien, die jemals von Beduinen gemacht worden sind. Sie stammen von einem Holländer und einem Ägypter, zwischen 1860 und 1890 fotografiert. Ich blättere kurz durch den Band und schaue in Gesichter, die von der Hitze gedörrt und vom Sand geschmirgelt sind. Männer im Kaftan, junge Mädchen in Brautkleidern wie Statuen, ein Barbier, ein Reiter, eine alte Frau mit Niqab, an einem Brunnen von Kindern umringt. Die Ausstellung heißt 'Muslim Faces'. Ich habe eine Idee und zeige Yussuf den Katalog, während wir die Schischa rauchen. Er schaut sich Seite für Seite an und kichert ein paar Mal in sich hinein. Dann wird er wieder ernst und sagt, die Leute seien zwar seltsam angezogen, aber ein paar von ihnen sähen aus wie die Eltern seiner Mutter und die Cousins drüben in Saudi Arabien. Ich sage ihm, dass diese Fotos sehr alt und wertvoll seien. Er fragt, wo ich das Buch her habe, und ich sage ihm, die Bilder gehörten einem Sammler in der Schweiz. Yussuf versteht nicht, warum sich jemand in der Schweiz für diese Bilder interessiert, ist aber froh darüber, denn wenn sie niemand

gesammelt hätte, wären sie nicht mehr da und man wüsste nicht, wie die Leute damals ausgesehen haben.

28. April

Mit Frau Sturzenegger telefoniert, der Kuratorin der Sammlung Gysin in Freiburg. Der Katalog sei also angekommen? Und die rasche Antwort! So, wie man sich das vorstelle, wenn man mit uns (gemeint ist die Stadt) Kontakt aufnimmt. Frau Sturzenegger kommt dem Akzent nach wahrscheinlich aus der Schweiz und stellt sich vor, wir hätten bereits ein großes Ausstellungsprogramm, dazu Kuratoren und Mitarbeiter en masse. In welchem Museumskomplex wünschen Sie denn auszustellen, liebe Frau Sturzenegger? Wir hätten da den kleinen Ballroom des Fairmont Hotels oder den großen im Madinat Jumeirah. Eventuell können wir auch eine Ecke auf der Schnellimbissmeile des International Finance Centers für Sie reservieren ... Aber die Dame lässt sich nicht beeindrucken. Wir haben auch schon in Usbekistan ausgestellt! Der Sammler ist an einer Sonderausstellung bei uns besonders interessiert. Die saudische Königsfamilie habe ihm vor drei Jahren mehrere Millionen Dollar für die Fotos angeboten, aber er wolle sie behalten und überall in der muslimischen Welt ausstellen. Ich bin beeindruckt. Hinter diesem Angebot scheint nichts anderes zu stecken als die Ambition, Kunstobjekte endlich einmal dort zu zeigen, wo sie hingehören. Warum nicht mit aus dem neunzehnten Jahrhundert stammenden Fotografien von Moslems das Kulturprogramm einer Stadt eröffnen, die es damals noch gar nicht gab ...? Yussuf! Ohne ihn wäre ich vielleicht nicht darauf gekommen.

Man muss sich ja nicht immer erst mal mit Picasso und Rembrandt abschleppen. 'Muslim Faces' wird das Programm für den Herbst anführen. Übermorgen haben wir die Präsentation für den Boss. Bis dahin werde ich mit Salem und Khalil eruiert haben, ob wir mit der Ausstellung wirklich in eine von diesen 5-Sterne-Touristen-Klausen gehen müssen.

Später am Tag ruft der Generalkonsul an. Er hat schon von Frau Sturzenegger gehört. Sieh an, die Diplomatie. Ein gutes Projekt, sage ich, obwohl es aus Deutschland kommt.

29. April

Latifa ist zum ersten Mal morgens um acht im Büro. Die anderen folgen wenige Minuten später. Und haben auch noch gute Laune. Soweit ich verstehen kann, erzählen sie sich Geschichten über ihre Schwäger und Brüder. Das männliche Geschlecht ist ein unerschöpflicher Quell der Komik. Das gilt auch für den (heute eingetretenen) Fall, dass die Herren anwesend sind. Die Ursache für diese nie dagewesene Präsenz ist der bevorstehende Auftritt vor dem Boss. Salem hat allen ein Projekt oder Thema gegeben, zu denen jeder seine Power-Point-Folien vorbereitet. Ich bin zwar auch im Einsatz, betrachte das Ganze aber von außen mit einer Mischung aus Neugier und Ratlosigkeit. Bei Credit Suisse oder General Motors werden Strategieentscheidungen auch auf diese Weise vorbereitet. Vielleicht geht deshalb so viel schief. Wie vermittelst du einem Topmanager, der eigentlich nicht weiß (wissen kann), worum es geht, den Eindruck, er habe es doch kapiert und könne getrost seinen Segen geben? - Du musst ihn gut unterhalten und darfst ihm nie das Gefühl der Sicherheit nehmen! Wir kommunizieren bitte nicht in Hauptsätzen, sondern in grafisch herausgearbeiteten Schlagworten und beschreiben hochkomplexe technische oder inhaltliche Zusammenhänge mit einer Tragweite von Wirtschaftsjahren und Investitionsmilliarden in Gestalt von Cartoons, die an die gute alte Zeit von Tex Avery erinnern. Und perfekt muss es aussehen, übersichtlich, zweifellos. Hundert Prozent Affirmation. Risiken werden allenfalls mündlich dargelegt (es sei denn, man möchte das Projekt sterben lassen). Ich male mir gerade aus, Opernregisseure würden Inszenierungskonzepte mit Power-Point-Präsentationen vorstellen. Zuerst die Vision: Don Giovanni (mit einem Bild des Mount Everest). Die Mission: das Opernhaus als globaler Marktführer für Mozart. Strategie: natürlich eine ultrazeitgenössische Interpretation des Stückes. Action Plan: würde sich aus der Proben disposition ergeben. Dann kämen Bühnen- und Kostümbildentwürfe. Ein paar Takte Musik unterlegt. Schade, dass ich das nicht mehr einführen kann ...

Apropos Musik. Hier versagt die Phantasie unseres Präsentationsteams. Beim Design kennen sie sich ja ganz gut aus, die jungen Kollegen, aber wie das Bild akustisch unterfüttern? Ich steuere

aus meinem iPod ein paar Titel bei, die mir ein Bassbariton aus Amsterdam geschickt hat, natürlich mit den besten Empfehlungen für einen baldigen Auftritt. Es handelt sich um ziemlich einfallsreiche Darabukka-Improvisationen, zu denen der holländische Sänger einen effektvollen Schmachtesang entwickelt. Khalil hat die Sachen schon runtergeladen und mit der Abfolge der Folien synchronisiert, da stellt er fest, es handelt sich um eine exilirakische Band, die hier verboten ist, weil sich die Spieler für eine prominente (aber natürlich unterdrückte) Schwulenbewegung in der islamischen Welt einsetzen. Bleibt nur die Lounge-CD der zur Wirtschaftsholding der Regierung gehörenden Hotelkette. So etwas ist unverfänglich. Gegen Mitternacht (sechzehn Stunden nahezu nonstop gearbeitet) sehen wir uns das Produkt an Salems Computer an. Ja, so wird es gehen! Dann sendet er die Datei an das Büro vom Boss, denn die wollen sich die Sache noch vor der Präsentation anschauen. Kontrolle ist eben besser.

1. Mai

Der Termin wurde verschoben und findet heute statt. Der Tag der Arbeit, hier als solcher natürlich kein Begriff, ist sicherlich trotzdem kein schlechtes Omen. Wir präsentieren im Konferenzzimmer auf dem 52. Stock. Salem scheint bis kurz vorher nicht zu wissen, wer teilnimmt. An der Rezeption erfahren wir, dass nicht nur Scheich Mansour und Matthieu mit von der Partie sind, sondern auch unser Präsident, Seine Hoheit Majed. Es ist jetzt ein bisschen wie vor der Weihnachtsbescherung. Mansour und Matthieu kommen mit dem Boss aus einem Nebenzimmer, der Boss dreht wieder seine Stimme auf. Mansour hält sich sehr zurück und grüsst nur knapp. Matthieu plaudert schon mit Latifa und Mona und scheint sich sawohl zu fühlen. Tatsächlich geht es fast pünktlich los. Der Boss verlässt plötzlich wieder den Raum, um Seine Hoheit abzuholen. Der junge Mann tritt ein (der Boss mit einem feinen Grinsen hinter ihm), alle erheben sich und erwidern seinen arabischen Gruß. Dann setzt er sich auf einen der beiden Stühle an der Spitze des rhombisch geschnittenen Tisches und sieht insbesondere mich neugierig an.

Foto 026

Seine Hoheit hält den Oberkörper ein wenig steif, weiß nicht recht, wo er seine Hände hin tun soll, und spricht leicht abgehackt. Seine Stimme klingt, als sei er erkältet, und er zwinkert ins Leere und schaut niemanden direkt an. Es ist, als könne man die neugierigen, auf ihn gerichteten Blicke aller Anwesenden in seinem Gesicht lesen. Er beginnt von der Stadt und seines Vaters Vision zu sprechen, zum Glück auf Englisch. Dass er stolz sei, dem Kulturrat vorzustehen, und große Erwartungen an uns habe. Wenn ich so alt bin wie Sie, werde ich vielleicht Operndirektor, sagt er in meine Richtung. Verhaltenes Lachen ringsum, Mansour verzieht das Gesicht zu einem gequälten Grinsen, das sich während der Sitzung nicht mehr verändert. In den folgenden siebenzig Minuten lassen wir unsere multimediale Vorführung ablaufen. Dazu dudelt die hauseigene Loungemusik. Obwohl der Boss, Mansour und auch ein paar Mal Scheich Majed Fragen einwerfen und sich der Boss bei der Museumsplanung festbeißt, kommen wir zu zwei Dritteln durch die Präsentation. Salem hat eine gute Erklärung, warum wir bestimmte Sachen überspringen und uns auf das Notwendige konzentrieren. Meine Hauptsorge, man könne bemängeln, dass wir nur zwei Museen vorschlagen, wo Khor Dubai doch zweiundsiebzig Einrichtungen angekündigt hat, erweist sich als unnötig. Die Idee eines Weltmuseums, an dessen Aufbau internationale Partner beteiligt werden und das sich mit Ausdrucksformen globaler Kultur beschäftigen soll, findet Zustimmung. Auch der Pavillon geht durch. Der Boss ist allerdings nicht sicher, ob wir mit dem Amphitheater den richtigen Standort gefunden haben. Majed dreht zackig die Schultern, schaut uns eine Weile unschlüssig unter seiner Guthra hervor an und nickt dann ein einziges Mal dem Boss zu. Er dankt in zwei knappen Sätzen für die Vorstellung des Konzepts, ohne sich zur Präsentation zu äußern, und nuschelt etwas auf Arabisch, worauf die Emirates und Mansour unterschiedlich enthusiastisch entgegenen. Ich verstehe, dass eine Diskussion mit ihm nicht im Protokoll vorgesehen ist. Er wird vermutlich dem Boss seine Meinung sagen oder der Boss ihm die seine. Wir verlassen gemeinsam mit Majed den Raum und verabschieden uns von ihm an der Rezeption. Bevor er in den Fahrstuhl steigt, kommt er noch einmal zu mir zurück. Der Pavillon, sagt er, sei eine sehr gute Idee. Daran sollten wir vor allem arbeiten.

Der Boss hat Majed nach unten begleitet und kommt nicht zurück. Stattdessen taucht seine Büroleiterin Behula auf und lässt uns wissen, er werde uns durch Salem mitteilen, wie es weitergehen soll. Ich frage trotzdem, ob wir 'Muslim Faces' machen wollen. Khalil hat eine akzeptable Möglichkeit gefunden, die Fotos nach dem Sommer im International Finance Center

auszustellen. Einen Augenblick lang stehen alle ratlos herum, ehe die Büroleiterin darauf eingeht und antwortet: Am besten während Ramadan. Ich bin mir über ihre Kompetenz nicht im Klaren, will aber von ihr wissen, ob wir zu internationalen Museen Kontakte herstellen können. Sie lässt sich von Salem kurz zurufen, was es mit diesen Museen auf sich hat, dann nickt sie. Arbeitet nur schön weiter, sagt sie mit einem Lachen, das alles Mögliche bedeuten kann. Salem bleibt zurück auf dem 52. Stock. Wahrscheinlich halten sie eine Nachbesprechung ab.

4. Mai

Salem hat keine klaren Aufträge aus dem 52. Stock mitgebracht. Ich erinnere mich, dass der Boss während der Präsentation zwar zweimal “So machen wir es!” gerufen hat. Aber machen wir es? Mir scheint, Entscheidungen fallen nicht in einem Zug. Es gibt *approval*, *final approval* und *final final approval*. Einmal *approved* reicht nicht. Sicher ist eigentlich nur, dass wir ‘Muslim Faces’ vorbereiten können. Ich bitte Frau Sturzenegger um ein Budget. Der Betrag (inklusive Katalog) kommt mir nicht sehr hoch vor. Ich sage ihr das und bitte sie, daran zu denken, dass sie wahrscheinlich alles importieren muss, auch die Arbeiter für den Aufbau.

Salem ist trotzdem sichtlich betroffen. Er habe nicht erwartet, dass es so viel Geld kosten würde, hundert alte Fotos zu zeigen. Ich sage ihm, für Gemälde sogenannter Alter oder Neuer Meister müssten wir ein Vielfaches hinblättern. Wenn wir sie überhaupt ins Land bekämen. Diese Nachrichten machen ihn noch nachdenklicher. Als ich ihn am Nachmittag zum dritten Mal frage, ob er eine Zusage für den Pavillon bekommen habe, verneint er. Und dann kommt die eigentliche Botschaft: Die Finanzierung des gesamten Projektes sei noch unklar. Ich frage ihn, was er mit Projekt meint, und er sagt, die Kultur.

10. Mai

Abdulhamid vom Flying House hat gestern scheu den Kopf bei mir hereingestreckt. Eigentlich sucht er Salem, vom dem er sich Unterstützung gegen die Klage der Stadtverwaltung wegen des

illegalen Anbaus verspricht, in dem sie Hassans frühere Arbeiten lagern. Er ist ein sanfter Mensch, aber man sieht ihm an, dass er wütend ist. Welchen Sinn hätten Khor Dubai und ein Kulturrat, wenn Künstler behandelt würden wie Kriminelle? Und der neuen lokalen Szene gehe es ums Geschäft. Galerien kümmerten sich nur um kurzfristige Hypes, die man vor allem mit iranischen Künstlern mache. Die Emiraties blieben wieder auf der Strecke.

Vermutlich hat er Recht, auch wenn hin und wieder zum Beispiel eine junge Einheimische bei einer Fotoausstellung vertreten ist. Abdulhamid ist längst gegangen, als mir die Idee kommt, man müsse die Arbeiten von Hassan und den anderen international zeigen. Weil mir nichts Besseres einfällt, schreibe ich Frau Sturzenegger eine E-Mail und frage, ob sie kurzfristig einen Partner in Europa wüsste, der sich für Kunst aus den Emiraten interessieren könnte. Es ginge nicht um eine kommerzielle Sache, sondern den Versuch, den Spieß einmal umzudrehen und nicht zu importieren, sondern zu exportieren.

Frau Sturzenegger reagiert prompt. Tatsächlich sei noch in diesem Sommer, Anfang Juli, eine kleine Ausstellung in der Sammlung Gysin möglich und als Ergänzung zu ‚Muslim Faces‘ auch sehr erwünscht. Ich dürfe diese E-Mail als Einladung auffassen.

11. Mai

Flying House ist dabei, das Budget zusammenzustellen. Sie haben zum Glück gerade Besuch: Piet, einen langhaarigen Holländer schwer bestimmbar Alters, dessen ausgemergeltes, von tiefen Falten durchzogenes und unnatürlich gerötetes Gesicht mit dem fast zahnlosen Mund mich an den späten Chet Baker denken lässt. Piet ist nicht nur ein alter Freund, sondern war auch Organisator (er mag das Wort Kurator nicht) Hassans erster Ausstellung in Arnhem vor drei Jahren. Deshalb kennt sich Piet mit Logistik und Kosten aus. Innerhalb von zwei Stunden hat er den Entwurf für eine Ausstellung ausgearbeitet, mit sechzig Gemälden, Zeichnungen, Fotos und Objekten von fünf emiratischen Künstlern, die alle dem Flying House verbunden sind. Salem weiß noch nicht, was er von der Sache halten soll, lässt sich aber von Latifa ermutigen, den Boss wegen des Budgets zu fragen. Latifa erweist sich immer öfter als treibende Kraft. Heute hat sie angekündigt, sie werde in ihrer Familie Geld sammeln, wenn es die Regierung nicht hinbekäme.

Salem hat sie darauf angelächelt und gesagt, das sei eine willkommene Initiative, aber erst müsse die Regierung ihren Segen geben.

Was der Boss dann offenbar getan hat, allerdings nach einer indirekten Intervention von Latifa (wahrscheinlich über ihren einflussreichen Herrn Papa beim Boss), wie sie mir strahlend erzählt. Wir haben jetzt zweihunderttausend Euro Defizitgarantie für die erste öffentliche und seitens der Regierung offizielle Ausstellung emiratischer Kunst im Ausland. Die Vernissage ist für den 12. Juli geplant. In drei Tagen wird Piet zu Frau Sturzenegger fahren und die technischen Angelegenheiten besprechen. Einen Titel haben sie schon für die Ausstellung: 'Dubai Now'.

12. Mai

Azad gesteht, das „Announcement“ von Khor Dubai war vorläufig die letzte Handlung von Al Atheem in Sachen Kulturaufbau. Neben der Namensgebung *Theatre Land*, der Branding-Idee zu unserem Komplex in Deira. Er selbst bereite sich auf neue Großunternehmungen in China und Vietnam vor. Al Atheem habe eine Prioritätenliste. Zuerst kämen jene Projekte, die durch den Herrscher verkündet worden und von zentraler wirtschaftlicher Bedeutung seien und deren Finanzierung gesichert sei. Dann die Projekte, deren Finanzierung noch nicht stehe, die aber den Segen Seiner Hoheit hätten. Am Schluss stünden Vorhaben, die noch nicht entschieden seien. Der Deira-Komplex rangiere außerhalb der Liste. Er habe gewissermaßen Priorität null.

Ich verstehe, dass der Herrscher zwar den Deira-Komplex vor gut einem halben Jahr genehmigt, aber seitdem wahrscheinlich vergessen hat. Schlichtweg vergessen!

Kultur ist eben eine Angelegenheit unter vielen, die Stadt ein Familienbetrieb, und alle Entscheidungen trifft das Oberhaupt. Heute ein Bauabschnitt der Creek-Verlängerung, morgen ein paar künstliche Inseln. Übertragen auf die Zeiten des klassischen Feudalismus könnte man sich das Boss-Büro wie einen gigantischen Audienzsaal vorstellen. Überall fummeln und wuseln Experten und sie anfeuernde Emiratis an immer neuen Ideen und Unternehmungen, um die Stadt zu einem einzigartigen Kleinod urbaner Entwicklung im 21. Jahrhundert zu machen. Die Losung: Wir sind die Nummer eins! Auf der Schwelle vor dem 52. Stock tummeln sich

Projektteams mit den Früchten ihrer Arbeit, haben bereits von verschiedenen Chargen vorläufige Genehmigungen erhalten und mehrere Ebenen der Entscheidungsfindung passiert und eifern nun um die unendlich kostbare (und schwer zu gewinnende) Gunst der Minute vor dem Herrscher oder wenigstens dem Boss: hier ein neuer Flughafen, dort eine Hotelkette. Zweiundfünfzig Etagen universaler Ideenproduktion und –prüfung, der Tower ein Destillationskolben mit haarfeiner Öffnung nach oben, durch die der Sprit durchmuss, um für die wirtschaftliche und soziale Entwicklung der Stadt zum Elixier zu werden.

Der arme Herrscher! Dieser Mann wird pausenlos von den eigenen Leuten gejagt, die seine Unterschrift und seinen Segen brauchen für die nächste technologische Großtat im Namen der totalen und globalen Mobilmachung aller Möglichkeiten, die man sich für diese Stadt nur ausdenken kann. Wer regiert diese Stadt, in der so viel zu entscheiden ist, wie kaum irgendwo sonst auf dem Planeten? Wo alles nicht nur von derselben Instanz, sondern sogar von einer einzigen Person abhängt, ist Deregulierung für diese Person die einzige Möglichkeit, den eigenen Geschäften für einen Augenblick den Rücken zu kehren. Teile und herrsche. Der Markt übernimmt die Kontrolle. Vertrauen gegenüber den Vertrauten ist gut, deren Konkurrenz untereinander ist besser.

Ich sage Azad, wir müssten den Herrscher an den Komplex erinnern. Azad lacht: Wenn ihn jemand erinnern könne, dann ich.

Foto 008

15. Mai

Bouman wirkt am Telefon weiterhin gelassen. Anders der Australier der Projektmanagementfirma. Er ruft immer mittwochs an, erkundigt sich und stellt fest, dass wir mit jeder Woche Verzug zwei Wochen an Zeit verlieren. Der Markt drehe mehr und mehr durch. An eine Eröffnung des Pavillons im nächsten Jahr scheint nicht mehr zu denken zu sein. Wo wollen wir dann spielen? Ausstellen? Oder wollen wir gar nicht? Es gibt keine Zusage über größere Geldmittel. Einzige Ausnahme: die Defizitgarantie für 'Muslim Faces'.

Inzwischen ist Frau Sturzenegger, eine üppige, blondierte Dame in den Fünfzigern, ursprünglich aus St. Gallen stammend, mit einem Ausstellungsdesigner hier gewesen. Frau Sturzenegger hat eine ganz und gar nicht Schweizerische Art, die Dinge beim Namen zu nennen. (Bei der Begrüßung auf dem 28. Stock: Das ist also Ihr Laienclub, mit dem Sie die Kultur stemmen wollen.) Unser *location scout*, Khalil, hat uns die Vor- und Nachteile verschiedener möglicher Orte erklärt. Das unbenutzte Foyer im Eingangsbereich eines unterirdischen Boulevards des International Finance Centers scheint sich am besten zu eignen. Man betritt das Foyer durch Drehtüren und über Rolltreppen. Dahinter verzweigt sich die Halle in mehrere Etagen mit mexikanischen, chinesischen und italienischen Schnellcafés, einem Büro der School of Economics und ein paar Reiseagenturen und Autovermietern. Wir stehen am Eingang, an uns vorbei strömen braune, gelbe und weiße Menschen mit Laptops, iPods, Pappbechern, Akten- und Handtaschen ihrem nächsten Termin entgegen. Frau Sturzenegger sieht sich die Szene nachdenklich an und tuschelt mit dem Ausstellungsbauer. Schon jetzt kündigt sich an, dass es nicht leicht ist, mit dem sogenannten Facility Management des Boulevards zusammenzuarbeiten. Einen Hausmeister oder Techniker zu finden, der uns ein paar Informationen zu Sicherheit, Stromanschlüssen etc. geben könnte, erweist sich als sehr schwierig. Selbst Interventionen von Salem beim oberen Management führen zu nichts. (Sturzenegger zu Salem: Usbekistan war auch kein Zuckerschlecken.)

Trotzdem war die Stimmung bei ihrem Besuch gut. Ein Vertragsvorschlag geht bei uns durch die Verwaltung, das Budget scheint genehmigt. Ein großer Verlag in Europa interessiert sich für den Katalog. Mona und Latifa haben ein paar von den Fotos vergrößert und an die Glastrennwand zu meinem Aquarium geklebt: einen alten Beduinen vor der Moschee von Medina, eine jemenitische Braut in vollem Ornat, von einem mannshohen Hocker grimmig auf die Kamera herunterschauend, und die Männer einer Karawane, wie sie gerade ihre Kamele rüsten.

16. Mai

Stimmen kommen näher, sie stehen plötzlich in meinem Aquarium. Salem und ein Zweimetermann mit breiten Hosenträgern über dem Hemd und einem noch breiteren Grinsen. Winston. Er müsste Heldenbariton sein, so laut, wie er spricht. Er ist aber, wie Salem sagt, der

andere Kulturexperte in der Stadt. Winston legt den Kopf ein bisschen schräg, deponiert aus unerfindlichen Gründen seine tennisschlägergroße Hand auf meiner Schulter und ergänzt, “aber nicht auf deinem Gebiet”. Laut Salem arbeitet er für das International Finance Center, aber auch für andere Kunden in der Holding. Ich heuchele Interesse. Und schon legt der andere Kulturexperte los: Er stamme eigentlich aus Waco (Texas), aber das sei lange her. Er habe zwei Jahre in Manila/Singapur gelebt (Manila oder Singapur?), in Zimbabwe, Buenos Aires, Moskau und Frankfurt, seine Frau sei Spanierin und lebe noch in Vancouver, sei aber schon ganz begeistert von der Vorstellung, hierher zu ziehen. Winston hat überall ratlose Regierungen beraten und vor dem Absturz in die Kulturlosigkeit bewahrt. Dank Winston und seinem Arbeitgeber McKinsey geht es diesen Städten und Ländern heute erheeblich besser (Zimbabwe? Manila? Habe ich etwas verpasst?). Weil das näher liegt, frage ich ihn, was er denn in Frankfurt gemacht habe. Oh, das sei natürlich etwas anderes gewesen, Frankfurt habe ja schon eine Menge Kultur (haha; aha). Dort sei er für den Aufbau des Büros der Europäischen Zentralbank zuständig gewesen.

Winston liebt die Menschen in ihrer Vielfalt, er liebt die Welt, und deshalb ist er in diese Stadt gekommen. Kann man diese Stadt nicht lieben, ich meine, kann man??? Mit all dieser Welt in ihr und ihren Menschen? Winston spricht natürlich all ihre Sprachen (Tonbeispiele folgen umgehend: zum Beispiel “Gäsündait” anlässlich eines Niesanfalls meinerseits). Und was macht Winston in der Stadt, zum Beispiel im International Finance Center, wenn er nicht gerade die Menschen und die Welt liebt? Oh, man arbeite an einem Kunstinvestmentfonds. Eine große Sache! Christie’s habe schon Interesse angemeldet, ein paar lokale Banken seien definitiv dabei, und den Rest wird Winston mit einem schon vorbereiteten Vortrag im Capital Club überzeugen. Es ist eben einfach umwerfend hier, sobald es um private Initiative geht! Ich finde das aus Zeitgründen auch. War gut, dich kennengelernt zu haben, sagt Winston, nimmt endlich die Hand von meiner Schulter, legt sie auf die von Salem und verlässt mit ihm meine autonome Zone, die ich durch diese Attacke ernsthaft bedroht sehe.

Mir fällt ein, von Winston bereits gehört zu haben. Anscheinend werden er und ich sogar in den oberen Managementetagen manchmal verwechselt, wenn es um die Kulturexperten geht, die man so an Bord hat. Das weiß ich von Latifa. Jetzt werde ich doch neugierig, greife mir die Visitenkarte, die er auf meinem Schreibtisch liegen gelassen hat, und google ihn. Außer einem Studentenfoto mit einer blonden vollbusigen Jane, die bestimmt nicht aus Spanien kommt, kann

ich nichts über ihn herausfinden. Doch, da ist die Homepage des Finance Centers! Mit Winston als Advisor Special Projects. Sein Curriculum Vitae liest sich exakt wie die Vorstellung, die er eben gegeben hat (Manila, Zimbabwe), allerdings hat er das Wichtigste unterschlagen: Winston hat auch eine Schauspielschule besucht und ist beratendes (natürlich) Mitglied im Vorstand des Waco Community Theatre. Also wirklich ein Experte.

18. Mai

Bekomme überraschend eine E-Mail von Pink: Wie ich ja wisse, sei er morgen in der Stadt, um die Übertragung der Met-Premieren via Satellit zu besprechen. Mit wem? Ich weiß von nichts.

19. Mai

Verabrede mich mit Pink nach einigem Hin und Her über Handy in einem libanesischen Restaurant auf dem obersten Stockwerk des Gulf Hotel Towers zum Abendessen. Man hat ihm die übliche Tour verabreicht (Heliflug über die Stadt, Limousinen-Service in einem Rolls Royce, ein paar Minuten beim Boss, augenscheinlich in Anwesenheit von Salem, der mir nichts erzählt hat). Als ich gegen acht auf dem 57. Stock ankomme und die russische Empfangsdame mir den Tisch zeigt, sehe und höre ich schon von Weitem, dass Pink nicht allein ist. Winston! Pink winkt mir zu und kommt mir zwei Schritte entgegen, Winston rappelt sich auch auf und ruft aufgeregt meinen Namen, als ziele man aus einem Hinterhalt mit einem Küchenmesser nach mir. Durch eine abrupte Drehung zu unserem Besucher aus New York kann ich vermeiden, dass Winstons Hand wieder auf meiner Schulter landet. Allerdings habe ich keine Chance, mit Pink einfach ein kurzes Hallo zu wechseln und entspannt zur Tagesordnung überzugehen. Winston scheint es (aus patriotischen Gründen vermutlich) für richtig zu halten, mir Pink vorzustellen, als würde ich ihn hier rein zufällig und zum ersten Mal sehen. Daran schließt sich ein kleiner Vortrag an über die Bedeutung der Met für die abendländische Kultur im Allgemeinen und die von Manhattan im Besonderen. Ich frage mich, ob sich die beiden zufällig getroffen haben und dieser Beratungstrottel uns jetzt den ganzen Abend unterhalten wird. Pink macht es sich einfach, lehnt

sich in seinem Stuhl zurück und lässt seine Blicke von mir zu Winston und zurück schweifen. Also lehne ich mich auch zurück und warte, was als Nächstes kommt. Natürlich Winstons Selbstvorstellung. Wo er schon überall gearbeitet hat und wie sehr er die Menschen aller Kulturen liebt. Sie sind sich also doch eben erst begegnet. Ich nehme mir vor, bei nächster Gelegenheit meinen neuen Freund Winston anderen Leuten genauso vorzustellen, wie er selbst es macht (Manila/Singapur etc.). Wer weiß, ob er das merken würde.

Ich kann mir die Frage nicht verkneifen, ob sich die Herren zum ersten Mal sehen, und beobachte aus einem Augenwinkel, dass Winston schon zu einem zögerlichen Kopfschütteln ansetzt, aber da hat Pink die Antwort parat, sie seien sich heute morgen kurz auf dem 52. Stock über den Weg gelaufen und Winston habe sich angeboten, ihm die Mall mit der Skipiste zu zeigen. Doch, als Begleitservice kann ich mir den Kollegen gut vorstellen. Er beichtet inzwischen, er habe auch schon den Generalsekretär der UNESCO und Tiger Woods durch die Mall geführt. Tiger habe aber nur fünf Minuten Zeit gehabt, um sich bei Harvey Nichols einen Anzug zu kaufen, für einen Empfang der amerikanischen Botschaft in Abu Dhabi zu seinen Ehren.

Pink wird gemerkt haben, dass wir uns nicht nahe stehen und bemerkt in meine Richtung, Winston sei ja auch Schauspieler. Damit scheint er ein bisschen zu persönlich geworden zu sein, denn Winston geht darauf nicht ein. Stattdessen reden wir darüber, wie *phantastisch* diese Stadt ist. Eigentlich redet Winston. Ich werde langsam nervös und frage ihn, ob er auch etwas essen will. Aber ich habe ihn unterschätzt. Es ist ihm aufgefallen: Ich mag ihn nicht. Das Grinsen ist zwar wieder da, doch schickt er einen ausgesprochen kalten Blick in meine Richtung. Er dreht sich wie vertraulich ganz zu mir hin und erklärt mir halblaut, als solle ich es nicht weitersagen, warum er seine Nase gar nicht erst in die Menükarte steckt. Heute Abend hat er eine Videokonferenz mit seinen Freunden vom Waco-Theater. Ein sanftes schlechtes Gewissen kommt über mich. Wir erheben uns kurz und schütteln einander die Hand. Winston verspricht Pink, ihn auf jeden Fall bei seinem nächsten Aufenthalt in *Big Apple* zu besuchen, ohne dass Pink ihn dazu aufgefordert hätte.

Dann sind wir unter uns und erwähnen den anderen Kulturexperten der Stadt mit keinem Wort. Mich interessiert auch mehr, wieso Pink hier ist und erfahre von seiner Einladung zu dem Konzert des populären chinesischen Pianisten im Palast des Emirs. Der Präsident seines Verwaltungsrates ist nämlich Anwalt des Herrschers und legt großen Wert darauf, dass zwischen

New York und der Stadt enge kulturelle Beziehungen entstehen und die Emirates klassische Musik und Oper schätzen lernen. Pink ist relativ neu im Opernmanagement und hat mit seinen frechen Thesen über die zeitgenössische Art zu inszenieren manchen seiner angestammten Donatoren, und mit den ebenso munteren Plänen der Met über die kommerzielle Verwertbarkeit der Oper durch neue Medien seine europäischen Kollegen aufgeschreckt. Wie er in trockenen Anekdoten skurrile Zwischenfälle schildert, die ihm mit konservativen Opernfans oder mit ebenso konservativen Hütern der reinen Opernmoderne widerfahren, dürfte er die Rolle eines uneindeutig zwischen Avantgarde und Geschäft pendelnden Kulturprovokateurs genießen, und unsere Stadt passt ihm da gut in den Kram, um dieses Image zu festigen und nebenbei seinem Haus einen neuen Absatzmarkt zu verschaffen. Spricht er über Kollegen, schürzt er gern die Lippen, als wolle er ihre beleidigten Mienen nachspielen, geht es um seine Sänger, stößt er den Steg seiner furchtbar großen Brille auf seinem Nasenbein zurück und funkelt einen dabei an. Pink scheint sowohl vom Palast und der Familie, als auch von dem kurzen Gespräch mit dem Boss beeindruckt zu sein. Und dann erfahre ich, dass Matthieu ihn vor zehn Tagen an der Met besucht und ihm zugeredet hat, der Stadt einen Besuch abzustatten und bei der Gelegenheit mit ihm gleich einen Vertrag zu Kinoübertragungen der Opernpremierer auszuhandeln. Auf die Frage, ob Matthieu wisse, dass ich mit ihm schon früher über dieselbe Sache gesprochen habe, um für unseren Deira-Komplex ein populäres Einführungsprogramm zu entwickeln, habe Matthieu ihm geantwortet, es sei mit mir ausgemacht, das Projekt zu übernehmen. Einen Moment lang überlege ich, Pink gegenüber auszupacken, auch, um ihm einen Eindruck davon zu geben, was ihm noch alles blühen kann. Aber er scheint mir zu begeistert zu sein. Also belasse ich es bei ein paar harmlosen Andeutungen, dass die Zusammenarbeit hier manchmal schwierig sei, weil es mit der Kommunikation nicht immer klappe und man zuweilen gar nicht wisse, wer im Hintergrund zuhört und mitmischet. Diese Bemerkung reicht immerhin aus, um Pink wieder zum Lippenschürzen zu animieren. Aber wir haben uns plötzlich nicht mehr viel zu sagen. Vermutlich, weil sich gerade für beide Seiten gezeigt hat, dass *ich* nichts zu sagen habe. Wir versprechen einander, uns auf dem Laufenden zu halten.

20. Mai

Obwohl wir Wochenende haben, telefoniere ich mit Salem. Konnte meinen Ärger wegen der Met-Geschichte nicht länger unterdrücken. Er will nicht viel gewusst haben und sei kurzfristig in den 52. Stock gerufen worden, um einen wichtigen Kulturmanager zu treffen. Matthieu habe mit dem Mann schon zusammengesessen und über die Kinoübertragungen gesprochen. Ihm sei erst im Nachhinein wieder eingefallen, dass ich das Projekt schon vorgeschlagen und präsentiert hatte und der Mann jener Opernmanager war, von dem ich gesprochen hatte.

Salem ist nicht ungeschickt im Abwenden direkter Fragen. Das ist mir schon bei anderen Anlässen aufgefallen. Außerdem ist er nervös. Ich müsste ihm jetzt die Pistole auf die Brust setzen: Sieh zu, dass Matthieu die Finger von der Met lässt. Aber während wir sprechen und auf beiden Seiten eine an- und abschwellende Aufregung herrscht, wird mir klar, dass ich Salems Einfluss auf die Geschicke masslos überschätze. Sie beziehen ihn ja auch nur dann ein, wenn es nicht anders geht. Wir wissen das beide. Auch, wie wenig er mir von dem überhaupt sagen kann (und darf), was sich auf dem 52. Stock abspielt. Matthieu hat also einen K.-o.-Sieg errungen. Das wurmt. Warten auf einen Generaldirektor.

21. Mai

Gegen Mittag ein kurzatmiger Anruf von Salem: Ich solle rasch in die Rashid Hall des World Trade Centers kommen, der Herrscher werde dort in wenigen Minuten zur Abnahme eines Teilkonzeptes von Khor Dubai erwartet. Nachrichten dieser Art berechtigen zur Kurzatmigkeit. Hauptverkehrsader des Messekomplexes ist eine Foyermeile, von der rechts und links die Ausstellungshallen abgehen. Die Rashid Hall ist heute durch eine mächtige weiße Werbewand mit dem Schriftzug von Al Atheem und den von der Inaugurationszeremonie vor ein paar Wochen bekannten historischen Fotos verbarrikadiert, auf denen Perlenfischer und Seeleute abgebildet sind. Davor tummeln sich eine Menge Emiraties und ungefähr genauso viele Ausländer, alles in allem vielleicht hundert Leute, überwiegend Angestellte von Al Atheem. Die größtenteils jüngeren Männer im Dischdasch sitzen auf Sofas, ihre zierlichen Spazierstöcke zwischen den Knien, während sie angelegentlich miteinander plaudern und jeden Anzugträger, der sich ihnen nähert, argwöhnisch von unten herauf begutachten. Salem kann ich nirgends entdecken, lokale Prominenz sehe ich auch nicht. Die Ausländer stehen an Bartischen und lassen sich Erfrischungen bringen. Hin und wieder geht eine breite Tür in der Wand auf, und einer der

Marketingmitarbeiter von Al Atheem taucht blinzelnd aus dem Innern der Halle hervor, umhüllt von Weihrauchwolken, die darauf schließen lassen, dass da drin wieder ein Event-Feuerchen angezündet worden ist. Man wartet auf die Ankunft des Herrschers.

Da schiebt sich der massige Körper Marwans heran. Mit seinem Walzgang erweckt er den Eindruck, er könne jeden Moment links oder rechts zwischen den Passanten im Foyer hinstürzen. Natürlich quasselt er in sein auffällig neben der linken Backe positioniertes Handymikrofon und ist begleitet von ein paar Vasallen. Er schüttelt den von den Sofas hochschnellenden Jung-Emiraties die Hände, rauscht am ausländischen Personal vorbei und verschwindet hinter der Wand. Eine Viertelstunde später kommen sie wieder raus. Diesmal ist auch Salem im Gefolge. Er zuckt zu mir hin leicht mit den Schultern. Ich weiß, das ist bereits ein unerhörtes Zugeständnis an mich, mit dem er das Protokoll verletzt.

Die Marwan-Schwadron samt Salem zieht wieder Richtung Eingang von dannen. Wir, das bestellte Publikum, warten weiter, stehen uns die Beine in den Bauch, plaudern über nichts (kenne im Grunde niemanden hier) und beobachten, wie sich die ersten Herren im Dischdasch verstohlen auf den Weg zum Parkhaus machen. Ist ja auch schon mindestens eine Stunde vorbei, seit sie sich auf die Sofas haben plumpsen lassen. Noch eine halbe Stunde bei Orangensaft, Feigen und Smallest Talk, dann hat sich rumgesprachen, dass der Herrscher nicht mehr kommt und die Sache ausfällt.

Tut sie dann aber doch nicht. Salem meldet sich am späten Nachmittag wieder und ermutigt mich, es noch einmal mit meiner Teilnahme zu versuchen. Warum auch nicht? Es könnte unsinniger vertane Stunden geben als diese. Am Eingang zum Messekomplex sehe ich von Weitem den Boss aus der Menge ragen, nicht weit von ihm steht Marwan. Auch Salem ist unter ihnen. Sie warten gemessen auf die Ankunft Seiner Hoheit und scheren sich nicht darum, dass es hier draußen selbst um diese Zeit mehr als dreißig Grad hat und sie nur drei Schritte zurück machen müssten, um hinter der Glasschiebetür in den Genuss der Klimatisierung zu kommen. Für den Emir kommt man schon gern mal ins Schwitzen.

Ich winke der Gruppe unschlüssig zu, betrete das Foyer. Vor der Werbewand tummeln sich jetzt noch mehr Leute als am Vormittag, vor allem Emiraties. Es heißt, Seine Hoheit sei heute morgen zu einer Trauerfeier der kuweitischen Herrscherfamilie gereist und werde jeden Moment erwartet. Man schätzt die Wahrscheinlichkeit, dass er diesmal wirklich kommt, vor allem deswegen hoch ein, weil der Boss anwesend ist. Als der Emir mit dem Kronprinzen und der

Korona (Boss etc.) in dunkelblauen Schleppgewändern durch die hellerleuchtete, inzwischen menschenleere Eingangshalle naht, ist es halb neun Uhr abends. Die Leute vor der Tür haben sich in zwei Reihen zum Empfang aufgebaut, die Herren in Dischdaschs fangen an zu drängeln, und siehe da, auch Winston steht plötzlich ganz vorn, reckt dem Scheich sein rosa Kinn entgegen und nickt ihm kräftig zu, obwohl der, von den üblichen Fernsehverfolgern umzingelt, mit müden Augen ausschließlich die Seinen mustert und ihnen ein Salemaleikum zuhaucht. Dann geht es auch schon alle Mann durch die Tür in die abgedunkelte Rashid Hall, in der wieder Wüsten-Lounge-Musik dudelt, während ein paar Musiker im Hintergrund ratlos an Kabeln und Mikrofonen herumfummeln. Offenbar hat es rechtzeitig die Verstärkeranlage entschärft. Das Modell ist diesmal auf dem Boden aufgebaut worden und begehbar.

Foto 027

Viel hat sich seit der letzten Präsentation nicht verändert. Überall die netten und vertrauten Bauklötzchen und Windturmimitationen, dazwischen der Creek und ein paar Palmbüschel. Dem Emir scheint irgendwas zu missfallen. Ich kann ihn im Gemenge und Geraune zwar weder sehen noch hören, aber so, wie Marwan auf ihn einschwadroniert, den Kopf devot nach vorn gereckt, immer wieder an seiner Guthra herumwurstelnd, hat es der Herrscher soeben an Begeisterung mangeln lassen. Wie um meinen Eindruck zu bestätigen, macht die Gruppe an der Spitze plötzlich eine heftige Kehrtwende, das Gefolge ist ein bisschen verwirrt, und Seine Hoheit bahnt sich mit versteinierter Miene ihren Weg durch die ratlos zurückweichende Menge. Der Boss, Marwan und all die anderen Würdenträger und Würdenmöchtegerträger hinterher. Aus Neugier schicke ich Salem eine SMS, um zu erfahren, was passiert ist, bekomme aber keine Antwort. Was mich durchaus befriedigt. Vielleicht wird der ganze Immobilienklimbim im Khor-Projekt doch noch gestoppt. Aber was bliebe dann eigentlich übrig?

25. Mai

Mustafa lädt mich zu einer Wüstenparty ein. Wir kennen uns nicht besonders gut. Er arbeitet als freier Headhunter, hat sich auf CEOs spezialisiert und uns seine Dienste bei der Suche nach Managern für die künftigen Abteilungen des Kulturrats angeboten. Ein paar Mal haben wir zu Mittag gegessen oder uns auf einem der unzähligen Cocktailempfänge gesehen, die man hier zwecks besonderer Kundenpflege veranstaltet. Wie ich gehört habe, ist Mustafa der Sohn eines der reichsten Banker des Landes, bewohnt eine fünfzehn Zimmer große Villa unweit der Mall of the Emirates, in der es außer ihm (und dem Personal) zwar keine menschlichen Dauerbewohner, aber einen regelrechten Zoo gibt, mit einer Menge Wildkatzen und Großreptilien. Mustafa ist ein netter Junge um die vierzig, rosiger Teint, helle Augen, zierliche Statur und Halbglatze. Nicht unbedingt das, was man sich unter einem Wüstenadonis vorstellt, aber immer mit einem ultraaparten Mädchen knapp über zwanzig an seiner Seite. Würde er nach den Köpfen von CEOs so erfolgreich jagen wie nach exotisch gut aussehenden Frauen, dann müssten wir mit ihm einen Exklusivvertrag abschließen.

Da ich weder für den Personalbereich noch das Vertragswesen zuständig bin, muss ich keine Skrupel haben, seiner Einladung zu folgen. An einer einsamen Tankstelle lasse ich meinen Polo stehen und werde von einem Fahrservice im Geländewagen zum Camp gebracht. Nach zwanzig Minuten erreichen wir einen künstlich angelegten Sandkessel. Die Dünen sind vielleicht dreißig Meter hoch und bilden einen kreisrunden Innenraum, aus dem schlagkräftiger Arab-Pop dringt. Das Camp ist wie eine traditionelle Karawanserei ausgestattet: Man betritt es über einen langen Teppichläufer, vorbei an einer Reihe von Ständen mit Obst und Gemüse. Am anderen Ende des Teppichs wartet ein Bediensteter. Eigentlich müsste hier auch Mustafa stehen, doch nimmt er es nicht so genau mit den Konventionen.

Ich lasse mir ein Erfrischungstuch reichen, und kaum habe ich ein paar Sandkörner aus den Augenwinkeln gewischt, steht Mustafas jüngere Schwester Layla vor mir. Sie sieht mit ihrer Nickelbrille, dunkelblonden langen Haaren und dem vollwangigen Gesicht ein bisschen wie Janis Joplin aus. Wir sind uns noch nie begegnet, aber im dritten Satz erfahre ich schon, dass sie ihren Bruder für seine Fröhlichkeit (und Unkonventionalität) anhimmelt und auch nichts dagegen hat, seine abgelegten Freundinnen nachzubetreuen. Sie winkt mit der rechten Hand ab, als wolle sie sagen, das mit den Freundinnen sei für niemanden weiter schlimm, und gibt mir eine Orientierung, welche Leute hier verkehren und wo ich was zu essen und zu trinken finde. Dazu muss sie mir ins Ohr schreien, denn der DJ hat wirklich gut aufgedreht. Überhaupt herrscht

schon ausgelassene Stimmung, obwohl die Sonne gerade hinter den Dünen verschwunden ist und die meisten bestimmt noch nicht lange da sind. Layla hat (wie Janis Joplin) ein gut ausgebildetes Organ, und so erfahre ich, dass Mustafa einen großen Teil des Jahres in London, New York, auf den Malediven und in den Schweizer Bergen verbringt (wahrscheinlich, um die richtigen CEO-Kandidaten ausfindig zu machen), und seine Gäste aus all diesen Städten bzw. Weltgegenden kommen oder besser gesagt sich (zu vermutlich ähnlichen Zwecken wie er) dort oft aufhalten. Wir mischen uns unter die Leute. Ich kenne natürlich niemanden, sehe kaum Dischdasch und Abaya, weiß aber von Layla, dass fast die Hälfte der Anwesenden Emiratis sind.

Sie stellt mich Fatma, Sergej, Paolo und Niloufar vor, und ich sehe all diesen jungen Menschen nach, die lässige Freizeitklamotten für ein paar tausend Dollar am Leib tragen: die Mädels zartest gebräunt, getrimmte Haarschöpfe, ihre Bäckchen nach den letzten Empfehlungen von L'Oreal konserviert, die jungen Herren kommen wahrscheinlich gerade von einer koreanischen Masseuse und haben (wenn sie Single sind) sich für einen tragisch-unernsten Schlafzimmerblick oder (wenn mit Freundin oder Gattin) für eine Art Macho-Face à la John Travolta in 'Pulp Fiction' entschieden. Sie umarmen und küssen sich gern zur Begrüßung und schwirren durch den Parcours aus Schanktresen und Grillständen, die mit Bastmatten gedeckt sind, dahinter überdachte, mit Teppichen, Kissen und Polstern ausgestattete Sitzgruppen, die in Hufeisenform die Anlage gegen die aufsteigenden Dünen abschließen. Mittelpunkt ist eine Tanzbühne mit einem Technikdeck. Und hier finden Layla und ich auch Mustafa. Er winkt mir aufgeregt zu, ist aber sehr beschäftigt.

Zwei Drittel aller anwesenden Frauen sind auf der Bühne, und erst jetzt fällt mir auf, dass einige von ihnen aus Europa stammen. Man schenkt einen leichten Riesling aus, und im Schein der Fackeln, die die Figuren auf der Bühne wie ein irres Schattentheater auf den Sand projizieren, lasse ich mich auf einem der Diwane nieder und proste Layla, ihrem Bruder und der ausgelassenen Bande zu.

Foto 029

Als sich die Damen und ein Teil der Herren warm getanzt haben, bemächtigt sich Mustafa des Mikrofons und kündigt ein Spiel an: Wer aus der Frauenwelt ist bereit, auf die höchste Düne hinter dem Kebab-Grill zu krabbeln? Wer zuerst oben ist, bekommt eine Handtasche von Gucci. Das Gedränge ist nicht gerade groß, weil Araberinnen, vor allem, wenn am Golf zu Hause, nicht gut zu Fuß sind. Trotzdem gehen ungefähr fünfzehn Freiwillige an den Start. Mustafa macht sich

den Spass, die Damen zweimal zurückzurufen, weil angeblich jemand zu früh gestartet ist, dann trippeln sie in geschlossenem Feld zu einem schweren House-Rhythmus auf den Sandhaufen zu und klettern vom Publikum angefeuert nach oben. Die drei Araberinnen (Ägypterinnen, sagt Layla mit leicht mokantem Grinsen) fallen rasch zurück und waten mit hysterischem Gekicher nach unten. Kein Wunder, dass eine Iranerin das Rennen macht. Maneli, die Frau aus der Bergwelt! Allerdings lebt sie seit ihrer Kindheit in der Stadt, gesteht sie, bei der Siegerehrung auf der Bühne ins Mikrofon keuchend.

Darauf muss getanzt werden, bis Mustafa die nächste Spielrunde ankündigt. Wieder trifft es die Damen: Kandidatinnen werden gesucht, die auf der Bühne um die Wette tanzen. Das männliche Publikum soll am Ende über die eleganteste und *erotischste* Tänzerin abstimmen. Diesmal ist das Interesse größer, vielleicht proportional zum Gewinn (eine vergoldete Cavalli Triptic mit 16 Karat), und die Leute rund um die Bühne sind im Nu dermaßen aus dem Häuschen, dass ich von meinem Diwan aufstehen muss, um etwas von der Show mitzukriegen. Nach dem ersten und zweiten Song werden die schwächeren Kandidatinnen abgeklatscht. Eine Engländerin kommt bis in die letzte Runde, weil sie einen ziemlich professionellen Strip hinlegt und erst an Schwung verliert, als sie außer einem Bikini aus Rosenimitaten nichts mehr anhat. Als alles vorbei ist, holt Mustafa sie ans Mikrofon, um mit ihr zu plaudern: Sie stammt aus Birmingham, macht gerade Ferien (wovon, sagt sie nicht) und scheint Mustafa schon ganz gut zu kennen. Die Cavalli gewinnt aber Reem, und Reem ist Mustafas jüngste Schwester. Sie ist schlanker als Layla und größer als Mustafa, legt einen fabelhaften Bauchtanz hin und macht mit einem kleinen Heimvorteil das Rennen. Die Handtasche war noch ohne längere Zeremonie an die Siegerin ausgehändigt worden. Die Uhr wird jetzt in der Verpackung eines goldglänzenden dicken Käfers überreicht, in dem auch eine Kirchenglocke stecken könnte.

Später bittet der Gastgeber die Herren zusammen mit einer professionellen Bauchtänzerin auf die Bühne. Sie heißt Elvira und wird vor ihrem ersten Auftritt schon mit ausdauernder Begeisterung begrüßt. Sie ist in diesem Kreis bestens eingeführt. Dem Sieger winkt ein MacBook White.

Elvira tanzt jeweils mit drei Partnern nacheinander und entscheidet, wer von ihnen weiterkommt, indem sie um den Glücklichen herum eine makellose Solorunde zirkelt. Während dieser Solorunden kommt jedes Mal unter den Zuschauern ein Chor in Gang, ein allmählich anschwellendes Hooo, das Elvira begleitet.

Sie bewegt sich mit halb geschlossenen Augen, wie in einer Versenkung, und niemand zweifelt daran, dass ihr Urteil ausschließlich unter professionellen Gesichtspunkten erfolgt. Die Party hat jetzt ihren Höhepunkt erreicht. Tänzer zappeln in immer wunderlicheren Figuren auf der Bühne, angetrieben von einem Publikum, das sich wie nach einem Endspiel im Fußballcup in den Armen liegt, die Dünen hallen wider von Geschrei und dem Schmachtesang einer ägyptischen Popdiva, und sogar das philippinische Servicepersonal kann sich nicht mehr zügeln und drängt näher an das Geschehen heran. Der Mac geht nach mehreren Kampfrunden, in denen sich die Jungs schwitzend und dampfend, aber unerwartet virtuos um die eigene Achse und die der Tänzerin drehen, an Samir, einen um die Hüften in die Breite gehenden Muskelmann, mit dem Mustafa in London zur Schule gegangen ist.

Inzwischen ist es gegen Mitternacht. Allgemeine Zufriedenheit stellt sich ein. Man hat nicht schlecht getrunken und gegessen, getanzt sowieso. Einige der Pärchen lassen sich zurück in die Stadt fahren, andere verschwinden hinter den Dünen. Ich halte noch einen Schwatz mit der Bauchtänzerin. Sie sitzt plötzlich zwischen Layla und mir, nuckelt an einer Wasserpfeife, redet nicht viel, scheint aber ein guter Kumpel zu sein. Sie kommt aus Venedig, vertraut sie mir an, hat als Kind Ballettunterricht gehabt und mit fünfzehn in Kairo ihre Initialerfahrung gemacht. Elf Jahre aktiv im Einsatz seien genug. So, wie sie das sagt, muss Bauchtanz etwas mit dem Stress auf einer Notfallstation gemein haben.

Foto 028 (halbe Seite)

Ich bin nicht überrascht, dass Mustafa einer ihrer langjährigen treuen Kunden ist, denen Elvira nichts abschlagen kann. Ich sehe ihn immer noch neben dem DJ auf der Bühne. Er hüpfte da oben mit einem blonden Mädchen herum, sieht völlig fertig aus, aber glücklich. Dann ist tatsächlich der abnehmende Mond hinter der Düne über dem Kebabgrill untergegangen.

28. Mai

Unruhe im Team. Niemand hat den Monatslohn bekommen. In der gesamten Regierung. Für die jungen Leute, die bei allem Lifestyle-Aufwand von der Hand in den Mund leben, sehr schlechte Nachrichten. Nun müssen sie Muttern fragen, um über die Runden zu kommen. Latifa will herausgefunden haben, gezahlt werde frühestens in einem Monat, weil das Buchungssystem

nicht kurzfristig umgestellt werden könne ... Die Personalabteilung, die ausschließlich aus Emirates besteht, scheint ein besonders produktiver Ort für Pleiten zu sein. Wie ich gehört habe, verschwinden Akten, Mitarbeiter bekommen unterschiedliche Vertragskopien etc. (alles unabsichtlich). Sie halten bei uns auf der Etage in den Konferenzräumen gerade einen Workshop ab. Der Titel der Veranstaltung: ‚*Promising Leaders*‘. Der Chef der Abteilung dürfte allerdings damit nicht gemeint sein. Ich bin ihm bei der Vertragsverhandlung begegnet. Ein sanfter Mensch, der nicht besonders gut Englisch spricht und mich unter seiner Guthra so traurig angeschaut hat, dass ich diesen Blick lange nicht vergessen werde. Vielleicht sah er schon kommen, was nun eingetreten ist: Er soll abgelöst werden. Das ist hierzulande eine komplizierte Prozedur. Bestimmt wird man ihn nicht feuern, sondern auf einen anderen Posten schieben. Angeblich hat er es geschafft, sogar sich selbst keinen Lohn auszuzahlen.

1. Juni

Habe in der Personalabteilung nachgefragt, wer jetzt dort Chef ist, und drei verschiedene Antworten bekommen: kein Mangel an *promising leaders*. Lohn gibt es tatsächlich erst am nächsten 25. Wenn es dann klappt.

Latifa scheint mit dem Bodenpersonal beim International Finance Center, das für technische Anlagen und Gebäudemanagement zuständig ist, nicht klarzukommen. Khalil beteuert, bereits mit vier verschiedenen Leuten gesprochen zu haben, um Grundrisse des Foyers zu bekommen, bislang ohne Erfolg. Das erfahre ich allerdings erst auf Nachfrage. Sturzenegger hat sich nämlich erkundigt, nachdem meine emiratischen Kollegen ihr nicht geantwortet haben. Sie macht sich Vorwürfe, die Sachen nicht selbst besorgt zu haben (in Usbekistan hat sie das bestimmt so gehandhabt). Verspreche mich darum zu kümmern.

Das hat aber der ebenfalls alarmierte Generalkonsul längst getan. Er ruft mich während einer Sitzung an und fragt vorsichtig, welcher Bereich im Foyer für die Ausstellung vorgesehen sei. Er habe Frau Sturzenegger versprochen, ihr die Maße zu liefern, und ist mit einem Zollstock bewaffnet ins Finance Center gefahren. Wir tauschen uns zur Raumsituation im Foyer aus (wie viele Schritte von der Rolltreppe, die nach unten führt, bis zur Drehtür. Vorsicht, da ist noch ein

Lift für Rollstuhlfahrer etc.). Ich versuche ihm zu beschreiben, welche Fläche bespielt werden soll, er schreitet sie (das Handy am Ohr) mit dem Metermaß ab. Der Mann nimmt es übrigens gelassen und erklärt, dass er es unter anderem für seine Aufgabe halte, Kulturprojekte auch mit persönlichem Einsatz zu unterstützen. Das klingt bei diesem Mann nicht einmal ironisch.

1. Juni

Scheich Mansour verfolgt einen neuen Plan. Salem bittet mich, ihn anzurufen. Eine Entscheidung über seinen Designkomplex werde ja erst in der zweiten Jahreshälfte fallen (woher weiß er das? Warum gerade dann?), sagt mir Mansour am Telefon, und wartet, wie ich darauf reagiere. Ich reagiere gar nicht und warte auch. Er habe mit seinem Architekten (Zold) gesprochen, setzt er fort, und ein Projekt entwickelt, das sehr gut zu Khor Dubai passe. Als ich weiter schweige, rollt er den Plan aus: ein Amphitheater, eine Kunsthalle, vereint unter einem Dach (hier natürlich eine Glaskuppel), dazu ein Floß, auf dem man eine Bühne oder einen Ausstellungskubus installieren kann. Von A bis Z bei Bouman und mir geklaut. Ich frage Seine Hoheit, ob er sich an die Präsentation erinnere, die wir vor vier Wochen in seiner Gegenwart durchgeführt hätten, und insbesondere an die Vorbereitungsspielstätte, die uns der belgische Architekt Bouman entworfen habe und ähnliche (ich will diplomatisch bleiben) Funktionen biete wie das, wovon er jetzt berichte. Das will er aber nicht gelten lassen. Er stelle sich einen (ganz!) anderen Standort vor, das Design habe nichts mit Bouman zu tun, das Projekt folge der Betriebsstruktur seines Designzentrums und solle als Einführungsort für Design und Kino dienen (Einführungsort: wie der Pavillon). Warum ich nicht mit seinem Architekten Kontakt aufgenommen hätte? Seine Hoheit klingen beinahe weinerlich. Zold sei jederzeit bereit, in die Stadt zu kommen und seine Ideen vorzustellen. Der Boss, kann er sich nicht verkneifen hinzuzufügen, würde das auch begrüßen.

6. Juni

Museumsdirektoren aus Deutschland, die sich seltsamerweise bei jeder Gelegenheit “die drei Generäle” nennen (zwei von ihnen gehen demnächst in Pension), mit Begleitung aus dem Auswärtigen Amt und dem netten Generalkonsul. Ich weiß nicht, welchen Eindruck dieser repräsentative Auftritt bei den Emirates hinterlässt, denn die Leute, die uns bislang aus den USA, Großbritannien, Singapur oder Italien besucht haben, sind weniger offiziell aufgetreten. Üblicherweise tarnen sich Kulturschaffende, wenn sie zu uns in den Emirates Tower kommen, indem sie sich anziehen und benehmen wie Geschäftsleute. Die Deutschen sind da ein bisschen anders. Ohne Professorentitel geht es nicht, und sie umgibt ein Hauch von Akademie. Und Exzentrik. Sie sprechen auch langsamer und nachdenklicher, holen nicht sofort einen USB-Stick aus der Tasche, um eine Power-Point-Präsentation an die Wand zu werfen, und verteilen stattdessen ein paar schöne Kataloge zu ihren Museen und Sammlungen. Altmodisch das, sympathisch altmodisch.

Mir scheint, man unterhält sich gut. Wir stellen unsere (vorläufige) Strategie vor und gehen auf die Museumsplanung ein bisschen näher ein. Die Herren sind augenscheinlich interessiert, aber auch vorsichtig und neu auf diesem Parkett, das spürt man (angenehm). Sie wollen sondieren. Ich weiß, sie fahren im Anschluss nach Qatar und Abu Dhabi, und sicherlich wollen sie auch da sondieren. Fürchte (oder wünsche mir), sie kommen dort ein bisschen zu spät. Die Claims sind andernorts bereits abgesteckt.

7. Juni

Die Leute in Abu Dhabi haben es besser. Verfügen über mehr Geld und möglicherweise auch klarere Vorstellungen, was man in Sachen Kultur mit dem vielen Geld anfangen sollte. Es spielt ein (ost)deutsches Spitzenorchester Werke Richard Wagners, von denen einige durch diesen Klangkörper uraufgeführt worden sind. Sobald ich den Zuschauerraum betreten habe, fühle ich mich wie in der Deutschen Oper an der Bismarckstraße. Mindestens zwei Drittel des Publikums sehen wie Abonnenten aus und haben die sechzig erreicht oder überschritten. Und sie alle

sprechen deutsch! Dazu kommt eine kleine Gesellschaft von Engländern, Franzosen, Russen und Italienern. Eine Französin in mittleren Jahren beugt sich zu einem Herrn im Dischdasch hinab, fragt ihn, warum er hier sei. Der Mann antwortet, er interessiere sich für klassische Musik. Darauf schnappt die Französin in die Höhe, ruft einer Freundin drei Reihen hinter ihr zu, *er* interessiere sich für klassische Musik, und sticht dabei mit ihrem Zeigefinger auf den einheimischen Nachbarn nieder.

In der ersten Reihe sitzen elf emiratische Notabeln, in meiner Reihe ein paar junge Frauen in Abayas. Sie tauschen per Handy Textnachrichten aus und haben dabei viel zu kichern, ehe sie sich in der Pause verdrücken. Ein deutscher Professor hat ein Programmheft verfasst, in welchem der Zusammenhang von Frühromantik und Wagner ausgebreitet wird. Das muss die Leute hier einfach interessieren. Und damit es auch niemandem zu Hause entgeht, stehen zwei Teams des öffentlich-rechtlichen deutschen Fernsehens im Saal und auf der Bühne verstreut, um den konzertanten Sieg der deutschen Kultur in der Wüste am Golf zu feiern. Aufklärung durch Wagners *Zukunftsmusik*.

10. Juni

Zweiter Besuch aus Deutschland. Eine bayerische Regierungsdelegation. Der Konsul meldet sich ein paar Tage vorher und bittet um Hilfe, weil sich in der hiesigen Regierung niemand findet, der den Ministerpräsidenten empfangen will. Ich dringe über Salem bis zum Boss durch, dessen Büro offensichtlich mit Bayern nichts anfangen kann. Das Stichwort BMW löst das Problem. Der Boss heißt den hohen Herrn aus München willkommen. Der hat seinen Kultusminister und einen der drei Generäle in seinem Gefolge. Wir kriegen sogar ein kurzes Gespräch zwischen dem Boss und dem Minister hin. Der Minister zeigt auf seinen "General" und sagt, dieser Mann würde ihm oft Kopfzerbrechen bereiten, weil er ständig kreative Ideen habe. Kreative Ideen kosteten Geld. Schon der Angesprochene scheint nicht sehr begeistert von dieser ministerialen Ironie zu sein. Der Boss hat sie gleich gar nicht verstanden und fragt mich nach dem Gespräch besorgt, ob die Museumsplanung auch keine Geldschleuder sei? Wir haben zum ersten Mal

Gelegenheit, uns ein paar Minuten über die wirtschaftliche Konzeption des Weltmuseums zu unterhalten. Ich stehe im Stoff und gebe eine Schätzung über die Baukosten und Betriebsmittel ab, die wir benötigen, wenn es eine ernsthafte Sache werden soll. Schiebe auch ein paar Vergleichszahlen nach: Louvre, British Museum, Metropolitan, Berlin, Abu Dhabi, die mir aus der Vorbereitung der Präsentation geläufig sind. Der Boss hat die Lippen zusammengepresst und drückt mir fest die Hand, als ich mit den Bayern in den Fahrstuhl steige. Ich bilde mir ein, er hätte mich besonders scharf angesehen, wie um mir zu signalisieren, dass es da ein Problem gebe.

12. Juni

Der Austausch mit den Museen und dem Auswärtigen Amt geht weiter. Sie sind zu einer Zusammenarbeit bereit. Keine Bedenken wegen möglicher Attacken aus kulturkonservativen Kreisen zu Hause. Ich schlage Salem vor, sie offiziell einzuladen und das Projekt zu besiegeln. Die Zeremonie sollte in drei Wochen, noch vor dem Sommer, stattfinden. Zuerst treffen wir alle den Boss, verabschieden die bis dahin festgelegten Schritte für eine Kooperation (Bauberatung, Ausstellung, Ausbildung von emiratischen Mitarbeitern, Sammlungsaufbau, Forschung) und unterzeichnen danach ein Grundsatzabkommen vor laufender Kamera.

Ich warte immer noch auf ein Kreuzfeuer aus dem 52. Stock, aber es bleibt aus. Auch da oben scheint man sich mit der Idee eines Weltmuseums unter deutscher (und später internationaler) Beteiligung anzufreunden.

13. Juni

Lerne am Vormittag in einer Sitzung über die Zukunft der Bibliotheken deren Direktor Hamid Al Shemti kennen. Zufällig komme ich darauf zu sprechen, dass am Nachmittag die Eröffnung des Internationalen Literaturfestivals im Intercontinental am Creek stattfindet. Hauptsponsor ist die hiesige Luxusairline, Schirmherr der Sohn des Herrschers, Direktorin eine ansässige Engländerin. Sie hat das Konzept zusammen mit einer Buchladenkette entwickelt. Siebzig

Autoren aus fünfzehn westlichen und arabischen Ländern werden erwartet, mit viel Harry Potter, Dark Night, Twilight und Thousands of Splendid Suns. Hamid schaut mich ein bisschen verwundert an. Er hört zum ersten Mal von diesem Festival. Die Sitzung war einberufen worden, weil auch die Bibliotheken etwas von uns wollen: Geld und strukturelle Unterstützung. Es werden kaum Bücher erworben, der Bestand ist kläglich, dessen Ausleihe ebenso. Die meisten Einrichtungen sind in schlechtem Zustand. Bibliotheken als die Fettecken einer ansonsten lupenrein durchkommerzialisierten Gesellschaft. Das soll sich mit uns nun ändern. Außer ein paar freundlichen Worten ist erst einmal nicht viel herausgekommen.

15. Juni

Ich habe mich nicht länger eines erneuten Umzugs erwehren können, "hinunter" auf den 21. Stock. Ein Zeichen von Degradierung? Das Büro ist noch größer, obwohl wir seit unserem Einzug auf dem 28. als Team (zahlenmäßig) nicht mehr gewachsen sind. Jeder von uns hat jetzt ungefähr doppelt so viel Platz wie bisher. Salem hat keine andere Erklärung für die Operation, als dass wir mehr Mitarbeiter bekommen werden. Bisläng beobachte ich Wachstum eigentlich nur an der Anzahl der täglich eingehenden E-Mails und dem Stapel der unerledigten Papiere auf meinem Schreibtisch. Es müssen Zwischenwände gezogen werden, damit ich ungestörter (wenn das überhaupt möglich ist) arbeiten kann.

16. Juni

Die Wände sind eingebaut, allerdings erstreckt sich mein Büro jetzt über mehr als die Hälfte des Raumes, etwa hundertfünfzig Quadratmeter. Der indische Vorarbeiter schüttelt den Kopf (d.h. stimmt mir zu), als ich ihm sage, er muss das alles wieder auseinandernehmen.

17. Juni

Foto 031

Das Thermometer steigt über fünfundvierzig Grad. Durch die Fluchten der Sheikh Zayed Road schießt ein unsauberer, feuchter Föhn, der sich auf Schleimhäute und Augäpfel legt, sobald man aus dem Wagen steigt. Asiatische Putzfrauen, auf dem Fußweg zum nächsten Kunden oder an einer Haltestelle auf den Bus wartend, strecken dem diffusen sengenden Sonnenlicht schwarz bespannte Schirme entgegen, als ließe sich so der Hitzedruck ernsthaft abwenden. Zwei Minuten unter einem Himmel, der nicht mehr frei genannt zu werden verdient, sondern im Gegenteil das schiere Verhängnis *ausstrahlt*, und das Hemd hängt einem wie nach einem Sprung ins Wasser am Körper. Die Tanks auf den Dächern heizen sich jetzt derart stark auf, dass man mit dem sogenannten kalten Wasser vorsichtig umgehen muss. An den Stränden werden die Duschen abgestellt, weil Verbrühungsgefahr besteht. Der Golf hat sich auf Körpertemperatur erwärmt. Wer trotzdem baden geht, fühlt sich von trägen, brackigen Massen umgeben, deren salzige Wärme einschläfernd wirkt.

Bald beginnt die Ferienzeit. Die Bewohner von Dubai werden zu Hunderttausenden die Stadt in Richtung kühlerer und trockenerer Gebiete verlassen, ans Mittelmeer oder nach Europa und Kalifornien reisen. Hiesige Luxushotels werfen Schnäppchenangebote auf den Markt und ziehen Zehntausende von Touristen an, die die Vorstellung, für hundert Euro pro Person und Nacht in einem vierzig Quadratmeter großen Zimmer mit Kontinentalfrühstück und Blick auf den gekühlten Pool zu residieren, so umwerfend finden, dass es ihnen nichts ausmacht, in diesen Fünfsterneschuppen eingesperrt zu sein.

Foto 032

19. Juni

Der Boss wird Zentralbankchef, lese ich in den 'Gulf News'. Auf dem Foto zeigt er das vertraute Pokerface. Das ist jetzt sein sechstes Mandat. Offenbar mangelt es an Leuten, zu denen der/die Herrscher Vertrauen hat/haben. Kann ich verstehen. Aber die Vertrauten mit Aufgaben zu

überhäufen, bis sie kein Land mehr sehen, scheint mir nicht die beste Praxis zu sein. Oder grapschen die selbst nach jeder Gelegenheit, die sich bietet, mehr Einfluss zu bekommen? Noch immer keinen Generaldirektor für den Kulturrat gefunden. Wir kommen kaum voran, weil jeder Schritt (Personal einstellen, Vertrag verhandeln, Geld überweisen, Reise genehmigen) in einem Tempo vollzogen wird, mit dem Scheich Zayed vor vierzig Jahren in seinem Jeep über die Dünen von Al Ain getuckert sein mag. Salem ist definitiv nicht für den Posten vorgesehen. Welche Rolle spielt er dann in Zukunft? Ich gebe zu, dass ich mir die Arbeit ohne ihn nicht vorstellen kann und er die einzige Figur in dem Spiel ist, zu der ich Vertrauen habe. Vielleicht, weil Salem keine Macht hat? Zu fein ist für krumme Dinger? Ist er das eigentlich (siehe die Opernübertragungsgeschichte)? Ich bin sicher, er hat mit seiner Ernennung gerechnet. Er hat sich Latifa gegenüber einmal als einen der treuen Soldaten Seiner Hoheit bezeichnet, bereit für jeden Auftrag, den Seine Hoheit bereithält. Was aber, wenn Seine Hoheit nichts bereithält, sondern ihn gemeinsam mit uns und ohne Führung herumkriechen lässt?

Mittags begegne ich dem Boss zufällig im Boulevard in der Nähe der Rolltreppe. Wir winken uns zunächst nur zu, dann besinnt er sich anders und kommt auf mich zu. Meinen Glückwunsch nimmt er mit vorgerecktem Unterkiefer entgegen, will jedoch über das Weltmuseum sprechen. Ich sage ihm, die Leute seien für den kommenden Sonntag eingeladen, an der Prozedur für die Vertragsunterzeichnung, bei der er anwesend sein muss, werde gearbeitet. Das weiß er natürlich. Der Boss **haelt** für mich eine kleine Überraschung bereit: Das Museum muss Geld bringen. Davon war bisher nicht die Rede. Er erklärt mir, wie er das machen will bzw. uns machen lassen will. Die westlichen Partnermuseen bekommen das Land umsonst, wir finanzieren das Gebäude, die Museen den Betrieb und die Ausstellungen. Ich gebe zu, dass ich meine Zweifel an dem Konzept habe und schlage vor, dass wir uns sobald wie möglich deswegen noch einmal austauschen sollten. Unseren Aufenthaltsort zwischen Shoppingflaneuren und Geschäftsleuten halte ich nicht dafür geeignet, ein Projekt dieser Tragweite ernsthaft zu diskutieren. Aber der Boss hat keine Zeit. Er hält die Sache für erledigt, indem er sie mir mitgeteilt hat. Den Rest – das Museum profitabel machen, mit Partnern an meiner Seite, die zu Hause Hunderte von Millionen an jährlichen staatlichen Zuschüssen kassieren – soll ich jetzt übernehmen. Ich mache einen letzten Versuch und gebe zu bedenken, dass sein Konzept der Natur öffentlicher Museen widerspreche. Sie erhielten Subventionen von ihren Mutterländern. Wie sollte der Steuerzahler oder Spender in Deutschland, Russland oder Großbritannien einsehen, dass sein Geld jetzt in

unserer Stadt ausgegeben wird? Der Einwand bringt den Boss immerhin dazu, sich noch einmal voll zu mir herumzudrehen. Wir, sagt er, meinem Gesicht unerwartet nahe, wir in Dubai sind es gewohnt, die Spielregeln neu zu erfinden. *Diese* Stadt erfindet die neuen Spielregeln! Das gilt für den Handel, das wird für die Kultur gelten. Wir sollten im Kulturrat nicht so viel über die Vergangenheit reden und darüber, wie Museen früher finanziert worden seien. Er wünsche sich ein Beispiel dafür, wie es diese Stadt schafft, auch im Kulturaufbau ohne finanzielle Unterstützung auszukommen.

Ich sage ihm, ich könne seine Meinung nicht teilen. Der Boss sieht mich scharf an: Denken Sie drüber nach, sagt er. Ich habe das nicht allein zu entscheiden. Aber hier haben Sie meine Meinung.

22. Juni

Seine Hoheit Scheich Mohammed bin Rashid Al Maktoum, Vizepräsident und Premier des Landes und Herrscher der Stadt, hat der Öffentlichkeit seinen Willen kundgetan, ein Weltmuseum errichten zu lassen. Zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit werden einzigartige Sammlungen weltweit anerkannter Museen an einem Ort vereint. Das Museum wird damit Zeugnis ablegen von der Vision des Herrschers, die Stadt als globales Zentrum aufzubauen, das die bedeutendsten Künstler und Kunstwerke der Welt anzieht.

So steht es in einer Pressemitteilung, die für den heutigen Tag vorbereitet worden ist. Weniger wäre besser gewesen, aber Salem hat mir auferlegt, mich nicht einzumischen. Ich habe den Entwurf sowieso nur zufällig und erst gestern Abend in die Hand bekommen.

Der Emir selbst kommt nicht zur Vertragsunterzeichnung. Ich hole die Museumsdirektoren und den Generalkonsul im Hotel gegenüber dem Emirates Tower ab. Die Herren sind erst spät letzte Nacht angekommen und sitzen noch zurückgelehnt vor den Resten ihres Frühstücks.

Unwillkürlich beginnen wir davon zu sprechen, dass die Museen mit ihren verschiedenen Städten und Namen kein einheitliches Bild abgeben. Es fehlt an einer gemeinsamen Identität. Für einen Moment wackelt der deutsche Föderalismus, als die Generäle ernsthaft darüber beraten, ob sie sich bei auswärtigen gemeinsamen Auftritten von jetzt ab United German Museums nennen sollten. Es geht unakademisch lebhaft hin und her, bis jemand daran erinnert,

dass sie das nicht entscheiden können, ohne ihre Dienstherren, die jeweiligen Kultusminister, zu fragen. Es wird also noch eine Weile dauern, bis das Branding beginnen kann. Für heute muss es so bleiben wie es ist: Berlin, Dresden, München (aus alphabethischen Gründen).

Wir fahren hinüber zum Tower und nehmen den Fahrstuhl in den 52. Stock. Der Boss taucht immerhin mit nur zehn Minuten Verspätung auf, begrüßt die Gäste und uns mit seiner heute wieder unnötig lauten Stimme: Die Stadt sei es gewohnt, immer mit den besten Partnern zu arbeiten. Er sei sich darüber im Klaren, dass man von Traditionshäusern lernen müsse, auch, wie man solche Betriebe aufbaut und finanziert. Irgendwer muss ihn zum Nachdenken über seine Spielregeltheorie bewegt haben. Aber drei Minuten später folgt ein Satz, der nur harmlos klingt und mich wieder aufschreckt: Wir sollten uns gemeinsam darum bemühen, das Weltmuseum zu einer *Win-Win*-Geschichte zu machen. Ja, das lieben sie hier, die *Win-Win*-Geschichten. Man will nicht nur einmal, sondern gleich zweimal siegen. Der Partner siegt mit, weil es nicht anders geht. Vielleicht ist das die neue Regel.

Am Abend sitzen wir in jenem libanesischen Restaurant hoch über den Antennen der Stadt, in dem ich zuletzt mit Pink diniert habe. Tatsächlich winkt Winston von einem der Nachbartische und ruft ziemlich laut meinen Namen. Zum Glück macht er keine Anstalten rüberzukommen. Die Museumsleute wirken zufrieden und müde. Nein, wir müssen nicht mehr über wichtige Dinge sprechen. In den kommenden Wochen werden sie den ersten Entwurf weiterentwickeln. Bis zum Herbst wollen wir das Konzept fertig haben und dem Boss vorstellen. Und in der nächsten Woche, bevor Frau Sturzenegger und Flying House in Freiburg 'Dubai Now' eröffnen, werden wir gemeinsam den Medien in Deutschland von unserer Kooperation berichten. Dass es bis dahin schon durchgedrungen sein könnte, muss man nicht befürchten. Der Verbreitungsradius der hiesigen Medien reicht noch nicht bis in den Westen.

25. Juni

Die junge Polin an der Rezeption in Berlin macht mich darauf aufmerksam, dass in zwei Stunden in der oberen Lobby *das Spiel* übertragen wird. Ich frage, wer was spielt, und die Frau kann es nicht fassen. In beleidigtem Ton sagt sie, Deutschland trete gegen die Türkei an. Vermutlich glaubt sie, ich ziehe sie auf.

Fünf Stunden später tobt vor dem Hotel der Bär. Der Boulevard ist abgesperrt, um die begeisterten Fans zu fassen, die fahnen- und flaschenschwenkend in beiden Richtungen aneinander vorbeiziehen. Die Deutschen haben zwar verloren, kommen aber trotzdem ins Endspiel. Wieder eine Win-Win-Situation.

28. Juni

Die Pressekonferenz im Untergeschoss des Mies-van-der-Rohe-Baus ist gut besucht. Ich kehre als Regierungsmitarbeiter einer ehrgeizigen Golfmetropole zurück in die Stadt, in der mich bestimmte Leute einen Verräter an der Kunst genannt haben. Der Hausherr lehnt sich sogar mit dem Begriff *United German Museums* aus dem Fenster. Wenn das mal gut geht ...

Kaum Fragen im Anschluss zu unseren Vorträgen, stattdessen separate Interviews. In Deutschland mögen Journalisten ihre Neugier nicht öffentlich zur Schau stellen. Auge-in-Auge kommt es allerdings auch nicht zu der von mir erwarteten hartnäckigen Fragerei nach Geld, Arbeitsbedingungen von Bauarbeitern oder Meinungsfreiheit.

Während der Pressekonferenz habe ich eine SMS von Salem bekommen. Besorgt rufe ich sofort nach dem letzten Interview zurück, das ich einer jungen Frau gegeben habe, die für einen Münchner Lokalsender von mir wissen wollte, warum die Emirates Bayern so lieben. Salem erkundigt sich, ob Scheich Majed im nationalen Kostüm oder in einem westlichen Anzug zur Ausstellungseröffnung nach Freiburg kommen soll? Warum nicht im *Dischdasch*? Salem ist skeptisch, ob das von westlichen Journalisten nicht als Zeichen von Rückständigkeit gewertet werden könne? Ich neige dazu, diese Möglichkeit auszuschließen, denn eine solche Haltung sei selbst Zeichen von Rückständigkeit, aber ich möchte auch keine Verantwortung für deutsche Journalisten übernehmen.

30. Juni

Die Fragezeichen stehen heute Morgen in einigen Blättern. Es ist eben einfacher, die Antworten auf ungestellte Fragen abzudrucken, wenn man seine zwar tiefgreifende, aber auch mutlose Skepsis verbreiten will. Die Meinungen sind jedenfalls weiterhin geteilt. Das deutsche Feuilleton kann sich noch nicht recht vorstellen, was es von dieser Kooperation halten soll und wieso man überhaupt plötzlich vom Mittleren Osten spricht, es sei denn, um Geld zu scheffeln. In Dubai war das Projekt übrigens auf den Immobilienseiten angekündigt worden (Feuilleton gibt es noch nicht).

Am Abend gibt es ein Essen auf Einladung einer deutsch-emiratischen Gesellschaft, von der ich noch nie gehört habe. Es stellt sich auch niemand offiziell als Vertreter der Gesellschaft vor. Ungefähr sechzig Leute sitzen im Salon eines Luxushotels von Stadtmitte: einige Granden des Berliner Kulturlebens, Diplomaten (es kommen vor allem Osteuropäer) und Parlamentarier. Die Emiraties sind gut getarnt. Ich lerne nur den Botschafter und seine Gattin kennen, die allerdings sehr nett sind und allein schon dadurch auffallen, dass sie den Abend Seite an Seite bestreiten. Seltsamerweise spielt eine türkische Band aus Moabit auf. Es gibt keine Ansprache. Das Rätsel, wer hinter der Gesellschaft steckt, bleibt ungelöst. Die Araber setzen sich an die Tische, die nahe beim Eingang stehen, die Westler nehmen vor den Fenstern Platz. Man kommt nicht miteinander ins Gespräch, abgesehen von einer Syrerin, die offensichtlich in der Stadt lebt und bei dergleichen Anlässen als Unterhalterin aufgeboten wird. Obendrein ist die Stimmung dadurch beeinträchtigt, dass es keinen Alkohol gibt. Vor allem im hinteren Teil des Salons wird man unruhig, kaum, dass die Vorspeisenreste abgetragen sind, und verlässt nach und nach für jeweils etwa ein Viertelstündchen den Raum. Wie mir ein Tischnachbar verrät, um an der Hotelbar einen Drink zu nehmen.

Hier, in dieser nur oberflächlich entspannten Runde, werden dann endlich auch ein paar Meinungen freigesetzt. Der Tischnachbar zur Linken, offenbar ein Publizist, begreift nicht, wie ich in diesem Land leben kann. Er sei einmal zur Kunstbiennale im Nachbaremirat gewesen und

habe die widerliche Art, wie dort mit Frauen und Asiaten umgegangen werde, nicht länger als achtundvierzig Stunden ausgehalten. (Es stellt sich später heraus, er wurde für zwei Tage von der Leitung der Biennale eingeladen und verköstigt, um in seiner Zeitung über den Kunstaustausch mit dem Mittleren Osten zu berichten.) Ich zolle ihm Verständnis für diese Haltung, gebe jedoch zu bedenken, dass die Verhältnisse nicht für alle Zeiten festgelegt seien und es aus meiner Sicht wichtig sei, dass wir uns nicht raushalten, sondern wenigstens den Versuch machen, unter anderem mit Projekten der Kunst andere Wertmaßstäbe und Lebensmodelle vorzustellen. Wozu Kultur, wenn nicht, um sie auszutauschen? Hinter mir hat jemand zugehört und kann jetzt nicht mehr an sich halten: Es ginge doch nur um Kohle, und er könne die Bigotterie nicht ertragen, mit der wir heute in der Pressekonferenz wieder von Kultur gesprochen und in Wirklichkeit Geld gemeint hätten. Die Franzosen hätten mit ihrem Protest gegen den Louvre-Deal vor einem halben Jahr schon ganz Recht gehabt. Alles liefe darauf hinaus, Europa dem Ausverkauf preiszugeben. An diesem Abend sieht es so aus, als könne eine Win-Win-Situation sehr leicht einen Lost-Lost-Ausgang nehmen.

Henry, der Generalplaner von Deira bei Al Atheem, ist tot. Er ist in seinem Büro in einer der Fertigteilbaracken am Creek zusammengebrochen. Ursache Herzinfarkt. Der Mann war vierundvierzig. Finde am Abend eine E-Mail von Azad, die mich für eine Trauerfeier morgen Nachmittag in eine Kirche in Jebel Ali einlädt. Die Ehefrau ist aus Melbourne angereist, um sich um die Formalitäten für die Repatriierung von Henrys schwerem toten Körper zu kümmern.

3. Juli

Am Nachmittag erreiche ich Freiburg. Die Sammlung Gysin ist in einem bürgerlichen Haus aus dem neunzehnten Jahrhundert untergebracht, das nicht weit vom Bahnhof entfernt in einer Seitengasse des Stadtzentrums steht und von außen nicht den Eindruck eines Kunsttempels macht. Immerhin hängt ein Plakat von der Fassade, mit einem Foto der Künstlerin Reem Al Ghaith, auf dem eine verhüllte Frau (mit dem Rücken zur Kamera) vor einer endlos aufsteigenden Treppe mit schneeweißen Stufen steht. Der Schatten der Frau wirkt sehr verlassen

auf diesem Bild, und das entspricht wahrscheinlich dem Lebensgefühl vieler Emiraties. Drinnen warten einige der Künstler, die Frauen in Abayas, die Männer meist in Jeans und T-Shirts. Sie freuen sich, ein bekanntes Gesicht zu sehen, ich freue mich auch und schüttele den Männern die Hand.

Das Museum hat die Organisation mehr und oder minder allein bestritten. Allerdings haben wir den Katalog und die Flüge der Künstler finanziert, die Produktion der Kunstwerke – vor allem Fotos und Videos – ermöglicht. Der Präsident des Kulturrates, Scheich Majed, wird eröffnen. Frau Sturzenegger hat mit ihrem Team (eigentlich sehe ich nur eine flinke junge Badenserin mit einem kecken Hut) wohl alles aufgeboten, was ihr möglich war. Die Ausstellungsräume sind auf drei Etagen verteilt und ziemlich klein, sodass neben der permanenten Sammlung nicht viel Platz geblieben ist. Die Fotos von Reem und einigen ihrer Kollegen sind auf große Leinwände gezogen, auf dem Boden liegen mit Tauen umwickelte Steine, Blechdosen und Arbeitsschuhe, Skulpturen aus Badelatschen und Zahnbürsten. Eine Serie von Bildern porträtiert verlassene Villen. Im Treppenhaus hat Frau Sturzenegger eine Koje einrichten lassen, in der Videos zu besichtigen sind, zum Beispiel über einen Emiratie, der sich im Dischdasch von einem Fischerboot ins Meer stürzt. Über dem Ganzen liegt der Schwarz-Weiß-Schleier der Einsamkeit. Reem Al Ghaith ist eine schüchterne Studentin Anfang zwanzig, die mir als Erstes ihren Bruder vorstellt. (Abdulhamid steckt mir später, dass Reem mit dem familieneigenen Flugzeug gekommen ist und gleich nach der Vernissage zurück muss, weil das die Familie so bestimmt hat und sie übermorgen ein Universitätsexamen ablegen muss.) Wir sind irgendwie guter Laune, obwohl sich niemand sicher ist, wie die Unternehmung hier ausgehen wird. Es haben sich mehrere Fernsehsender angesagt. Alle warten auf den jungen Scheich. Am Abend soll es auf der Dachterrasse einen exklusiven Empfang für ausgewählte VIP-Gäste geben.

4. Juli

Die Eröffnung von 'Dubai Now' ist auf fünf Uhr nachmittags festgelegt. Vor dem Haus der Sammlung Gysin versammeln sich Frau Sturzenegger, die Künstler, Journalisten und die ersten Gäste. Unter ihnen der Kulturdezernent der Stadt, ein Vertreter des Auswärtigen Amtes in Berlin und Museumsleute aus der weiteren Umgebung. Sogar Bouman ist da, winkt aber nur aus der Ferne und stakt, das Handy am Ohr, mit seinen langen Beinen und vorgebeugtem Oberkörper

durch die Menge, wie ein Storch, der im Sumpf nach Fröschen Ausschau hält. Salem schickt mir eine halbe Stunde vor der festgesetzten Zeit von zu Hause die Nachricht, es gebe Schwierigkeiten. Scheich Majed ist mit seiner Eskorte schwarzer Daimler-Limousinen auf dem Weg vom Flughafen an der Grenze aufgehalten worden. An welcher Grenze? Die Delegation ist aus Unkenntnis in die Schweiz (nach Basel) eingereist. Am Grenzübergang Weil erweckt die Karawane auf der deutschen Seite Misstrauen. Scheich Majed kann keinen Pass vorweisen. In der ersten Aufregung weiß niemand, wo der Pass seit der Kontrolle am Flughafen abgeblieben ist. Ich erwäge, an die Grenze zu fahren und den Mann vom Auswärtigen Amt einzuschalten. Doch es findet sich alles. Eine gute halbe Stunde später taucht die Karawane bei uns auf. In letzter Minute hat Frau Sturzenegger einen roten Teppich vor dem Eingang ausgerollt. Mit uns schauen sicherlich hundertfünfzig Leute aus Kultur und Politik dabei zu, wie Scheich Majed und etwa dreißig junge Begleiter aus neun Fahrzeugen steigen und sich in gemessenem Schritt und mit ernsten Gesichtern dem roten Teppich nähern. Sie sehen alle irgendwie gleich aus: dunkelblauer Anzug, schwarzes Haar, schwarzer Bart, ungefähr gleiches Alter. Man hat sich also doch gegen den Dischdasch entschieden. Ich ahne, dass jetzt mein Auftritt gefragt ist, und gehe Majed entgegen. Für einen Moment hellt sich sein Gesicht auf, als er mir die Hand gibt. Ich heiße ihn willkommen, stelle ihm Frau Sturzenegger vor (der Sammler selbst ist nicht anwesend), Abdulhamid und die Künstler.

Majed mag öffentliche Auftritte gewöhnt sein, jedoch bestimmt nicht im Ausland. Und sicherlich eröffnet er zum ersten Mal eine Ausstellung. Deshalb nimmt sein Gesicht auch sofort wieder ernste Züge an. Wie bei unserer ersten Begegnung dreht er ab und zu seine Schultern, diesmal sogar im Gehen. Die Menge schiebt sich näher heran, erste Blitzlichter gehen nieder, Kameras werden auf uns gerichtet. In der Entourage befindet sich auch ein emiratisches Fernseheteam, das den Scheich auf seiner Reise begleitet. Die Künstler warten vor ihren Bildern und Installationen auf den Auftritt mit Majed. Man hat ihnen gesagt, sie sollen ihm ihre Arbeit erklären, und so lässt sich der junge Scheich jetzt von einer nicht wesentlich älteren adligen Untertanin erklären, warum sie sich für die Innenräume verlassener und verwahrloster Villen zu Hause am Golf interessiert. Viele der Künstler nehmen die Inszenierung gelassen hin und tun ohne jede erkennbare Erregung, was ihnen wahrscheinlich Abdulhamid aufgetragen hat. Majed hat wieder diese abgehackte Art zu sprechen. Es ist nicht zu erkennen, was er von der Ausstellung hält. Auf

einigen Fotos sind indische Bauarbeiter zu sehen, auf anderen schmutzige Seitenstraßen von Bur Dubai. Nicht das Gesicht der Stadt, wie es vom Tourismusmarketing gezeichnet wird.

Zu Majeds Gefolge gehören plötzlich zwei ältere Herren, die sich mir weder vorgestellt haben noch mit den anderen aus den Autos gestiegen sind. Auch diese Leute sehen sich irgendwie ähnlich, obwohl sie verschiedenfarbige Anzüge tragen. Vielleicht ist es die Art, wie sie schweigen und die Lippen aufeinander pressen. Sie schieben sich nahe an Majed heran, als müssten sie ihn mit ihren Körpern vor irgendetwas in Schutz nehmen. Abdulhamid sieht sehr nervös aus, aber auch irgendwie glücklich.

Nach einer guten Stunde rollen die Limousinen wieder aus Freiburg hinaus, zurück Richtung Flughafen. Majed hat von zu Hause Order bekommen, noch am selben Abend zurückzukehren, die Maschine werde morgen für einen anderen Flug benötigt. Er verabschiedet sich von allen mit sachtem Winken und Kopfnicken und lässt zu, dass wir vor dem Haus noch ein Gruppenbild mit ihm, seiner Korona, den Künstlern und Frau Sturzenegger aufnehmen. Die beiden unbekannt gebliebenen Araber ziehen sich zu Fuß Richtung Bahnhof zurück, wiederum ohne Gruß. Als wir auf Majeds Wagen zugehen, beginnt es zu regnen. Einer seiner Getreuen reißt sofort einen Schirm hoch, aber Majed winkt ab, wendet sich mir zu und sagt, bei ihm zu Hause sei das ein Zeichen des Segens. Ich: Dann ist es das bestimmt auch hier.

Kaum ist Seine Hoheit abgefahren, berührt mich Frau Sturzenegger leicht am Arm und flüstert mir zu, sie müsse noch etwas mit mir besprechen. Sie schaut sich kurz um, ob uns niemand beobachtet, und dabei sehe ich in ihrem eben noch von Freude und Kuratorenglück geröteten Gesicht einen unerwartet kummervollen Ausdruck. Sie möchte vermeiden, dass die Leute von Flying House etwas spitzkriegten, und führt mich in ihr winziges Büro mit einem kleinen, gut aufgeräumten Schreibtisch, von dem einsam eine etwa zehn Zentimeter große Kuh mit einem Schweizerkreuz herüberschaut. Wir lassen uns an einem Sitzungstisch nieder, der für das Büro eine Nummer zu groß ist. Frau Sturzenegger beginnt, mit Pausen der Unsicherheit, vor mir die Misere der Vorbereitungen zu 'Muslim Faces' auszubreiten. Es geht diesmal nicht um unangenehme Auseinandersetzungen mit dem Eigentümer der Lobby, in der die Ausstellung stattfinden soll, oder darum, dass der Generalkonsul beim Abmessen des Raumes zu große Schritte gemacht hat. Bisher hat die Sammlung Gysin noch kein Geld gesehen. Per Vertrag war

vor sechs Wochen eine sechsstellige Rate fällig. Wenn das Geld nicht in den nächsten Tagen eintrifft, wird es für die Sammlung mit ihrem geringen Jahresetat eng.

Das ist nicht alles. Latifa hat offenbar schwere Bedenken gegen die arabische Übersetzung des Katalogs angemeldet. Fünf Wochen, nachdem sie den Text zur Durchsicht erhalten hat. Frau Sturzenegger macht sich Vorwürfe, "das junge Mädchen" mit der schwierigen Aufgabe allein gelassen zu haben. Die Vorwürfe müssten eigentlich mich treffen. Der Prophet werde beispielsweise nicht mit allen Attributen bezeichnet (der Erste und Letzte, Erleuchtete, einzig wahre Prophet der Wahrheit ...), außerdem gebe es über eine Reihe von Formulierungen einen Streit zwischen Latifa und dem Übersetzer, den die Sammlung und der deutsche Verlag, der den Katalog produziert, eingesetzt haben. Latifa hat zwar dem Übersetzer, aber nicht mir mitgeteilt, man könne den Text so auf keinen Fall zulassen. Der Übersetzer ist Iraker, arbeitet seit Jahren mit dem Verlag zusammen und versichert, es gebe zwar immer unterschiedliche Auslegungsarten, aber es stünde im Katalog kein Satz, der in der sunnitischen Welt als politisch inkorrekt gelten könnte. Die Zeit drängt, denn der Termin für die Drucklegung ist bereits letzte Woche verstrichen. Wenn nicht in drei Tagen produziert wird, kann Frau Sturzenegger nicht garantieren, dass der Katalog rechtzeitig zur Ausstellungseröffnung (Anfang September) bei uns sein wird.

Frau Sturzenegger kommt nicht wieder auf Usbekistan zu sprechen. Das hier schlägt alle ihre bisherigen Erfahrungen. Ich erhebe mich, sehe ratlos hinüber auf die Miniaturkuh, drücke Frau Sturzenegger die Hand, viel zu lange, und verschwinde durch die Hintertür, um von niemandem gesehen zu werden.

10. Juli

Im Flugzeug lese ich, was Kulturreporter vor ein paar Tagen bei der Eröffnung entdeckt haben. Vor allem vorhersehbare Diskrepanzen: Nobellimousinen mit einem *Golffürsten* und (abends auf dem Empfang) steinreichen Sammlern ("Zürcher Autokennzeichen") und zum Exhibitionismus

neigenden Maskottchen des internationalen Kunstgeschäfts, die nicht wegen der Ausstellung gekommen seien, sondern wegen der Exklusivität der Einladung und dem Hype, den das "neue Eldorado des Kunstmarkts" ausgelöst habe. Scheue emiratische Künstler, deren Werke gegenüber dem Medienglanz der Stadt, aus der sie stammen, in die Defensive gehen und das Publikum ratlos stimmen. Einen jungen, ebenso scheuen Prinzen, umgeben von einer unbeholfenen Korona aus Nachwuchsschranzen.

Das Ganze sei eine Propagandashow des Herrschers, um die internationale kritische Kulturöffentlichkeit in dem Glauben zu wiegen, emiratische Kunst sei frei von Bevormundung und ebenso zeitgenössisch, wie es Kunst aus irgendeinem westlichen Land ist.

Trotzdem glaube ich, der Einsatz von Flying House und der Sammlung Gysin hat sich gelohnt. Zur Eröffnung waren viele neugierige und wichtige Leute da, aus welchen Gründen auch immer. Dass ich in einem Blatt als Zeremonienmeister einer modernen Diktatur bezeichnet werde, bestätigt meine Ansicht über dieses Blatt. Mich ärgert, dass mich solche Kommentare ärgern. Wichtiger ist, wie die Sache am Golf aufgenommen wird. Ob ich das überhaupt erfahren werde?

Ich mache einen Zwischenstopp in Beirut. Seltsamerweise entdecke ich auf dem Steinfußboden vor der Passkontrolle eine feine Spur von noch nicht vollständig getrocknetem Blut. Der Flughafen ist dekoriert mit Leuchttafeln, die den Ankömmling darauf einschwören, sich den Traum vom eigenen Haus im Paradies auf einer künstlichen Insel im Golf drei Flugstunden von hier entfernt zu erfüllen.

Es herrscht im Augenblick jener vage Friede, der seit drei Jahrzehnten der erschöpften Seele dieses Landes hin und wieder auf unbestimmte Zeit eine Ruhepause bringt. Die Stadt zeigt ihre Zerstörungen mit einer geradezu hemmungslosen (oder hilflosen) Offenheit. Vor den Fenstern des vor vier Jahren wiedereröffneten Phönicia Hotels ragt der skelettierte Körper des ehemaligen Holiday Inn empor. Die Gefechte um dieses Hotel sind in die Geschichte der vorletzten Unruhen eingegangen. Überall Einschüsse, manchmal mit geometrischer Präzision auf der Betonhaut arrangiert, die Ornamentik eines Krieges, der weder Anfang noch Ende kennt, sondern nur Unterbrechungen. An mehreren Stellen haben Granaten etagenhohe Löcher hinterlassen. Bis vor wenigen Jahren haben in dieser Ruine palästinensische Flüchtlinge gehaust, und die letzten Schießereien unweit von hier liegen gerade acht Wochen zurück.

Fünf Gehminuten sind es vom Hotel zu einem Beachclub, in dem sich an diesem Samstagnachmittag zu gnadenlos lauter House Music die Happy Few treffen: Mädchen in knappen türkis- und cremefarbenen Bikinis, wie aus 'Vogue' ausgeschnitten, plantschen in Pools und nuckeln an Cocktails, überwacht von Typen, deren aufgepumpte Kapuzenmuskeln wie Körperbehinderungen aussehen. Während der sommerlichen Feuerpause können sie ihre Gier nach Leben und Genuss von der Leine lassen. Von einem zur See hinaus laufenden Bootssteg aus arrangiert sich alles zu einem Bild, das Beirut heute ausmacht. Im Vordergrund die jugendliche Lust nach Selbst-Verschwendung, dahinter die zerschossenen Fassaden aus den verschiedenen Etappen des Krieges. Kulisse für den allerletzten Tanz, bevor die Flieger zurück sind. Kein Wunder, dass mich libanesische Frauen eines bestimmten Alters, verblühte Schönheiten, an die Charaktere von Tschechows Theaterstücken erinnern. Eine sehnsüchtige Müdigkeit in ihren Zügen und Stimmen, ohne Glauben, es könne Hoffnung geben. Ich besuche ein Musikfestival im Sommerpalast des Präsidenten eine Stunde außerhalb der Stadt in den Bergen. Die Fahrt geht durch eine Landschaft wie in der Maremma, vorbei an etliche Straßensperren mit viel Militär. Vor dem Konzert sitze ich mit Christina, einer einheimischen Theaterproduzentin, auf der Terrasse des nahegelegenen Hotels. Wir sprechen über die Möglichkeit eines ähnlichen Festivals bei uns in der Stadt. Ein paar Minuten später deutet sie mit einer Kopfbewegung auf die Leute am Nachbartisch. Der Mann, der sich dort gerade niedergelassen hat, sei ein Minister. Sie rät ernsthaft, es wäre besser, wir würden zahlen und gehen. Nichts sei hier so gefährlich wie die Nähe von VIPs. Von wenigen Ausnahmen abgesehen würden Leute, die Popularität genießen, in der Öffentlichkeit gemieden. Die Gefahr von Attentaten steigt mit der Prominenz.

19. Juli

Es ist wie beim Militär. Ein Satz aus dem Bett, duschen etc. Aus dem Haus, in den Wagen, in den Stau, rudern um die nächste Lücke im fünfspurigen Stop-and-Go, rudern um eine Parkbucht in den Kellern des Emirates Towers. Der kürzeste Weg vom Auto zum Lift führt über eine Seitentreppe, vorbei an Wachleuten und Schaufenstern mit Werbeportraits von jungen weißen Menschen, die sich am Strand über ein halbvolles Glas mit einer farbigen Flüssigkeit beugen,

lächeln und rasant schmale Sonnenbrillen tragen. Von überall her strömen sie durch die Korridore, Hunderte von Nadelstreifenleutnants aus Europa, Arabien und Indien streben ihren Büros zu, mit Aktentaschen, Laptops und Trinkbechern ausgestattet, ein Sunrise-Lächeln umspielt ihre Lippen, der Marmorboden hallt unter ihren Schritten wider. Hinauf geht es, hinauf (in meinem Fall auf den 21. Stock), schon den Computer angeschlossen und hochgefahren und die neuen Mails abgerufen, so um die vierzig sind eingegangen seit dem letzten Check gestern Abend vor dem Abflug.

Foto 025

Dann funktioniert der Server nicht mehr. Ich kann nichts beantworten. Marschhalt in der Etappe. Die Mitarbeiter trudeln ein, Carmen und Latifa und Khalil, durch die schmalen Fenster zwinkert die Morgensonne, ich müsste jetzt mit China telefonieren, mit Salem, mit dem Boss, mit dem deutschen Generalkonsul, vor allem zum Strand gehen. Ich denke an den kleinen Jachthafen von Jumeirah mit den pakistanischen Fischern, die vor ein paar Stunden (das Morgenrot auf den von der Nacht eingetrübten Augen) mit dem Fang zurückgekehrt sind und die Fische an Händler in Deira verkauft haben. Jetzt liegen sie für ein paar Stunden in ihren Tipis und Verschlägen aus Sperrholz und Pappe, bevor sie die Netze für die neue Fahrt am Abend rüsten und sich auf Garkochen Reiscurry zubereiten.

Foto 037

Von dieser Art Produktivität lässt sich im Emirates Tower nur tagträumen. Es gibt keine Neuigkeiten zum Fortgang bei Khor Dubai. Über einen Generaldirektor wird nicht mehr gesprochen. Die Emirates haben vielleicht gar kein Problem mit dieser Stagnation. Um sie herum saust zwar alles hin und her, aber sie sind die Ruhe selbst und lassen es eben sausen. Machen es sausen. Ich müsste längst eingesehen haben, dass man in diesem System niemals besser sein kann als die Leute, von denen man abhängt. Ist der Vorgesetzte eine Pfeife, dann kann man sich noch so sehr anstrengen, man ist auch eine Pfeife. Vielleicht eine freundlichere Pfeife, ordentlichere, verlässlichere, aber eben eine Pfeife.

Für meine Begriffe fehlt es nicht an Freiheit oder Gestaltungsspielraum, sondern an Hierarchie. In einer absoluten Monarchie wie dieser herrscht nicht der Herrscher, sondern der wabernde, deregulierte Hofstaat. Niemand entscheidet *endgültig*.

Versucht man es doch, eine Entscheidung herbeizuführen, hat man gute Chancen, sich in den Augen aller (vor allem der Mitarbeiter) lächerlich zu machen. Die Angst vor der Lächerlichkeit ist groß und macht erfinderisch. Autorität, die man übertragen bekommt, setzt man nicht zum Zwecke des Handelns, sondern zum Zwecke der Darstellung ein.

Latifa hat vor mir Platz genommen. Mit zwei guten Nachrichten: Die Finanzbuchhaltung der Regierung hat gerade bestätigt, das Geld für die Sammlung Gysin angewiesen zu haben. Das Vorwort für den Katalog, das sie für den Boss entworfen hat, ist heute morgen von seinem Büro bestätigt worden. Sie will mit mir vor allem über ihre Übersetzungssorgen sprechen. Ebenso gut könnte sie meinen Rat bei der Auswahl einer neuen Gucci-Abaya erheischen. Ich sehe allerdings ein, dass wir ihre Bedenken ernst nehmen müssen. In gewisser Weise vertritt sie die Stimme des Volkes. Wenn sie Einwände hat, werden sie später auch andere Leute haben. Ich verspreche ihr, eine E-Mail an Frau Sturzenegger zu schicken, sobald der Server wieder funktioniert.

22. Juli

Ein Museum im Chelsea-District, Manhattan, zeigt einem Brief seines Direktors zufolge Interesse daran, 'Dubai Now' bereits in diesem Herbst ins Programm aufzunehmen. Der Salone di Milano fragt an, ob wir in der kommenden Saison bei ihnen ausstellen können. Außerdem erkundigen sich Festivals und Kunsthallen in Lissabon, Paris, Hong Kong und Rotterdam nach ähnlichen Möglichkeiten. Abdulhamid und Frau Sturzenegger haben der Stadt und dem Kulturrat einen unerwarteten Erfolg beschert. Natürlich bräuchten wir noch einmal ein bisschen Geld, vielleicht denselben Betrag wie für Freiburg, um mit 'Dubai Now' nach New York City zu reisen. Schon in diesem Herbst! Frau Sturzenegger hat versprochen, die Organisation zu übernehmen.

Ob er, Salem, das dem Boss klarmachen könne? Anstatt am Telefon zu antworten, taucht er in meinem Büro auf. Die Ausstellung sei kompliziert, sagt er. Ich frage, was er damit meint. Er schaut mich an, als wüsste er, ich hätte die Frage nicht gestellt. Die Resonanz könne doch kaum besser sein, lege ich nach. Abdulhamid habe Interviews gegeben, bremst mich mein emiratischer Kollege ab. Ob ich davon wisse? Ich entdecke zum ersten Mal Falten auf Salems

Stirn. Die Araber, die überraschend im Gefolge von Majed aufgetaucht und ebenso schnell verschwunden sind! Wir müssen aufhören, uns als Opfer zu stilisieren, sagt Salem. Man merkt, den Satz hat er von jemandem übernommen. Abdulhamid habe mehreren internationalen Journalisten gegenüber behauptet, emiratische Künstler würden mit Zensur belegt. Wir dürften die Vorurteile des Westens nicht so billig bedienen. Ich wende ein, dass Abdulhamid damit nichts Neues gesagt hat und sich mit gegenteiligen Aussagen unglaubwürdig gemacht hätte. Die Ausstellung zeige zu viele No-Go-Fotos, wirft Salem ein. Das heiÙe, sie könne nicht an anderen Orten gezeigt werden? Müsse man in Freiburg vorzeitig abbrechen? Mein Gegenüber schüttelt langsam den Kopf. Nein, die Ausstellung bleibt, wo sie ist. Aber erst einmal keine weiteren Städte. Vielleicht sollten wir sie bei uns zeigen. Ich frage ihn, ob er das ernst meint. Wenn es nach ihm ginge, dann sollten wir es so machen.

24. Juli

Gestern wurden in Al Ain neunundvierzig Grad gemessen. Die Hitze saugt die Farben aus Fassaden, Autos und Grünanlagen rund um den Tower. Weißes Leuchten in der Menschenleere. Selbst die hartherzigsten Bauherrn müssen tagsüber die Arbeitszeit verkürzen.

Im Büro des Bosses scheint Aufräumen angesagt zu sein. Da kommt so einiges an den Tag. Zum Beispiel das unerledigte Projekt von Scheich Mansour (wenn man den geklauten Pavillon mitrechnet, sind es sogar zwei). Ich beantworte eine entsprechende E-Mail der Büroleiterin so knapp wie es geht: Solange Khor Dubai nicht initiiert worden ist, kann dieser Vorschlag nicht eingeschätzt werden. Wir brauchen eine Expertise von professionellen Bauleuten. Dass ich das alles schon einmal erklärt habe, vor zwei Monaten ungefähr, erwähne ich nicht.

Die Anfrage erinnert mich daran, dass wir einen Aufsichtsrat haben. Was ist aus Matthieu und Banderas geworden? Aus Mansour selbst?

27. Juli

Von Sommerpause kann keine Rede sein. Jeden Tag prasseln neue Erkundigungen zu diversen Projekten aus dem 52. Stock auf unser Büro nieder. Salem: *I am vulcano but still not erupted*. Behula, die Büroleiterin, schreckt nicht davor zurück, uns Leute zuzuführen, die einen seit Monaten verabredeten Termin mit dem Boss haben.

Wir haben das Vergnügen, zwei Mitarbeiter eines Naturkundemuseums in Houston zu empfangen. Das Wort führt ein Amerikaner asiatischer Abstammung, Lee, mit pomadisiertem Haar, glänzend rosiger Haut und glänzendem, pomadisiertem Grinsen. Er trägt rotweiß gestreifte Hosenträger über dem weißen Hemd und hat das Jackett im Auto gelassen. Von 'Destiny in the Desert' weiß ich, so sehen Boxkampfrichter aus.

“Hallo, Freunde!”, ruft er durch den Sitzungsraum Latifa, Salem, Tarek und mir zu. “Was für eine umwerfende Gelegenheit, euch unser *einzigartiges* Museumskonzept vorzustellen. Ihr wisst natürlich, es gibt viele Naturkundemuseen auf der Welt. *Uns* gibt es nur einmal! Wir wollen euch nicht die Zeit mit wolkigen Konzepten stehlen! Aber eins lasst euch gesagt sein: Das T.Rex NatHist in Houston ist das rentabelste und erfolgreichste Museum seiner Art weltweit. Wir haben die meisten Besucher. (Pause) Die höchsten Einnahmen. (Wieder Pause) Die modernste Ausstellung. Uuund (noch mal Pause) wir brauchen keine Zuwendungen! Wir finanzieren uns selbst! Wie wir das gemacht haben? Passt auf!”

Eine Power-Point-Präsentation läuft an: Die Landkarte der USA, von Texas, das Satellitenbild von Houston mit einem Zoom hinunter auf das T.Rex NatHist. Zahlen und Tabellen folgen, die die weltweite Spitzenstellung demonstrieren (Vergleiche mit New York, London, Paris etc. Lee: “Zuerst waren die Europäer da, gestern kam die Ostküste, heute sind wir dran.” Europa ist demzufolge von vorgestern.). Alles einzigartig. Houston schlägt jeden: bei Besuchern, Einnahmen, Quadratmetern. Vor allem bei Quadratmetern. Denn das T.Rex NatHist ist eigentlich kein Museum, sondern ein Themenpark. Mit viel Spielwiese für texanische Shopper rund um die Neandertaler und Dinos.

Komischerweise macht Lee gleich nach den Statistiken einen Schwenk auf die “Vision Dubai”. Er lässt uns partout nicht in seine texanische Museumsbude reingucken und will stattdessen, dass wir ihm sofort auf seinen virtuellen Naturlehrpfad zur Aufklärung der Golfbevölkerung folgen. Dubai soll ein zweites Houston werden. Ein T.Rex NatHist Dubai hat er im Sinn, der Gute. Die Fernbedienung in der Linken, den Daumen der Rechten unter dem Hosenträgerband, geht es volle Fahrt voraus in die Zukunft der Vergangenheit. Das T.Rex NatHist Dubai ist ein Fleckchen

Wüste von 250 000 Quadratmetern Grundfläche (knapp das Doppelte des Louvre, wenn ich mich zutreffend erinnere), auf dem ein Park der Naturgeschichte entstehen soll. Lee reibt sich die Handballen und führt uns vorüber an urzeitlichen Vulkanen und Pleistozängletschern.

Saurierherden jagen über unsere Köpfe hinweg, wir driften an vorsintflutlichen Riesenfischen vorbei, beklettern das Skelett eines Brachiosaurus brancai, das mit texanischem Akzent berichtet, wie es den Weg in die Wüste am Golf gefunden hat. Habt ihr Jungs so was schon gesehen? – Natürlich nicht.

Ich schiele zu meinen emiratischen Kolleginnen hin und bilde mir ein, Latifa hätte mir ein ironisches Grinsen rübergeschickt. Lee ist jetzt auf dem Höhepunkt: Von der Decke eines eigens zu diesem Zweck errichteten Pavillons hängt ein Globus mit zwanzig Metern Durchmesser: der Stolz des T.Rex NatHist Dubai. Alles, was wir bisher gesehen haben, hätte man auch in Houston haben können. Der Globus ist ein Exklusivangebot an uns. Entwickelt in Kooperation mit NASA und Google, eine dreidimensionale Nachbildung. Die Welt in einer zwanzig Meter großen Google-Nusschale. Drumherum laufen Galerien, auf denen Bildschirme angebracht sind. Diese Bildschirme funktionieren wie Mikroskope. Der Besucher berührt die Schirmoberfläche und tastet sich an seinen Lieblingsangelplatz in den Rockies heran, misst die Wassertemperatur am Strand von Franz-Joseph-Land oder kontrolliert, ob auch niemand unkontrolliert in seinem Schlafzimmer herummacht. Lee führt uns vor, wie man sich an all diese topografischen Einzelheiten heranzoomt, turnt vor der Leinwand von rechts nach links und zurück.

Es ist wie bei Google Earth. Ihr könnt euch auf den Kopf gucken, sagt Lee. Das können wir jetzt auch schon, am Computer, wirft Tarek ein. Jaa, aber das hier ist dreidimensional, Jungs! Strenggenommen müsste ich ihn jetzt unterbrechen, aber Lee kennt wahrscheinlich nur dreidimensional. Derweil ist er bei der Wetterbeobachtung: Wer hat den größten ökologischen Fußabdruck?! Lee merkt zu spät, dass das keine gute Idee war, die Golfregion ist schon auf der Leinwand. O.k., sagt er, das werdet ihr ja bald im Griff haben. Aber hier: Wer hat die größten Erdölvorkommen? Wieder taucht die arabische Halbinsel auf. Lee glänzt jetzt überall, sogar an den Hosenträgern, scheint mir.

Auf der letzten Folie ein Portrait des Herrschers. Unser Kampfrichter will noch schnell zeigen, dass er eine Menge über die Stadt und Seine Hoheit in Erfahrung gebracht hat. Er zitiert Visionen und Strategiepapiere. Eigentlich läuft alles auf das T.Rex NatHist Dubai hinaus. Haben wir über Kosten gesprochen? Aber da muss Lee passen. Der Globus werde auf hundert Millionen

geschätzt (Dollar, Dirham?). Ohne Tiefenanalyse und die entsprechende Marktforschung (inklusive Immobilien) sei eine *seriöse* Kalkulation nicht zu machen. T.Rex NatHist stehe dafür jederzeit zur Verfügung.

Nach einer Stunde und zehn Minuten sind wir fertig. Salem versichert Lee, er habe uns keine Zeit gestohlen, sondern geschenkt. Beruhigt stelle ich fest, dass Salem meine Gemütslage richtig einschätzt, die Sache in die Hand nimmt und Lee ankündigt, Tarek werde sich “sehr bald” mit ihm in Verbindung setzen.

Foto 033 (halbe Seite)

28. Juli

Ich weiß nicht, ob es noch Zufälle gibt, jedenfalls bekommen wir Besuch von Lees Konkurrenz aus London. Man könnte jetzt darüber grübeln, wer besser präsentiert und abgeschnitten hat. Allemal fallen Mentalitätsunterschiede auf. Ist London eigentlich vorgestern? Ich müsste Lee fragen, was nicht recht wäre, weil er nichts wissen sollte von der Konkurrenz. Unser Vergnügen ist dem in einer Peep Show nicht unähnlich. Während die Briten sich ins Zeug legen, achte ich darauf, *wie* sie es machen, und nicht so sehr, was sie machen. Tatsächlich stellen sie uns auch einen einzigartigen Globus vor, der in Zusammenarbeit mit NASA und Google entwickelt worden ist. Sie behaupten nicht, er sei exklusiv für uns erdacht worden. Mentalitätsunterschiede zwischen vorgestern und heute.

Um die Stimmung hochzuhalten, taucht Salem schließlich mit dem Konzeptvorschlag für ein Zukunftsmuseum auf. Natürlich kommt der Vorschlag aus den USA. In China ist man noch nicht so weit, die Zukunft bereits in einem Museum zeigen zu wollen. Bei Heiner Müller steht irgendwo die Frage: Wo ist heute der Morgen, den ich gestern sah? Das war zwar auf die in der späteren Wirklichkeit der DDR entzauberte Vision des Kommunismus gemünzt, aber irgendwie hätte ich nicht übel Lust, die Frage jetzt auch mal zu stellen.

Die *uneigennützig*e Idee ist von der Firma eines Hollywood-Shooting-Stars lanciert worden. Der Mann hat beim Filmfestival im letzten Dezember seine neue Kinoproduktion vorgestellt und die

Gelegenheit ergriffen, der hiesigen Führung seine weit die Grenzen des Filmbusiness überschreitenden Interessen und Talente bekanntzumachen.

Eine Arbeitsgruppe des 52. Stocks, die in den folgenden Monaten an diesem erfolversprechenden, weil selbstverständlich einzigartigen Projekt herumgebastelt hat, scheint nach einer Weile zu dem Schluss gekommen zu sein, professionelle Hilfe wäre wünschenswert, um die Umsetzungsmöglichkeiten des Zukunftsmuseums aus LA auch todsicher zu ermitteln. Man entschied sich für eine der drei weltweit größten Beratungsfirmen, die hier sowieso schon Hundertschaften von Söldnern beschäftigt und dafür bekannt ist, einzigartige Erfahrungen und Expertisen im globalen Wirtschafts- und Politikgeschäft zu haben und ein ebenso einzigartig unbeschriebenes Blatt im Bereich der Kultur zu sein. Einige Monate und sicherlich Hunderttausende Dollar Beratungshonorare später hat man sich im Büro des Bosses unserer erinnert. Winston hatte wahrscheinlich gerade keine Zeit. Oder Behula hat bei den Aufräumarbeiten zufällig die vergilbte Presseerklärung zu Khor Dubai und dem Kulturrat in die Hände bekommen.

Ich schaue mir die Dokumentationen an. Der Nachwuchsphilanthrop aus Hollywood hat vor allem Bildchen zeichnen lassen. Nette Sachen zum Anschauen, was man halt so unter ikonografischer Dildo-Architektur versteht: eine Blase voll heiterer Zukunftsanimationen zu (man könnte sagen) elementaren kulturellen Bedürfnissen auf mindestens 150000 Quadratmetern. Es geht um Essen, Fortbewegung, Einkaufen, Schlafen etc., und für die Darstellung dieser Blaseninhalte zeichnet wahrscheinlich Mr Disney zuständig, der Mann von heute.

Kosten soll das Ganze (den Eigentümer) fast nichts. Die Investition von zweihundert Millionen Dollar ist nach hiesigen Maßstäben in der Tat nichts als Doughnuts und kommt laut Kalkulation der hinzugezogenen Beratungsfirma sowieso im Nullkommanichts wieder rein. Bill Gates und Steve Jobs, Al Gore und der Initiator des Projektes haben ihre Mitarbeit schon zugesagt. Was kann da noch passieren? Wollte etwa jemand anzweifeln, zwei Millionen Besucher pro Jahr bei einem Durchschnittseintrittspreis von 30 Dollar seien zuviel? Die Fläche zu groß? Der Mangel an konzeptioneller Arbeit offensichtlich? Ein oder zwei konkrete Partner für die Entwicklung (von Al Gore natürlich abgesehen) wünschenswert gewesen?

Foto 035

Alles Miesmacherei von vorgestern, sage ich mir am Abend, während ich das Weibchen der beiden Schildkröten so lange mit rohem Schinken füttere, bis es sich ermattet unter eine schwimmende Insel aus Kunststoff fläzt und das inzwischen nur noch halb so große Männchen zum Zug kommen lässt. Das Männchen heißt übrigens Europa, während ich seiner Nachbarin einfach keinen Namen zu geben imstande bin. Ich habe es schon mit Oprah versucht, Armada, Lawine. Nichts hat mich überzeugt.

Im Fernsehen Bilder vom amerikanischen Präsidentschaftskandidaten Obama in Berlin. Man kann sich vor ihm nicht mehr in Sicherheit bringen. Er schaut einen selbst hier am Golf überall an. Je öfter ich ein Gesicht anschauen *muss*, umso energieverer wirkt es auf mich. Dabei ist der Mann für Amerika wahrscheinlich der Richtige. Zum Glück für ihn ist meine Stimme nicht gefragt.

Ist meine Stimme hier gefragt? Im Kulturrat? Zum Beispiel, wenn es um das Zukunftsmuseum geht? Wahrscheinlich nicht wirklich. Denn man ist begeistert auf dem 52. Stock. Sicherlich nicht über das Konzept, denn es gibt bislang keines. Begeistert ist man darüber, dass der Mann aus Hollywood an uns gedacht hat. Und mit ihm ganz Amerika. Die Welt von fast immer noch heute. Und (wenn man auf den Bildschirm schaut) vielleicht sogar auch von morgen.

Vor lauter Begeisterung über diese Zuwendung aus Hollywood hat der Boss also gleich eine Beratungsfirma an Bord geholt, und die haben eine Menge tüchtiger türkischer Nachwuchstalente an die Produktion von hilfreichen Binsenwahrheiten gesetzt. Jetzt haben wir ein Zukunftsmuseum Dubai. Zumindest theoretisch. Man muss mit dem richtigen Pferdchen in die Stadt einreiten, dann schafft man es im ersten Sprung bis in den 52. Stock. Deshalb wird zwar noch lange kein Museum gebaut, aber immerhin Begeisterung geschürt. Nicht zufällig kommen die Pferdchen meistens aus der Welt der unbegrenzten Möglichkeiten. Der Herrscher hat dem Vernehmen nach seine eigenen auch dort stehen. Man mag die Amerikaner hier nicht lieben, aber bestimmt findet man sie einzigartig.

29. Juli

Im Flugzeug nach Amman nimmt ein muslimischer Inder aus der Nähe von Johannesburg neben mir Platz. Auf der anderen Seite sitzt seine Frau. Sie sind beide wahrscheinlich jenseits der

sechzig. Die Frau schaut mich weder an noch sagt sie etwas. Er hat ein vom Indischen Ozean (bilde ich mir ein) gegerbtes Gesicht mit einer langen Nase und engstehenden, auffallend fixierenden Augen. Nach ungefähr einer Flugstunde kommen wir ein bisschen ins Reden. Sie sind auf dem Weg nach Jerusalem. Ich sage ihm, es sei nicht gerade *save* dort. Er: Für Sie (als Europäer) ist es ja nicht so ein Problem. Interessante Vorstellung: Die Suizid-Attacke trifft nur Muslime. Die Gefahr von Terroranschlägen geht seiner Meinung nach von den Israelis aus.

Die Immobilienmesse 'City Scape Middle East' hat mich hierher eingeladen. Ich soll über Khor Dubai referieren. Die Hoffnung stirbt zuletzt, also werde ich versuchen, mit meinem Vortrag der Hoffnung unseres kopflosen Kulturrates eine Stimme zu geben. Vor einem Publikum, das diese Art Bigotterie gewohnt ist: Man stellt Projekte vor, die vielleicht längst in Schubladen oder Papierkörben verschwunden sind. Manchmal weiß man das, manchmal nicht. Manchmal wissen es sogar die anderen. Aber in der Regel protestiert niemand. Im Bauinvestmentgeschäft, zu welchem die Architektur sich verhält wie Dolly Buster sich eben zu Investoren verhält, wird nicht protestiert, da werden Geschäfte gemacht. Ich habe trotzdem eine kleine Attacke vor. Khor Dubai als *inhaltliches* Projekt. *The city is the people* (Shakespeare). Nicht Architektur. Der Taxifahrer fragt mich, ob Autos von Daimler in Dubai so teuer sind wie hier. Tatsächlich sehe ich auf dem Highway vom Flughafen in die Hauptstadt viele Modelle aus den achtziger Jahren, mit dem Landeskennzeichen D am Heck, aber jordanischem Nummernschild. Diese Autos wurden vor zwanzig Jahren in Westdeutschland Türkenmercedes genannt oder Hausmeistermercedes. In Dubai würde man solche Modelle nicht einmal auf Schrottplätzen akzeptieren.

Wir nähern uns der Stadt, die einst auf sieben Hügeln erbaut worden sein soll: Wie ein mäanderndes Labyrinth aus Zehntausenden von hellen Sandsteinwaben liegt Amman in der Landschaft. Nackte Stadt auf karger Kreide. Sie ist eine Anomalie, das fällt schon beim Lesen ihrer Geschichte auf. Es gibt phönizische und römische Ursprünge und Hinterlassenschaften, die königliche Familie leitet sich direkt vom Propheten ab, und doch hat die Stadt im Mittelalter schon einmal aufgehört zu existieren. Anders als die Nachbarstädte Jerusalem oder Damaskus hat Amman keine kontinuierliche Geschichte. Die Gebäude und deren Überreste stammen entweder aus den letzten hundert Jahren oder aus der Zeitenwende. Fünfundachtzig Prozent der Einwohner sind Palästinenser, Iraker, Kuwaitis und Syrer. Die Stadt ist das große

Flüchtlingslager jener Kriege, die rundherum stattfinden. Vielleicht wirkt sie deshalb so müde und sanft. Selbst die Sicherheitskräfte, die mich vor dem Hotel nach Sprengstoffen oder Waffen durchsuchen, schauen mich dabei an, als sammelten sie für ein Spendenhilfswerk.

Auf dem Markt gibt es mehr lebende Katzen als tote Rinder und Hühner. Es riecht nach Tabak, Kümmel und tranigem Fett. Die Stände sind mit Zeltplanen gegen die Sonne geschützt, die Händler lungern im Schatten, nur hin und wieder schreit einer sein Angebot über die seltsam stille Menge hinweg. Fassaden haben handbreite Risse, viele Fenster sind mit Sperrholzplatten oder Teppichen verdeckt. Tauben beherrschen den Luftkorridor über den Gassen. *City Scape*. Auf dem Herflug habe ich in einem Bord-Magazin gesehen, wie dieses üblicherweise Downtown genannte Gelände in ein paar Jahren aussehen soll: Glas- und Stahlfronten über Marmorterrassen, auf denen schlanke Brunnen sprudeln, Malls mit glücklichen Konsumenten (die auf der Werbung keine Gesichter haben). Im Grunde hätte diese Anzeige auch für eines der Immobilienprojekte bei uns am Golf werben können. Die Frage ist, wer sich diesen Mist leisten kann und dafür bezahlen will.

Im Hotel begegne ich überraschend Banderas und Scheich Mansour in der Lobby. Die beiden haben offenbar zusammen geluncht und verabschieden sich gerade voneinander. Der Scheich ist auf dem Weg zum Hof und hat es eilig. Flüchtig drückt er mir die Hand, schaut mich kaum an, fragt, wie es mir geht und knurrt im Weitergehen, wir würden uns sicher bald in Dubai sehen. Banderas baut sich vor mir auf und erklärt, er sei sauer darüber, dass wir ihn nicht in unsere Arbeit einbezögen. Ich nicke und tue so, als könne ich seinen Unmut nicht nur gut verstehen, sondern teilte ihn auch, lenke das Gespräch aber rasch auf den Grund seines Aufenthaltes in Amman.

Das lockert erwartungsgemäß auf. Er wird heute eine *lecture* im großen Auditorium der Universität halten. Die Menschen hier lieben ihn. Seine Webseite ist seit Wochen mit den Zuschriften erwartungsfroher jordanischer Anhänger gefüllt. Ich traue meinen Augen nicht, aber es ist tatsächlich Winston, der sich uns aus der Tiefe der Eingangshalle nähert. Ich erkenne ihn an seinem Gang. Kaum hat er um den Meister einen Halbkreis geschlagen, zieht er das neueste Werk von Banderas in der englischsprachigen Hardcoverausgabe aus der Aktentasche und bittet für seine Tochter um ein Autogramm. Sie, die Tochter, habe *alles* von ihm gelesen. Winston ist

der richtige Mann, um Banderas glücklich zu machen. Der Meister fragt nach dem Alter und dem Namen von Winstons Tochter und schreibt in großen Lettern seine Widmung auf die erste Seite. Winston lugt ihm dabei wie ein Knabe über die Schulter. Der Dichter gibt das Buch zurück, (un)würdigt mich eines knappen Grußes und zieht von dannen.

Winston hat sich auch schon halb weggedreht, fragt jedoch über die Schulter, wie es so geht. Meine Erklärung (City Scape) dauert ihm zu lange. Er besuche im Moment die wichtigsten Festivals und Konferenzen in der Region. Networking. Es klingt aus seinem Mund ein bisschen wie *not working*. Ich nicke ihm zu.

Touitou und Zold stellen ihre Arbeiten vor, Wettbewerbsbeiträge für Projekte in der arabischen Welt. Es handelt sich bei diesen Präsentationen um jene das Laienpublikum noch immer beeindruckenden und zugleich einschüchternden Filmchen, die meist mit einer schwindelnden Vogelperspektive auf eine Stadt beginnen, um dann mit Falkenaugen auf die Baustelle niederzustoßen. Renderings reißen sich an Renderings, in denen immer kühner und statisch weniger wahrscheinlich geformte Bauvolumina vorgeführt werden. Hochglanzcartoons, die sich über die Physik lustig machen.

Dazwischen Talkrunden, an denen sich Leute mit dem globalen Viertelwissen beteiligen, das man auf einem effizient genutzten Interkontinentalflug mit Bezug auf die Spezifik der nächsten Destination anhand von ein paar gegoogelten Quellen erwirbt, um vor Ort Herr der (intellektuellen) Lage zu sein. Diese Art Sprecher versteht es in der Regel, ihr Business-as-usual-Gehabe hinter einer Sympathiebekundung für die Modernisierungsanstrengungen des Organisators zu verbergen und erntet dafür die Dankbarkeit ihrer aufmerksamen lokalen Zuhörerschaft.

Allein ein Amerikaner, bekannt für seine weltweit ausgerichteten Ambitionen, das ihm anvertraute Museumsbrand zu franchisieren, tut der Routine ein bisschen zu viel, kreuzt drei Jahre alte Power Points über seine Spielzeugmuseumsprojekte in Europa und Asien mit Fotos, die ihn mit Hollywoodgrößen auf Motorrädern in der Wüste zeigen. Wir sind nicht Bilbao, ruft ihm jemand aus dem Publikum zu, uns hat es auch ohne euch gegeben! Aber der Mann aus New York wäre nicht, was er ist, wenn er nicht auch darauf eine Antwort hätte: Was heiße da Verwestlichung? Frank Lloyd Wright habe schon in den fünfziger Jahren ein Museum für Bagdad entworfen und die arabische Moderne eröffnet! Es gebe doch gesicherte Anzeichen

dafür, dass die Zeit für eine neue arabische Moderne gekommen sei. Obwohl mit sonorer Stimme vorgetragen, ist das Argument augenscheinlich ein Diskussionskiller. Es gibt im Publikum keine Reaktionen mehr, man zieht sich wieder zurück in diese uneindeutige Dankbarkeit.

Mein eigener Beitrag zu Khor Dubai ist zusammengestoppelt aus Konzeptvorschlägen, Geschichtsstoff, Alltagsermittlungen, Anekdoten, Nachdenken über Missverständnisse und ein paar Vergleichsdaten, die ich mir von Bouman ausgeliehen habe.

So zeige ich eine Folie mit berühmt gewordenen Architekturentwürfen aus den letzten beiden Jahren für Bankhäuser, Stadien und Museen in aller Welt, die allesamt von einem knappen Dutzend ebenso berühmter wie preisgewürdigter Büros stammen. Seltsame Gebilde, nur deshalb an Gebäude erinnernd, weil wir uns dank ihrer Medienpräsenz an diese Formen gewöhnt haben, stehen hübsch nebeneinander auf dieser Folie: eine Diva neben der anderen. Man möchte ihnen gleich Sprechblasen zuordnen, in denen sie sich gegenseitig runtermachen. Die nächste Folie zeigt Beispiele von Entwürfen unbekannter Architekten aus der arabischen Welt. Schon jetzt kann man ahnen, dass das Prinzip ähnlich funktioniert wie bei den VIPs. Auf der dritten Folie stehen dann die berühmten und die nichtberühmten gemischt nebeneinander. Fazit: Es gibt nur noch dem Narzissmus ihrer Schöpfer gewidmete *Icons*, keine Architektur.

Im Anschluss plädiere ich für eine Kultur mit Architektur ohne Ikonen. Dieses Plädoyer ist unmittelbares Ergebnis meiner aktuellen gegenteiligen Erfahrungen (das sage ich aber nicht). Touitou und Zold, die sich vor meinem Vortrag noch ganz in meiner Nähe aufgehalten haben, sind danach mit den anderen Rednern verschwunden. Ich komme mir nicht gerade einsam vor, verstehe aber, dass niemand von den eingeladenen Experten mit mir sprechen will. Man dreht mir den Rücken zu. Es gibt jetzt gewiss einen Empfang im Hotel. Die Herrschaften Sprecher und Diskutanten werden sich nach diesem erschöpfenden Tag in Amman über die Vor- und Nachteile dieser Stadt unterhalten, also über den Taxi- und Hotelservice, und natürlich über die nächsten Projekte, Geschäfte und Wettbewerbe andernorts. Ich sollte da besser nicht hingehen.

Konferenzteilnehmer drücken mir Visitenkarten in die Hand. Ich gebe keine aus und verspreche mich zu melden. Eine Vorsichtsmaßnahme. Mich lässt eine Dame in mittleren Jahren, die hier zu Hause ist, nicht mehr los. Sie erzählt von einem Theater, das hier in der Stadt gebaut werden soll und dessen Architekt heute Abend zu einem Dinner komme, zu dem sie auch eingeladen sei. Sie versichert mir, der Architekt sei Jordanier. Ich sitze schließlich in ihrem Auto (Mercedes anno 1981), fahre wieder durch dieses seltsame Marktviertel, vorbei an einem antiken Amphitheater,

dann geht es durch enge Gassen den Hügel hinauf. Wir stehen in einem Park, der vollgepackt ist mit Skulpturen, zwischen denen sich ein paar Zypressen in den klaren Nachthimmel hinaufstrecken. Ein bisschen wie ein Friedhof. Weiter hinten auf dem Anwesen gibt es ein größeres Haus, dessen Tür sich öffnet, als wir uns zwischen den Laternen nähern. Der ältere Herr, der uns zuwinkt, ist nicht der Architekt, sondern Mamdou, der Gastgeber und einzige Herzog des Landes. Die Dame hat mir auf der Fahrt seine Geschichte erzählt: Mamdou stammt aus einer alten Familie mit riesigen Ländereien im Norden, rund um Golan, die bis vor Kurzem aber nichts wert gewesen sind. Vor ein paar Jahren habe es einmal unerwartet zu regnen begonnen, und unser Gastgeber habe geistesgegenwärtig einen Schirm über den Kopf Seiner Majestät aufgespannt. Was wünschst du für diesen Dienst?, habe der König den Freund gefragt, und da habe jener den Herzogstitel erbeten.

In seinem Haus tummeln sich lokale Künstler und europäische und arabische Diplomaten. Auch der Architekt, der sich mit der Frau des französischen Botschafters in einem so angelegentlichen Gespräch befindet, dass ich ihm nur kurz die Hand drücke. In Mamdous heute Abend verlassener Bibliothek (mit Tausenden Büchern in mindestens vier Sprachen) gibt Signora Tebaldi gerade die Violetta, wie es niemand vor oder nach ihr wieder hingekriegt hat. Da macht es auch nichts, dass die Schallplatte einen Riss hat und dieselbe Stelle endlos wiederholt wird. Ich setze mich auf eine alte Récamiere und schaue die Bilder an den Wänden an: Mamdou mit Hussein im Smoking, mit Hussein in der Bomberjacke, mit Hussein im Dischdasch. Und Mamdou mit wechselnden blonden und schwarzhhaarigen Schönheiten. Violettas Schmelz legt sich auf die Buchrücken, auf die aus dem Salon herüberschwirrenden Partystimmen, auf die ungelöst in meinem Hirn weiterarbeitende Frage, was zum Teufel ich hier eigentlich mache. Addio del passato.

30. Juli

Auf dem Rückflug mit orthodoxen Juden. Royal Jordanian bringt sie nach Dubai, von wo aus sie weiterfliegen werden, natürlich ohne die Emirate zu betreten. Denn das wäre für sie unmöglich. Amman ist eine Art Tränenpalast für den israelisch-arabischen Transitverkehr. Seit ein paar Jahren können Israelis in Jerusalem oder Tel Aviv einen Bus besteigen und sich auf den

Königin-*Alia*-Flughafen von Amman bringen lassen, um von dort Richtung Osten zu fliegen. Früher war diese Himmelsrichtung für Israelis tabu. Wer nach Indien, Japan, China reisen wollte, musste zuerst zurück nach Europa (zum Beispiel nach Rom oder Athen), um von dort gen Osten aufzubrechen.

Jahwes Männer sitzen in der Reihe vor mir. Sie haben ihre Hüte aufbehalten, unter deren Krempe sich links und rechts dunkle, strähnige Locken herausringeln. In der Mitte des Bordbildschirms über ihren Köpfen hängt das Piktogramm eines Flugzeugs mit dem Cockpit nach unten. Während wir in der Luft sind, rückt im Uhrzeigersinn ein Pfeil zusammen mit einem schwarzen Rechteck um das Flugzeug herum von sieben auf elf vor: unsere Position gegenüber der Kaaba in Mekka. Ich weiß nicht, wie den Herren vor mir zumute ist. Vielleicht sind sie in ähnlich banger Stimmung wie einst meine Tante Lisbeth, wenn sie vor dreißig Jahren mit dem Interzonenzug von Westberlin durch die DDR nach Bebra fuhr. Noch seltsamer muss ihnen bei der Ankunft in Dubai zumute sein. Sie betreten ein Territorium, und sie betreten es nicht. Schweben im Niemandsland, bevor sie eine andere Maschine weiterträgt.

31. Juli

Blick aus dem Fenster über die hellglühende Autobahn mit der Hochhauskette. Die Abwesenheit von Leben da draußen saugt andere Bilder an. Ein Greifvogelhorst, von dem aus man irgendwie die *Welt* sieht. Das klingt hybrid, zugegeben, nach Höhenkoller, und hat auch etwas davon. Der ganz gewöhnliche Rappel, der sich in der unangenehm-exklusiven Lage einstellt, von hier oben aus regelmäßig runterzuschauen. Unangenehm, weil aus dieser Perspektive die dürftig aufgemotzte Simulation einer Stadt zugunsten einer Zurschaustellung dessen, was man ein Welt-Terminal nennen könnte, aufgegeben wird: Die einzige, gleichwohl provisorische Ordnung in diesem Aggregat aus Beton, Asphalt, Glas und Stahl sind die Vertikalen der Türme und die Horizontalen der Straßen. Die Türme versuchen zwar, eine Begrenzung herzustellen, einen Innenraum, ein Jetzt von Stadt, aber es gelingt nicht. Hinter ihren kurzen Schatten verläuft sich alles in der die Parallelen des Aggregats verschluckenden Ewigkeit aus Sand und Meer. Die Autobahnen führen überallhin.

Nirgendwohin. Aus der Froschblickrichtung auf Straßenniveau lässt sich zwar die Illusion aufrechterhalten, man werde von einem urbanen Körper umgeben. Hier oben jedoch sieht man hinter die Kulisse. Die Leere der Wüste. In diese Leere ergießt sich die Imagination einer Menschenwelt. So, wie man in die Stadt hinab schaut, schaut die Welt aus ihr zurück. Dieses Fenster hat tausend Panoramen. Obwohl heute hier unten nichts los ist, sie sind da. Die Menschen sind da, in den Straßen, Autos, Büros und Betten dieser Stadt. *Jeder* Stadt. Man hört in diesem Moment des Innehaltens ihre Stimmen, den Schrei ihrer Sehnsüchte, ihrer Gier, ihrer Trauer.

Es gibt keinen Rückzug mehr in die Illusion eines behüteten Zuhause. Ich mag eines Tages diese Stadt verlassen, ihr Blick wird mir nachgehen.

1. August

Yussuf, der Freund aus der Wüste, ruft an und fragt, wann die Ausstellung mit “seinen Leuten” stattfindet. Er meint ‘Muslim Faces’. Das geht ihm nicht aus dem Kopf. Er muss noch sechs Wochen Geduld haben. Zu Beginn von Ramadan geht es los. Die Hauptursache für sein Interesse ist Abdulla. Der Alte, sagt Yussuf, wohnt jetzt in einem Wadi bei Hatta und will noch einmal die Gesichter seiner Vorfahren sehen, bevor er stirbt. Ich frage Yussuf, ob Abdulla sehr krank sei. Nein. Yussuf will wissen, weshalb ich das frage. Ich bin mir nicht sicher, ob wir uns richtig verstehen, das Handy verzerrt Yussufs Stimme. Schließlich legen wir auf, ohne die Sache geklärt zu haben. Ich habe die Beobachtung gemacht, dass Emiraties vom traditionellen Schlag ungern ueber Krankheiten sprechen. Die Wadis von Hatta bestehen aus ein paar kleineren struppigen Oasen in der rauhen Umgebung nackten Kalksteins. Wahrscheinlich sitzt Abdulla in einer Hütte und wartet.

Foto 038

Es gehen Gerüchte um, Klärfahrzeuge verklappten ihre Fracht über heimliche Kanäle ins Meer. Die Fahrer müssen bis zu zwölf Stunden Schlange stehen, um ihre Ladung an der offiziellen Anlage loszuwerden. Sie und ihre Bosse beziehen ihren Lohn je Fahrt. Angeblich sieht sich die Stadtverwaltung außerstande, den Schmutzfinken auf die Spur zu kommen. Von Konspiration

kann keine Rede sein. Selbst in Jumeirah und Umm Suqeim laufen an mehreren Stellen dicke und über lange Strecken gut sichtbare Plastikrohrleitungen vom Strand ins Wasser und stoßen dort graue Ballen aus.

Abenteuertouristen, die um diese Jahreszeit in die Glut reisen, werden anscheinend nicht davor gewarnt, ins Wasser zu gehen. Einige von ihnen hüpfen unbeschwert in die sachte anlandenden Wellenkämme.

2. August

Bei Al Atheem und Arab Properties sind ein paar Leute aus dem Topmanagement wegen Verdachts auf Urkundenfälschung und Untreue verhaftet worden. Steht in 'The Emirates'. In einigen britischen und amerikanischen Zeitungen wird darüber sinniert, ob die Antikorruptionskampagnen (offenbar waren das nicht die ersten Verhaftungen in letzter Zeit) dazu dienten, dem argwöhnischen Ausland gegenüber Rechtssicherheit zu markieren, oder ob interne Machtkämpfe dahintersteckten. Die Möglichkeit, es könne sich einfach um Korruptionsfälle handeln, wie man sie auch in anderen Ländern findet, scheint niemand zu erwägen. Sogar Mitglieder bekannter einheimischer Familien sind unter den Angeklagten.

3. August

Versuch eines Strandgangs gegen Mitternacht. Ebbe und Stille. Aus dem Dunkel schimmern die messingfarbenen Umrisse einer Moschee hervor, weit hinten flimmert unwirklich die Skyline der Sheikh Zayed Road. Einsamer nie. Im Nu klebt mein bis an die Knie reichendes Hemd an der Haut. Osmose am Golf: Luftfeuchtigkeit versus Schweißausscheidung. Ich gehe langsam und komme mir wie ein kurzatmiger alter Mann vor. Die Welt schmilzt zu einem kleinen unbescheidenen Wunsch zusammen: *Get me out of here.*

16. August

Mannheim, Tagung des Goethe-Instituts, bei der ich in letzter Minute für einen zurückgezogenen syrischen Sprecher eingesprungen bin. Ich soll über Khor Dubai sprechen und komme erst kurz vor meinem Auftritt am frühen Nachmittag an. Als ich den Konferenzsaal betrete, folgen etwa achthundert meist jüngere Leute dem Lichtbildervortrag einer asiatisch aussehenden Rednerin über katastrophengeschädigte Dschungeldörfer zu gehen scheint. Die Moderatorin (Deutsche, in den Dreißigern, mit einer dieser asymmetrischen Kurzhaarfrisuren, die besonders durch eine neben dem Auge baumelnde Strähne auffallen) stellt sich zwar nicht vor, bedeutet mir aber, es ginge demnächst los und wir seien in Zeitverzug. Wir hätten anstatt zwei Stunden nur die Hälfte der Zeit zur Verfügung. Deshalb seien keine Gespräche unter den Referenten, geschweige ein Austausch mit dem Publikum vorgesehen.

Erst jetzt bekomme ich die Liste der Redner meines Panels zu sehen: der ehemalige Bürgermeister von Accra, eine Frau aus Rio, die sich mit einer Kulturinitiative beschäftigt, ein Experte in Sachen Bevölkerungsentwicklung aus Mumbai, ein indonesischer Staatssekretär für Kultur und ich.

Wie beim Lesen dieser Liste vermutet, passe ich nicht in diese Runde. Der Afrikaner erzählt, wie er vor ein paar Monaten nach einer Überschwemmung eine aufgebrachte Frau davon überzeugen musste, dass er mit den Flussgeistern wieder einen einvernehmlichen Austausch anstrebe, indem er ihr gestattete, auch künftig tote Anverwandte im Fluss zu versenken. Der Mann aus Djakarta berichtet von Pressure Groups, die mehr Meinungsfreiheit einfordern, die Brasilianerin gehört einer soeben ins Leben gerufenen Arbeitsgruppe zur Resozialisierung von Drogenabhängigen an. Während meines Vortrags überkommt mich plötzlich die Vorstellung, wie die auf den Power-Point-Folien abgebildeten Renderings, Masterpläne und Hochhaussilhouetten von ghanischen Flussgöttern zu Mahnmalen gegen die Dekadenz des Ölreichtums verzaubert werden. Ich versuche mich zu konzentrieren und bin so unvorsichtig zu behaupten, Khor Dubai suche unter

anderem nach neuen Ausdrucksformen der Multikulturalität. Die Leute hier, darunter so bezeichnete Kulturmacher und –manager aus allen Teilen der Welt, müssten eigentlich an solchen Dingen interessiert sein.

Als meine Zeit um ist (nicht überschritten!), setze ich mich brav auf meinen Platz, neben die Moderatorin. Die (anders als bei den Vorrednern) nicht gleich den Nächsten vorstellt, sondern mit einer zappeligen Kopfbewegung ihre Haarliane wie ein Lasso auswirft und darauf ihr Bedauern erklärt, leider keine Zeit zu haben, um mit mir über meine Konzeption *angeblicher* Multikulturalität zu diskutieren. Müsse man doch nur den letzten Human-Rights-Watch-Bericht studieren, um zu begreifen, wie es zum Beispiel um die Rechte von Hunderttausenden Bauarbeiter bestellt sei. Sie persönlich ziehe in Zweifel, dass diese und andere stille Minderheiten, die in Wahrheit die Mehrheit der Bevölkerung ausmachten, in irgendeiner Weise bei diesem Kulturaufbau bedacht würden.

Es gibt auf diese Bemerkung hin nur vereinzelt Applaus aus den letzten Reihen, im Grunde von einem Menschen in schwarzem T-Shirt und mit gelber Baseballkappe, der ein paar andere Leute mitreißt, aber mich wurmt die Dreistigkeit, mit der diese Goethe-Instituts-Gesellschafterin neben mir jede Möglichkeit zur Diskussion zuerst abschneidet, um mich ungestört und öffentlich beifallheischend abzuwatschen und dann rasch an den indischen Wissenschaftler weiterzugeben, der sogleich aufspringt und mit glasigem Blick seine Hausaufgaben erledigt.

Deshalb kann ich mir, als alles vorbei ist und die Referenten sich verabschiedet haben, nicht verkneifen, sie nach ihrer sonstigen Beschäftigung zu fragen. *Freie Journalistin*, gibt sie mit einem lauernden Blick zurück, für Tageszeitungen und Rundfunkanstalten. Ich sage ihr, das passe gut ins Bild, das ich in den letzten Monaten von ihrem Berufsstand gewonnen habe: eine Art Standardpraxis, Antworten parat zu haben auf Fragen, die (zum Beispiel aus Zeitgründen) nicht gestellt werden. Sie will sich jetzt mit mir über die Ungeheuerlichkeiten auseinandersetzen, die sie in dem Human-Rights-Watch-Bericht gelesen hat, kommt aber nicht dazu, weil sich inzwischen die gelbe Baseballkappe nach vorn durchgearbeitet und vor mir aufgebaut hat. Ich solle froh sein, dass es keine Diskussion mit dem Publikum gegeben habe, sonst hätten “wir Sie fertiggemacht!”. Ich grübele unsinnigerweise einen Augenblick darüber nach, wer in diese kollektive Drohung einbezogen ist, entdecke aber nur ein paar junge Frauen, die in der Nähe herumstehen. Ihre Körperhaltung lässt jedenfalls nicht erkennen, sie wollten sich einer Massenempörung gegen den menschenverachtenden Ölimperialismus (verkörpert durch meine

Person) anschließen. Eine von ihnen spricht mich schließlich sogar an und reißt mich aus meinen Grübeleien. Sie heißt Sunny, ist Iranerin, allerdings in Stuttgart aufgewachsen. Sunny hat internationales Kulturmanagement studiert und möchte bei uns ein Praktikum machen. Ich frage, immer nur halb scherzhaft, ob sie sich wirklich mit Menschenrechtsverletzern einlassen wolle. Aber Sunny ist eine durch und durch ernsthafte Frau: Die Ungerechtigkeiten dort unten am Golf zeigten ja gerade, wie wichtig es sei, sich einzumischen und Kultur aufzubauen. Ich würde das gern näher mit ihr besprechen, muss aber mit dem Würdenträger der Stadtverwaltung, der jetzt angerauscht kommt, noch ein paar Freundlichkeiten austauschen. Deshalb gebe ich ihr nur verstohlen meine Karte und ermutige sie, sich noch einmal zu melden, auch wenn wir da unten im Moment keine Praktika planen.

Der Dezernent hat die Streitereien vor dem Podium beobachtet und setzt zu einer vorsichtigen Entschuldigung an. Aber ich winke ab, und das scheint ihn zu erleichtern. Er überbringt Grüße des Oberbürgermeisters, begleitet mich hinaus ins Foyer und überreicht mir dort einen Bildband über die Stadt Mannheim. Ich fühle mich geehrt und bin ein bisschen überrascht.

Aber dann muss ich zum Zug in die Hauptstadt. Unterwegs blättere ich mich durch das Geschenk. Mannheim hat Bürger aus 160 Nationalitäten. Das Innenstadtschema, die Mannheimer Quadrate, sei zwar als Abbild absolutistischer Regierungsform interpretiert worden, hätte die Amerikaner aber nicht daran gehindert, es als Entwurf für den Masterplan von Washington zu verwenden. Und Ende des siebzehnten Jahrhunderts hätte Mannheim als wahrscheinlich erste deutsche und vielleicht europäische Stadt einen ausländischen Bürgermeister eingesetzt. Also nicht bloß Schiller, sondern auch Globalisierung. Möglicherweise gehört das sogar zusammen, nur dass das in Mannheim und Deutschland zu wenige empfinden. Der Band ist reich an interessantem Fotomaterial und wiegt einiges. Gut, dass ich nicht zuerst dem Dezernenten begegnet bin. Ich wäre sonst in der Versuchung gewesen, dem Protestler mit dem Stadtbuch eins über seine Baseballzitrone zu ziehen.

19. August

Berlin. Standesgemaesse Verabschiedung eines Generals. Die Einladung gilt auch für die exotischen Partner am Golf. Habe Salem überzeugt, wenigstens für ein paar Stunden dabei zu sein, und bei der Gelegenheit erfahren, dass er sich verlobt hat! Natürlich werde ich seine Braut nicht kennenlernen, höchstens, wenn sie mit ihm zufällig einmal in einer Shopping Mall an mir vorbeihuscht. Salem ist nach emiratischen Maßstäben mit seinen knapp dreißig Lenzen schon fast zu alt für solche Sachen. Als ich ihm diese Einschätzung mitgeteilt habe, hat er mir ziemlich ernsthaft dargelegt, dass er über Jahre mit einem sehr persönlichen 45-Tage-Syndrom zu kämpfen hatte: Nach sechs Wochen sei seine jeweils heiß entbrannte Liebe zu einer Frau schlagartig erloschen und habe ihn gezwungen, die Beziehung aufzulösen. Diesmal gehe es schon drei Monate. So scheint also auch mit Salem alles ins emiratische Lot zu kommen. Man hat uns geraten, am Abendempfang in der Neuen Nationalgalerie teilzunehmen, die eigentliche Festveranstaltung am Vormittag sehe mehrere längere Reden vor, das wäre Salem wohl nicht zuzumuten. Mir übrigens auch nicht. Ich bin trotzdem neugierig und schleiche mich um kurz vor zwölf in das große Auditorium der Humboldt-Universität. Der Saal ist gestopft voll mit Männern vorgerückten Alters in dunklen Anzügen. Der Vorsitzende des Freundeskreises nennt den General gerade den Arnold Schwarzenegger der deutschen Kunst, was ein kontroverses Kichern und Ächzen unter der Zuhörerschaft hervorruft. Überhaupt sehe ich auf den Gesichtern der Anwesenden weniger Sympathie als eine nervöse Spannung. Weiß nicht, ob diese sich auf den Redner oder den General bezieht. Zu solchen Anlässen können längst kompensiert geglaubte Gefühle der Missgunst oder Bilder der Enttäuschung hochkommen. Der eine hat sich vielleicht irgendwann zurückgesetzt oder zu Unrecht gerüffelt gefühlt, der andere nie aufgehört, an der Kompetenz des nun scheidenden Chefs zu zweifeln. Nach zwanzig Minuten ist der Freundeskreisvorsitzende am Ende und wendet sich nun direkt und mit strahlendem Gesicht dem Ehrengast zu. Der kommt auf die Bühne, sichtlich gerührt, und empfängt aus den Händen des Vorsitzenden (und eines rasch herbeieilenden Assistenten, der im Hauptberuf ein renommierter Anwalt ist) eine A-0-große Mappe mit Zeichnungen und Fotografien Berliner Künstler. Der General vermag kaum zu sprechen, so hoch ist ihm das volle Herz in den Hals gerutscht.

Am Abend treffe ich mit Salem eine gute halbe Stunde nach der festgesetzten Zeit an der Nationalgalerie ein. Wir gehen durch eine Schleuse, zeigen unsere Eintrittskarten und stellen

fest, dass im Saal zu ebener Erde eine Jeff-Koons-Ausstellung gezeigt wird, während die Party im unteren Geschoß stattfindet. Derzeit werden aber wieder Reden gehalten. Da die Treppen nach unten mit Gästen gefüllt sind, wandeln Salem und ich zwischen den bunt durch die Halle verstreuten Koons-Werken herum und warten auf ein Ende der Redezeit. Die Ausstellung versammelt (wie der Prospekt sagt) spektakuläre Produkte aus des Künstlers Zyklus 'Celebration'. Wir beginnen uns zu langweilen, beobachten die immer noch herbeiströmenden Ehrengäste (je später, umso ehrenvoller wahrscheinlich). Vor uns baumelt ein violettes Herz mit goldenen Schleifchen. Ja, diese aufgeblasenen hübschen Spielsachen sind vielsagend zu diesem Abschied arrangiert: die Playstation eines Kunstliebhabers im Ruhestand. Sehr *spektakulär*. Mittlerweile hat der vierte Redner übernommen, man versteht nicht, was da unten gesprochen wird, außerdem nimmt ein ungeduldiges Summen der Gäste zu. Die ersten verlassen erschöpft die Galerie, nachdem sie sich eine Dreiviertelstunde lang vergeblich und unverrichteter Dinge die Beine in den Bauch gestanden haben. Eine ältere kleine Dame im Paillettenkleid und mit viel künstlichem Haar lässt sich indigniert an der Hand eines sehr hochgewachsenen jüngeren Mannes nach draußen bringen. Die Deutschen lieben es zu reden, stimmt's? stellt Salem fest. Da kommt auch Bouman die Treppe herauf. Wir winken uns zu, entschließen uns, gemeinsam irgendwo in der Nähe zu Abend zu essen, lassen den General sausen und landen bei einem Italiener in Schöneberg, der Bocelli heißt, wie der blinde Tenor. Eine gute Dramaturgie. Bocelli und Koons und eine Verabschiedung.

22. August

St. Petersburg sieht beim abendlichen Durchfahren aus wie eine gewöhnliche Stadt. Laternenzeilen zu beiden Seiten der Einfallstraße, ein bisschen Verkehr, ein paar Menschen, Licht in den Häusern und Restaurants. Aus dem Taxi entdeckte ich das Gesicht von Mireille Mathieu. Deren Schnulzen haben meine Kindheit begleitet. Ist das hier eine Fahrt in die

Vergangenheit? Bouman hat mich überredet, eine Konferenz zu besuchen, die die Eremitage in diesen Tagen abhält. Das Thema: Die Zukunft des Universal museums.

Ich steige im Hotel Europa ab, dessen Innenhof mit Glasdach und italienisierenden Fassaden an Mercato, eine Shoppingmall in Dubai, erinnern. Gleich neben der Bar ist eine Harfenistin bei der Arbeit (Harmonien à la Meerjungfrau). Vor ihr steht eine ältere Frau, die ununterbrochen auf die Musikerin einredet und sich dabei vor- und zurückbeugt, als versuche sie die Schwingungen der Harfe in Körperbewegungen zu übertragen.

Auf dem Newskij-Prospekt und an der Moika laden Mädchen hoch zu Pferd zu einem nächtlichen Ritt ein. Nur zu einem Ritt? Die Reiterinnen sehen im Halbdunkel jung und frisch aus, wie Gymnastinnen aus dem Schweizer Jura.

Es ist nicht viel los in der Stadt. Mich zieht es durch die fast menschenleeren Gassen, vorbei an Palästen, deren Eleganz sich auch bei diesem schwachen Laternenlicht dem Gesamtbild unterordnet, bis ich vor dem Winterpalais stehe. Abgesehen von einem Zwiebelturm hinter den Dächern und zwei ausrangierten Linienbussen, die zu öffentlichen Toiletten umfunktioniert worden sind und vor denen sich ein paar Penner herumtreiben, sehe ich nichts als gigantische, einschüchternde Bauten, deren Architekten den Ehrgeiz gehabt haben, Florenz nicht nur nachzuahmen, sondern zu überbieten.

Importierte Baukultur. Hier ist mit aller absolutistischen Macht geklotzt worden. Ich besichtige einen Ort, der wie kaum ein anderer Schönheit und Hybris ehrlich in sich vereinigt.

Cartesianische Ordnung in Gestalt eines weiten, irgendwie muschelförmigen Platzes, in dessen Mitte eine Säule mit dem Kaiser Alexander steht. Irgendwo hinter den hohen, verhangenen Fenstern blinzelt da Vincis Madonna Litta durch das Gespinnst der Jahrhunderte, nicht weit davon befinden sich Raffaels Loggien, unmittelbare Nachempfindung aus Vatikanstadt. Zehntausende von Leibeigenen sind vor dreihundert Jahren bei der Errichtung von St. Petersburg in den Sümpfen geblieben. Die kleine Gasse neben dem Winterpalais heißt Millionnaja. Diese Stadt ist das Produkt einer genialen Idee und rigoroser Menschenverachtung. In gewisser Weise gilt das wahrscheinlich für alle Städte. Aber kaum irgendwo liegt es so offen dar. Wer hat Babel gebaut? Wer St. Petersburg? Wer Dubai? Das Portfolio aus Künstlichkeit, Imitation, Schönheit, Brutalität und Größenwahn ist keine Erfindung von Ölscheichs. Wissen wir eigentlich, wie tief wir in diesem Dilemma aus Idealismus und Gewalttätigkeit drinstecken, wir, die wir beim Anblick der

Piazza San Marco in Tränen ausbrechen und in Rage, wenn wir auf Bilder von den künstlichen Inseln am Golf stoßen?

In und an der Eremitage sieht alles Alte und Erhabene wie gerade frisch hergestellt aus, während die späteren Zutaten aus dem zwanzigsten Jahrhundert (zum Beispiel die Rüschevorhänge aus Kunststoff vor den Fenstern) unangetastet geblieben sind. Die alte Zeit ist jung, die (immer noch anwesende, ehemals) neue Zeit antiquiert. Das gilt auch für die Wärterinnen, durch die Bank Damen in den Sechzigern, die sich (wie jeden Tag) in Schale geworfen haben, als ginge es auf einen Opernball. Tatsächlich summen sogar einige von ihnen vor sich hin. Die Eremitage ist ihr Leben. Und das Leben ist nur der Kunst und deren Pflege wegen lebenswert. Da sieht man, was Nietzsche und russische Museumswärterinnen sowjetischer Schule so alles gemeinsam haben. Nachdem Bouman und seine Mitarbeiter einen Vortrag darüber gehalten haben, wie man das Museum erneuern könnte, ohne in seine bauliche Struktur einzugreifen, gibt es eine Audienz bei Michail Piotrowski, einem jovialen, kleinwüchsigen Herrn mit asiatisch geschnittenen Augen. Von den Sowjetvorhängen abgesehen lässt das Büro erahnen, wie die Bibliothek des alten Fürsten Bolkonski in 'Krieg und Frieden' ausgesehen haben könnte. Wandregale mit bedrohlich dicken Folianten, Portraitbilder mit von der Zeit weich gezeichneten Linien und Farben, Tische und Stühle, auf denen sich Bücher und Post stapeln: ein Ort, an dem Ewigkeit aufbewahrt wird. Aber Piotrowski ist nahbarer als Fürst Nikolai. Wir unterhalten uns über die (Un-)Möglichkeit, ein Reich wie die Eremitage in die Gegenwart zu retten, ohne es an sie zu verlieren. Bouman bewundert, dass sich dieses Museum nicht darüber grämt, unter allen Weltmuseen das mit der kleinsten Besucherzahl bei nahezu größter Ausstellungsfläche zu sein. Sie seien froh, fügt Piotrowski hinzu, heute nicht mehr diesen Massenbetrieb erdulden zu müssen wie zu sowjetischen Zeiten. Ich sage, aus westlicher Sicht sei das eine betriebswirtschaftliche Obszönität. Piotrowski widerspricht nicht. Er muss sich nicht rechtfertigen. Weder vor uns noch vor sonst jemandem. Das Haus, das er (nach seinem Vater) seit Jahrzehnten leitet, ist vielleicht die sicherste Instanz im ganzen Land. Piotrowski zeigt Fotos aus der Belagerungszeit im Zweiten Weltkrieg: der Wappensaal als Feldlazarett umgerüstet. Niemand, nicht einmal ein Investmentbanker, würde es wagen, dieses Haus anzutasten.

Später besichtige ich die Alternativen zu Piotrowskis Reich in der Stadt. Zum Beispiel das Marinski-Theater und das Konservatorium. Immer wieder seltsam, die Ignoranz unter den Kunstsparten. Architekten wissen nichts über Dirigenten und umgekehrt: Boumans Leute haben noch nie von Mariss Jansons gehört, in der Oper weiß kein Mensch, wer Bouman ist.

Am Newskij und in der Umgebung sorgen Banken für den *Strukturwandel*. Schwere Treppen, soeben auf Kredit mit langer Laufzeit erworben und aus der Türkei oder sonstwoher importiert, führen hinauf in die Hedgefonds-Zentralen. Die Eingänge werden von südrussischen Wachleuten und frisch polierten Karyatiden bewacht. An einem Kiosk stehen Coverfotos mit Beckham und Mussorgskij nebeneinander. Da ist ein Mann in den Fünfigern, mit Kugelbauch und Tränensäcken. Er muss früher einmal leidenschaftlicher Gymnastiker gewesen sein, so wie er über einem Kanalgraben auf einer Bohle steht und aus den Knien heraus die Bohle zum Wippen bringt und zugleich in sein Handy schreit. Noch hat er sein eigenes Profil, der russische *bisnismen*.

Überall diese mürbe Kulturlandschaft. In die Jahrhunderte gekommene Fassaden, Museen und Theater mit grünen und grauen Anstrichen, an denen Alter und Dürftigkeit zehren. Sie ächzen unter der neuen Zeit. Der Kapitalismus mag sie nicht besonders. Sonst ginge es ihnen besser. Leisten sie, diese Produktionsstätten des Mehrwertlosen, tatsächlich nur in Diktaturen einen wertvollen Dienst?

1. September

Zurück am Golf. Europa und seine inzwischen dreimal so große Zwangsgattin sind wohlauf. In einem Hotelresort habe ich eine Beckenanlage mit Schildkröten entdeckt. Vielleicht sollte ich sagen *für* Schildkröten. Wahrscheinlich machen die hier auch Urlaub. Vielleicht könnte man etwas Ähnliches bei mir zu Hause nachbauen. Da ich ohnehin zwei Zimmer nie und die anderen wegen nahezu ständiger beruflicher Abwesenheit kaum benutze, werde ich mir die Idee durch den Kopf gehen lassen. Nur die Lumpe sind bescheiden, und Europa samt Schwergewichtsanhang sind keine Lumpe.

Diese Resorts laden zu philosophischem Nachdenken über den Menschenpark ein. Leute lungern mit ihren rotgebrannten Nasenbeinen und in der Hitze ausflippenden minderjährigen

Nachkommen auf Gondeln herum, lassen sich auf grünlich schimmernden Kanälen durch eine Landschaft aus arabischen Palästen und Oasen (Baujahr 2006) treiben, wandeln über nach frischer Farbe, Popkorn und geschäumter Milch riechende Märkte und ruhen, an einer Wasserpfeife mit Himbeergeschmack nuckelnd, auf einer persischen Ottomane am Pool, als sei das alles auch Wirklichkeit. Wenn man gerade aus den Ferien daheim im Harz kommt und dieses Paradies betritt, fragt man sich, was der Westen seinen Leuten eigentlich antut, dass sie sich in dieser Truman-Show so wohl fühlen (und einem selbst, dass es einen hierher verschlagen hat). Vierzehn Tage bin ich ohne verhüllte Menschen um mich herum ausgekommen. Aber ich habe die Emiratis und Saudis auch in unseren Städten ausgemacht. Junge Paare, die Seite an Seite mit todernter Miene die Münchner Maximilianstraße auf und ab schreiten und sich ewig nicht entscheiden können zwischen einem Kostüm bei Rena Lange aus der neuen Herbstkollektion und einem Sommerkleid von Hermès, das gut zu einer Cherokee-Squaw passen würde, wie sie in dieser Jahreszeit massenweise auf den Golfplätzen am Tegernsee zu finden sind. Oder im Hyde Park die lärmigen Großfamilien mit übermütigen, halbwüchsigen Bengeln, die zwischen den Skatern herumschwirren, während die Eltern und Kinderfrauen im Schatten eines Ahorns stoisch darauf warten, dass die kleinen Racker endlich einen von diesen Rollschuhfahrern umnieten. Jetzt also wieder Dschadasch- und Abaya-Ordnung. Wieviel Geld diese Frauen ausgeben für etwas, das sie gar nicht herzeigen! Vielleicht eine besondere Raffinesse dieser Kultur: Distinktion hinter der Uniformität. Bin nicht dahintergekommen bisher. Salem, der seinen meistens weißen Kittel trotz gut gebildeter Statur ungern ablegt, hat mir anvertraut, wie peinlich es für viele übergewichtige Emiratis ist, wenn sie sich ohne die vertraute Schutzhülle im Westen begegnen.

8. September

Latifa, Tarek, jeder redet jetzt von Ramadan und wie unnütz die ganze Vorbereiterei gewesen ist (von Tag zu Tag weniger essen und trinken, am besten erst mittags etwas zu sich nehmen, Gebetszeiten beachten). Wer feiern will, muss leiden. Meine Kollegen dürfen sich das nicht einmal aussuchen. Dennoch, es ist ein Event. Und wie jeder andere hat der Ramadan seine Fans.

Es gibt aber auch eine Menge Leute, die sich bemühen, ihn zu ignorieren. Sie, die Nicht-Muslime, erinnern mich ein bisschen an die Fußballmuffel während der Weltmeisterschaft vor zwei Jahren in Deutschland. Sie wollen den anderen den Spass nicht verderben, aber erst recht nicht daran teilhaben.

Der Tag beginnt mit einem Gebet und Frühstück vor Sonnenaufgang, dann gibt es bis zum Abend nur noch Gebete. Sobald die Sonne hinter den künstlichen Aufschüttungen von The World im Golf abgetaucht ist und jedermann seine abendliche Zwiesprache mit dem Allmächtigen verrichtet hat, geht es in die zum Fastenbrechen vorbereiteten Zelte (oder nach Hause), und dann wird zugeschlagen. Ich habe inzwischen das Zelt neben dem Emirates Tower zweimal besucht. Alles entspricht den Erwartungen: in der Mitte ein monumentales Buffet mit Kasserollen so groß wie Kindersärge, drumherum Sitzgruppen, auf denen (hauptsächlich männliche) muslimische Manager hungern und von Kebab, Schawarma und Spare Ribs nicht genug kriegen können. Die kollektive Völlerei wird von einer libanesischen Band begleitet, die aber so höflich ist, keinen Krach zu machen, dafür viele Pausen, bestimmt, um am Buffet nicht zu kurz zu kommen.

Ein rechtgläubiger Mohammedaner setzt während der Fastenzeit bis zu drei Kilo an. Weil es eine Weile dauert, bis man das alles gegessen und getrunken hat, worauf man tagsüber verzichten muss, sind die Nächte (geht es doch vor Sonnenaufgang schon wieder los) kurz. Obwohl die Arbeitszeiten eingeschränkt sind, kommen die Leute jeden Tag erschöpfter und entnervter ins Büro. Jetzt, wo der heilige Monat allmählich in den Sommer hineinreicht, macht vor allem das Trinkverbot zu schaffen. Eine leise Depression lässt sich über der Stadt nieder.

Die Ungläubigen frönen zwar ihren Gewohnheiten, jedoch in Restaurants und Bistros, deren Fenster und Türen durch Vorhänge vor den schmachttenden und strafenden Blicken der Muslime verhüllt sind. Starbucks & Co lassen sogar zur Hälfte die Jalousien runter. Nur wer es schafft, sich auf Hüftniveau zu bücken, kommt in diesem Monat in den Genuss seines Grande Frappuccino. Zum Glück (für die Caféketten) ist das Durchschnittsalter von Dubai vierundzwanzig. Allerdings soll es vorgekommen sein, dass Restaurants den Anfang des Ramadans vergessen und den üblichen Betrieb fortgesetzt haben. Soviel zur islamischen Identität dieser Stadt.

Foto 040

9. September

Laut einer Mitteilung von 'The Emirates' wird die Eventfirma von Mr Matthieu in vier Wochen mit der Übertragung von Opernpremierer aus der Metropolitan Opera von New York beginnen. Dies sei die erste Veranstaltung dieser Art zur Promotion von klassischer Musik und Oper im gesamten Mittleren Osten. Man rechne mit einem großen Zustrom von Musikfreunden sowohl unter den Touristen, als auch den Einwohnern der Stadt und habe deshalb das Palladium-Theater angemietet, die größte geschlossene Bühne von Dubai. Auf dem Foto ist neben Matthieu auch Winston zu sehen. Sicher ist er der Fachmann im Team und hätte ähnliche Projekte schon in Manila Singapur, Zimbabwe und vielleicht sogar Frankfurt gemacht, wäre die Met nicht erst im letzten Jahr darauf gekommen.

Frau Sturzenegger hat zusammen mit Latifa und Tarek den Ausstellungsaufbau vorbereitet. Morgen reisen die Techniker aus Freiburg an. Die Übersetzungsprobleme mit dem Katalog scheinen gelöst.

Das Büro des Bosses fragt schon wieder nach unserer Meinung zum „Zukunftsmuseum“. Dabei habe ich meine vor dem Sommer abgegeben. Das haben sie natürlich längst vergessen, und jetzt fragt Hollywood vermutlich, wann sie endlich mit Gore, Einstein und Lincoln einrücken können, um das Museum in geeigneter Runde zu lancieren.

12. September

Die Kataloge sind angekommen, dürfen aber den Flughafen nicht verlassen. Das Informationsministerium ist eingeschaltet worden, nachdem man mehrere "Fehler" in Text und Bild entdeckt hat. Latifa ist natürlich stolz. Aber nicht aus Rechthaberei, sondern weil sie "die Wahrheit" ihrer Regierung im voraus gekannt hat. Wenn es um Zensur geht, kann man sich auf sie verlassen. Sie ist sich sicher, die inkriminierten Stellen schon im Übersetzungsstreit zur Sprache gebracht zu haben.

Latifa hat plötzlich einen stattlichen Turm von Katalogen neben ihrem Schreibtisch im Büro. Ihrer Meinung nach dürfe man sich in dieser Situation nicht auf eine Druckerei verlassen. Sie hat beschlossen, zweihundert Bücher selbst (gemeinsam mit Latifa und Tarek) zu verbessern. Nun sind sie am Kleben. Das Ergebnis sieht nicht ganz überzeugend aus, aber immerhin haben wir schon mal Kataloge für die Eröffnung.

13. September

Bei den Aufbauarbeiten und der Hängung von 'Muslim Faces' schaut ein Emiratie zu. Er ist sicherlich über die siebzig, sein weißer Bart sieht ein bisschen zerzaust aus, und die Augen sind von der Sonne rot geblendet. Nach einer Weile nähert er sich Frau Sturzenegger, die gerade dabei ist, das Foto der üppig geschmückten jemenitischen Braut aus dem Jahre 1872 aufzuhängen. Er möchte von ihr wissen, was das Foto kostet. Frau Sturzenegger lächelt nachsichtig und sagt ihm, die Fotos gehörten einer Sammlung an, die nicht verkäuflich sei. Der Alte lässt nicht locker und will partout den Preis für das Brautfoto wissen. Aber er stößt auf Granit: Da sei leider nichts zu machen. Allmählich akzeptiert er die Antwort, geht aber kopfschüttelnd zwischen den Arbeitern herum, die sich an Wänden und Fußböden zu schaffen machen, und murmelt auf Arabisch vor sich hin. Nach einer Weile scheint er verschwunden zu sein, steht aber plötzlich wieder vor Frau Sturzenegger und weiß endlich die Frage, die ihn quält: *Warum stellt ihr die Fotos denn aus, wenn ihr sie nicht verkaufen wollt?*

15. September

In den USA wurde am Wochenende fieberhaft nach einer Lösung zur Rettung der am Abgrund stehenden Investmentbank Lehman Brothers gesucht.

17. September

Die unzensierten Kataloge schlummern in der Druckerei, die sich mit einem Kostenvoranschlag für das Überkleben Zeit lässt, aber die Eröffnung kann dank der Bastelarbeiten von Latifa und Team mit allem Drum und Dran stattfinden. Sowohl Seine Hoheit, Scheich Majed, als auch der Boss geben sich kurz die Ehre. Ich heiße Majed willkommen und bringe meine Hoffnung zum Ausdruck, ihm werde die Ausstellung gefallen. Er, ein bisschen verkrampft: ganz bestimmt. Schon im Wegdrehen setzt er nach: Und wenn nicht, werde ich es Ihnen auch nicht verraten. Der Boss meckert erheitert mit heiserer Kopfstimme. Aber ich habe ihn nie richtig lachen hören, vielleicht kann er gar nicht anders. In der Eingangshalle warten eine Menge Gäste, darunter auffallend viele Emirates. Kaum hat sich herumgesprochen, dass der Scheich gekommen ist, nimmt alles Haltung an und strebt dem jungen Mann eifrig entgegen, als stehe er im Begriff, Shoppinggutscheine zu verteilen. Da bahnt sich der deutsche Generalkonsul einen Weg durch die Menge, was ihm bei seinen geschätzten einsfüfundneunzig keine Schwierigkeiten macht, und erweist Majed seine Honneurs.

Foto 039

Latifa trägt heute Abend eine goldgeschweifte Abaya und ein Tuch in jener Farbe, die der Golf derzeit nach Sonnenuntergang annimmt, hält sich aber wegen der einheimischen männlichen Präsenz im Hintergrund. Einmal sehe ich sie kurz mit Sturzenegger tuscheln. Bestimmt ist der Weg das Ziel solcher Austauschprojekte, und wenn eine forsche Schweizer Museumsmanagerin und diese Wüstenpflanze aus noblem arabischen Hause bei einem symbolisch derart aufgeladenen Anlass nach Wochen *lost in translation* ungeniert konspirieren, dann kann einem gestohlen bleiben, was die kritische Weltpresse zu dem Unternehmen Kultur am Golf abzusondern hat.

Wir haben die Zeit zwischen dem ersten und dem zweiten Abendgebet für die Eröffnung gewählt, die Spanne zwischen Seelenerleichterung und Magenerweiterung, und das scheint eine günstige Stunde zu sein, um auch unter Emirates Kunstinn oder –neugier zu wecken. Man sieht vielen Leuten an, dass sie nicht herbestellt worden sind, sondern aus eigenem Antrieb gekommen. Yussuf winkt mir verstohlen aus der Hüfte zu. Er wirkt wie ein Teenager, auch wegen des gebeugten Mannes an seiner Seite, den er untergehakt hält. Das muss Abdulla sein. In

diesen Monaten wird er fünfzehn Kilo abgenommen haben und wirkt mindestens um ebenso viele Jahre gealtert. Ich bin über ihr Kommen so begeistert, dass ich den Clan um den Scheich verlasse und zu ihnen eile, um ihnen die Hand zu schütteln. Abdulla kann den Kopf nur halb erheben und schaut mich mühsam von unten an. Ich bleibe bei ihnen, während Majed das rote Band durchschneidet und Frau Sturzenegger ein paar Worte zur Begrüßung sagt. Sie führt die Korona durch die Ausstellung, ich mit Yussuf und Abdulla langsam hinter ihnen her.

Am Ende, die hohen Herren sind längst von dannen gezogen, drücke ich Yussuf eine Tasche mit dem arabischsprachigen Katalog und einer Postkartenserie mit den Fotos in die Hand. Yussuf nimmt stolz das Buch heraus, blättert darin und versucht seinen Vater auch dafür zu interessieren. Der guckt mich aber nur mit einem in die Ferne schweifenden Blick an und sagt in seinem gebrochenen Englisch, er habe die Bilder seiner Vorfahren gesehen, so, wie er sich das vor seinem Ende gewünscht hatte. Er brauche den Katalog nicht, denn sie, die Bilder, seien jetzt *in ihm*. Dabei deutet er mit seinem Stöckchen nach oben, als meine er nicht seinen Kopf, sondern den Himmel.

18. September

Zum ersten Mal kommt ein ähnliches Gefühl auf wie in meinem früheren beruflichen Dasein: Heute morgen betrete ich das Büro und tauche ein in jene ausgelassene Stimmung, wie sie mich an Tagen nach gelungenen Opernpremierern umgab. Das Turteln und Palavern unterscheidet sich von der alltäglichen Lebhaftigkeit, da es auf einem nachweisbaren professionellen Ergebnis beruht und gerade das alle so stolz macht: Wir haben gesiegt, allen Widerständen zum Trotz. Allein Salem ist weniger begeistert. Ich halte das für ein Zeichen seiner obersten Regel, grundsätzlich cool zu bleiben, bis er mir ein Zeichen gibt, sich mit mir in mein Aquarium zurückziehen zu wollen. Jetzt fällt mir auf, dass er heute anstelle der gewohnten weißen eine rotweiß gemusterte Guthra trägt.

Da ist mein Rausch auch schon verflogen. Der Boss habe ihm mitgeteilt (im Verlaufe des Gesprächs erfahre ich genauer: mitteilen lassen; wie so oft hat auch mein junger Kollege keinen direkten Kontakt zu den Leuten, die über unser Schicksal entscheiden), dass das Weltmuseum

nur als *Profitcenter* weiterentwickelt werden könne. Ich weiß, dass er meine Meinung, das sei eine unsinnige Entscheidung, unmöglich bestätigen kann, obwohl er sie vermutlich teilt. Immerhin versucht er gar nicht erst, mir zu widersprechen, als ich ihm ausmale, wie die deutschen Museen auf diese Ankündigung reagieren werden.

Jedoch geht es nicht um unterschiedliche Meinungen zu Finanzierungsmodellen von Kultureinrichtungen. Es geht um etwas viel Einfacheres und viel Komplizierteres, um (verletzte) Ehre und Revanche: um *das Prinzip*. Das Prinzip, demzufolge in dieser Stadt die Spielregeln neu geschrieben werden. Da ist ein unverwüstliches Distinktionsritual am Werk, das alles Denken im Emirates Tower beherrscht, sich in allen Verhandlungen, Entscheidungen und Strategien artikuliert und dessen Ursachen tief hineinreichen in die soziokulturelle Vorgeschichte, die diese Leute und ihre Vorfahren mit uns und unseren Vorfahren haben: Der Allmächtige hat ihnen einen großen Reichtum gegeben, *um es dem Westen zeigen*. Ja, sie werden mir nichts verraten, wie Majed angekündigt hat. Sie werden nach ihrem Prinzip handeln, egal, ob eine Sache gefällt oder nicht, wichtig ist oder nicht. Wirklich wichtig ist, dass sie Geld bringt. Um das Prinzip zu bestätigen. Das gilt erst recht, wenn der Beweis angetreten werden soll, dass diese Sache, bei uns unprofitabel, hier profitabel gemacht werden kann. Das ist ihr Stolz. Wer ihn nicht teilt, hat keine Chance.

Salem hat sich längst verzogen, während ich in meiner Wut und Ratlosigkeit vor mich hinschnappe. Die Bilanz dieser Monate ist lächerlich: Eine kleine eingekaufte Ausstellung im International Finance Center. Kein Fortschritt bei Khor Dubai. Kein Theatre Land in Deira, kein Pavillon. Unzählige Projektoptionen und nicht eine auch nur begonnen. Ein Netzwerk von internationalen Partnerschaften im Entstehen, nur ist völlig unklar, wofür solche Partner eigentlich gebraucht werden. Ich reiße ein Blatt Papier vom Schreibtisch, setze mich ans Fenster mit dem Blick auf das tausendfältig wimmelnde Riesenloch der Erweiterung des World Trade Centers und schreibe alle Namen von Organisationen, Künstlern, Agenturen, Architekten auf, mit denen wir in den letzten Monaten in einem ernsthaften Kontakt gestanden haben. Als ich fertig bin, schreibe ich *list of embarrassment* darüber, stecke sie in die Jackentasche und verspüre den Ehrgeiz, diese Liste in den nächsten Tagen zu verlängern.

Scheich Mansour habe ich allerdings ebenso wenig notiert wie das Zukunftsmuseum. Oder sollte das Büro im 52. Stock eine parallele Kulturstrategie aufgebaut haben, mit all jenen von uns zurückgewiesenen Projekten? Gibt es eventuell einen Schattenkulturrat? Glücklicherweise

interessiere ich mich nicht für Konspiration. Wozu auch. Selbst, wenn alles möglich ist, ist es auch lächerlich.

Teile den Deutschen trotzdem in einer ausführlichen E-Mail mit, dass wir über die Finanzierungsmodelle zum Weltmuseum mit der Führung in schwierigen Verhandlungen stehen und es zu längeren Verzögerungen kommen wird.

23. September

Zwischen Latifa und Mona bleibt der Blick stehen. Ich weiß nicht, wieso ich zu ihnen hinschaue. Die Stille ist es, die Totenstille, die plötzlich um uns ist. Die Klimaventilatoren haben sich abgeschaltet. Es ist mehr als nur die akustische Unterbrechung von etwas inzwischen Urvertrautem. Ganz ruhig, sagt Latifa, mehr zu sich selbst als zu den anderen im Raum. Tarek dreht sich halb zu uns herum, mit offen stehendem Mund, die Hand mit dem Handy sinkt herab. Jetzt merken wir es alle. Der Turm *schaukelt uns*. Ein leichtes, wattiertes Zittern, als trieben wir auf sachte bewegtem Wasser. Und es ist die Sanftheit dieser Hin-und-Her-Bewegung, die mich erst einmal mit aller Gewalt auf meinem Stuhl festnagelt und meine Finger kalt und feucht werden lässt. Ganz ruhig, sagt Latifa noch einmal, jetzt aber schon mit einer sich beinahe überschlagenden Stimme. Wir hören Rufe aus den Nachbarbüros, Menschen eilen vorüber, und wieder das unaufdringliche Schwanken.

Carmen wählt die Nummer der Notzentrale, die auf unseren Telefonapparaten angegeben ist. Man sagt ihr, es gebe keine Gefahr, außerdem würde laut Vorschrift bei Erdbeben nicht evakuiert. Wir haben jetzt keine Zeit, die Sinnfaelligkeit dieser Massnahme abzuwaegen, denn mit der nächsten Erschütterung ist kein Halten mehr. Jeder greift nach seinen Sachen und schließt sich der Menge an, die über den Korridor hastet und nach dem Notausgang sucht. Im Treppenhaus mischen wir uns unter die aus den oberen Etagen Flüchtenden. Eine hektische Lustigkeit herrscht unter den Leuten, man ruft sich Witze und Provokationen zu, denen man die Anstrengung anmerkt, das Geschehen nicht an sich rankommen zu lassen. Man stößt aneinander, die Damen stöckeln unsicher von Stufe zu Stufe. Einige tragen Akten und Laptops mit sich

herum, man flüstert ins Telefon oder gackert vor sich hin. Immerhin gerät niemand in Panik. Kollektive Nervosität, überschreitet sie nicht eine bestimmte Schwelle, hilft in der Einsamkeit der Angst. Rempelen sind in Erwartung neuer Beben eine Wohltat.

Foto 036

Auf der Piazza vor dem Boulevard des Emirates Towers haben sich ein paar hundert Leute versammelt, die Menge vergrößert sich rasch. Jetzt, nachdem wir alle in der warmen Nachmittagssonne unter freiem Himmel stehen, entlädt sich ein Schwall von Stimmen, Seufzern und Lachern. Es gibt keine Durchsagen oder Erklärungen vonseiten des Gebäudemanagements oder der Wachmannschaft. Ein paar Nimmermüde haben sich auf einer Parkbank ein Provisorium eingerichtet und setzen ihre irgendwo dort oben im Turm unterbrochene Versammlung fort. Jemand verhandelt am Telefon mit einem Klienten im Ausland und schaut angestrengt auf seinen Computerbildschirm. Nach ein paar Minuten werden die Leute unruhig, nicht, weil sie sich bedroht, sondern in ihrer Arbeit gestört fühlen. Niemand kann sich in diesen Tagen solche Störungen leisten, scheint der wachsende Groll auszudrücken. Die Ersten lösen sich aus der Menge und kehren in den Boulevard zurück. Endlich hat jemand ein Megaphon in der Hand, ruft die Leute zu Gelassenheit auf. Das Beben sei vorüber, man könne das Haus wieder betreten. Wir werden gebeten, uns in Blöcken je nach Etage aufzustellen. Daraus wird natürlich nichts, denn schon strömt alles den Eingängen zu.

27. September

Es hat ein paar Tage gedauert, bis sich die Deutschen auf meine E-Mail wegen der Verzögerungen beim Weltmuseum zurückmelden. Wahrscheinlich müssen sie den Widerspruch erst einmal verarbeiten, von dieser Stadt um Aufschub auf unbestimmte Zeit gebeten zu werden, wo doch Zeit das Einzige zu sein scheint, was es in dieser Stadt nicht gibt. Verunsichert seien sie, sagen mir die Generäle, dass es offenkundig auf unserer Seite nicht weitergehe. Ob ich Unterstützung benötige, zum Beispiel vom Auswärtigen Amt? Wenn die Herren wüssten, dass man hier erst einmal darüber aufklären müsste, was ein Auswärtiges Amt in Berlin ist, ehe man

versuchen könnte, damit Eindruck zu schinden. Das Auswärtige Amt verhält sich zum Emirates Tower wie ein Eiskunstläufer zu einem Schneepflug.

29. September

Der Sommer ist endgültig vorbei, und alle Kulturverkäufer der Welt erinnern sich dieser Stadt und wollen sie (uns) mit Projekten und Ideen beglücken. Ein Scheichtum für eine neue, niemandem zugängliche E-Mail-Adresse! Im Büro geht es drunter und drüber, weil niemand mehr Termine koordiniert. Carmen arbeitet für alle irgendwie gleichzeitig, also irgendwie für niemanden.

Ich gebe über Handy der PR-Chefin eines Pariser Spitzenhotels ein Interview. Die Dame veröffentlicht monatlich ein Bulletin über und für die Gäste ihres Hauses und führt dazu jeweils ein ernstes Gespräch mit einem *beaux parleur*. Aus Versehen hat es diesmal mich erwischt. Wahrscheinlich hat die gute Frau nicht ein Foto von mir, sondern vom Burj Al Arab gesehen. Also reden wir über das 21. Jahrhundert, die Globalisierung, den französischen Strukturalismus und den Beitrag Europas zur Modernisierung des Mittleren Ostens, während ich Carmen Zeichen mache, sie solle nicht zum Mittagessen davonlaufen, weil ich sie gleich brauche. Aber sie versteht mich nicht, und da ist es schon zu spät. Der spanische Botschafter steht mit einer Abordnung von Kunstanbietern in der Tür, und niemand nimmt ihn in Empfang, während mich die Dame am Telefon fragt, ob ich der ehemaligen Gattin des französischen Staatspräsidenten in Dubai schon begegnet sei. Ich eile an den Spaniern vorbei, mit verbissenem Nicken, als sei ich ein Heizungsmonteur, der zu einem Rohrbruch gerufen wird, zucke auf die Frage am Telefon wortlos mit den Schultern und beende das Interview auf dem Korridor.

Am Nachmittag finde ich meinen Wagen von drei anderen zugeparkt. Immerhin haben die netten Zeitgenossen ihre Handynummern an der Windschutzscheibe ihrer Autos hinterlassen. Ich rufe sie der Reihe nach an, werde jedoch nach fünf Minuten nervös, unter anderem, weil neben mir ein Leidensgefährte steht und mir dauernd vorschlägt, endlich die Polizei zu benachrichtigen. Ich bin also nicht in bester Verfassung, als nach weiteren fünf Minuten einer der drei

Parkhausrowdies, ein Inder meines Alters (mit britischem Pass, wie sich später herausstellen soll) aufkreuzt, es bei einem kurzen Nicken bewenden lässt und seinen V8 Lexus-Geländewagen gerade so weit wegbewegt, dass ich einsteigen und aus der Bucht herausschleichen kann. Das Nicken dieses Kerls geht mir dann doch gegen den Strich, und weil er gerade aussteigt und mich mit seinem arroganten Gesicht dabei beobachtet, ob ich ihm auch keinen Kratzer an die galliggelbe Fassade seiner mobilen Trutzburg mache, lasse ich die Fensterscheibe runter und sage ihm, er solle sich beim nächsten Mal gefälligst besser überlegen, wo er sein f... Auto abstellt.

Eine Stunde darauf erhalte ich einen Anruf von der Polizei. Jemand habe gegen mich Beschwerde eingelegt, weil ich das F-Wort benutzt habe. Der nette junge Mann aus dem Parkhaus hat meine Telefonnummer weitergegeben und gepetzt. Ich bin natürlich zerknirscht, aber zugleich stinkwütend, und erkläre dem Offizier, wie es dazu gekommen ist und dass mir ein anderer Erniedrigter und Beleidigter im Parkhaus geraten hatte, gegen den Fahrer des Wagens Anzeige zu erstatten. Worauf ich ja verzichtet habe ... Der Offizier will das aber nicht gelten lassen. Ich solle in die Präfektur kommen.

Stattdessen rufe ich den Typen aus dem Parkhaus zurück. Wir haben uns tatsächlich einiges an den Kopf zu werfen (jedoch unter Vermeidung von F-Wörtern), stellen dann aber fest, dass die Partie patt steht, und entscheiden uns, beide auf weitere Aktivitäten seitens der Polizei zu verzichten.

12. Oktober

Der mir von 'City Scape' in Amman bekannte amerikanische Museumskettenvertreter ist wieder am Zug. Und ich auch. Diesmal heißt die Stadt Hong Kong, die Tagung widmet sich der Zukunft des Designs und ich habe ein paar Anfängergedanken zu dem Thema vorbereitet, ob eine Vergegenwärtigung kunsthandwerklicher Traditionen möglich ist, ohne dem Kitsch oder der Folklore zu verfallen. Für die Golfregion scheint mir das relevant zu sein. Jedermann schleppt seine Schnitte, Entwürfe, Formen, Stoffe, Farben in die Stadt, richtet ein Babylon globaler Architektur, Mode, Technologiegestaltung an, und den Leuten, die das alles anziehen,

bewohnen, darin fahren und daraus trinken sollen, mag es vorkommen wie nachgemachtes Mondgestein. Von der Hand ihrer Schöpfer, der Geschichte ihres Landes und seiner Menschen keine Spur.

Der Kollege aus NYC hat offenkundig keinen Grund dafür gesehen, seinen Vortrag umzuarbeiten. Folie klappt über Folie und entwirft die Umrisse eines weltumspannenden Imperiums für die nach einem gegenwartsorientierten Kunstsoriment angeblich so hungrige neue Welt des Kapitals und der Ideen. Dennis Hopper begleitet den Museumsvertreter wieder auf einem heißen Stuhl durch die Wüste, diesmal ist die Motorradmarke eine Erwähnung wert, denn ihr verdankt die Tagung ihre Existenz.

Später sitzt man in der Lobby des Hotels bei einem Drink. Ein Pritzker-Preisträger der Architektur instruiert einen Pagen, wo er seine fünf Aluminiumkoffer hingebracht haben will. Ich habe heute wieder Dutzende dieser erigierenden und blasenwerfenden Architekturmodellwunder gesehen und bin ziemlich sicher, dass so gut wie nichts mehr von diesen Sachen gebaut werden wird, seit sich der Markt auf den Zusammenbruch vorbereitet. Das Design für das 21. Jahrhundert wird bestimmt völlig anders aussehen, als das, was wir bisher präsentiert bekommen haben, und es tut gut zu wissen, dass noch gut einundneunzig Jahre zur Beweisführung vor uns liegen.

Der Mann aus dem Museumskonzern setzt sich zu mir und wirkt jetzt doch ein bisschen erschöpft. Wie ein Oberkommandeur, der mit seinem Fronteinsatz das Gute will und ganz davon durchdrungen ist, macht er sich Sorgen über die neuen Filialen: Baku, Astana, Vilnius, Athen, Istanbul. In einigen Ländern rechne man mit Unruhen, die Regierung sitze nicht mehr fest im Sattel. Singapur sei ja ganz gut angelaufen, aber sonst gebe es aus dem Fernen Osten keine guten Signale. Möglicherweise wird im Pentagon ähnlich gedacht.

13. Oktober

Ich bin früh wach und lasse die Vorträge von gestern noch einmal an mir vorbeiziehen. Abgesehen von einem Chinesen aus San Francisco und einem Japaner haben nur Leute aus dem

Westen gesprochen. Auch der Mann, der den Golf zu vertreten hatte, kommt aus dem Westen. Wir müssen uns über die Ambivalenz, mit der uns die Araber begegnen, nicht wundern. Natürlich wollen sie unsere Glasperlen, aber sie wissen, dass es Glasperlen sind. Sie wissen sogar, dass wir nur noch Glasperlen haben. Keine Wunderwaffen mehr, nur leicht verderbliche Ware, obwohl sie im Zeichen der Nachhaltigkeit verhökert wird. Unsere Arroganz geht so weit, dass wir jene, die auf dem anderen Kontinent Morgenluft wittern und die durch unsere Schulen gegangen sind, lehren, uns zu verachten und sich zu überschätzen. Alles, um sie weiter an uns zu binden und abhängig zu machen. Nein, was hier im Fernen oder drüben im Mittleren Osten passiert, ist noch kein Anfang von etwas ganz Neuem. Diesen Anfang wird es vielleicht nicht mehr geben. Jede Idee, alles Pathos, jeder Schachzug ist eingesponnen in die klebrige Masse gegenseitiger wirtschaftlicher Abhängigkeit. Die neue Welt wird sich von der alten nicht emanzipieren, sie wird die alte wie eine Schleppe hinter sich herziehen, sich in sie hineinwickeln, bis man das Neue an ihr gar nicht mehr richtig sieht. Es wird keine Unabhängigkeit geben, weder für sie noch für uns.

28. Oktober

Erster Regen. Er kündigt sich dadurch an, dass Salem einen Anruf von seiner Mutter aus Sharjah bekommt, die ihm rät, rechtzeitig aus dem Fenster zu schauen. Regen ist Segen, und der Segen ist tatsächlich nur von wenigen Minuten Dauer, weshalb der Rat von Salems Mutter berechtigt war.

1. November

Gemäss 'The Emirates' hat Seine Hoheit, der Herrscher von Dubai, die Menschen zu Weisheit und Geduld im Umgang mit der Wirtschafts- und Finanzkrise aufgerufen. Fragt sich, wen er damit meint. Abdulhamid etwa, der still in seinem Flying House sitzt, hofft, nicht für seinen illegalen Anbau gerichtlich belangt zu werden, und auf ein ermutigendes Angebot wartet, wo er

die vielen neuen Bilder Hassans lagern kann? Oder den Chef von Arab Properties, der vor einer Woche das Projekt eines neuen höchsten Turms der Welt (eintausend Meter) ausgerufen hat? Den aserbaidischen Hausbesitzer, der vor drei Monaten für viereinhalb Millionen US-Dollar eine Liegenschaft auf der Palme gekauft und jetzt für zwei Millionen zum Verkauf gestellt hat und selbst dann nicht los wird, als er das Angebot um zwei Bentleys aus seinem Stall erhöht? Oder meint Seine Hoheit den Bauarbeiter aus Kerala, der mir vor ein paar Monaten das Polaroid von seinem Vater gezeigt hat?

Al Atheem hat einem Drittel der Belegschaft die betriebsbedingte Kündigung ausgesprochen. Die Mitarbeiter werden in die Personalabteilung gebeten, im Kündigungsschreiben stellt man ihnen einen bezahlten Urlaub in (je nach Dienstgrad) unterschiedlicher Länge über den aktuellen Tag hinaus in Aussicht, und dann bekommen sie zwei Stunden, um ihren Arbeitsplatz zu räumen und betriebswichtige Unterlagen (sowie die Krankenversicherungskarte) zu übergeben. Seitdem erhalten wir Rundmails, in denen sich Mitarbeiter verabschieden. Azad ist auch darunter: Liebe Freunde, dies ist mein letzter Arbeitstag mit Al Atheem. Ich bin weiter unter folgender Adresse in Norwegen erreichbar etc.

4. November

Eine Holländerin wird im Parkhaus einer Shoppingmall erstochen aufgefunden. Die Ermordete war die Frau eines bekannten Bankers und hat offenbar zu viele Juwelen auf sich getragen. Bisher warb man hierzulande mit bis in die letzten Winkel ausgeleuchteter Sicherheit vor Kriminalität. Die Darstellung der Zeitung könnte aber sogar den Verdacht nahelegen, es handle sich um den Mord an einer Prostituierten.

5. November

Aus Gerüchten werden Tatsachen. Die Immobilienpreise sind in den letzten sechs Wochen um ein Viertel gesunken, Bauentwicklungsunternehmen haben Milliarden Verbindlichkeiten, ohne zu wissen, wie sie die decken sollen. Das Grundstück von Theatre Land ist an Scheich Mansour

verkauft worden und soll als Großparkhaus für Luxuswagen geplant werden. Ich kann mich entsinnen, Anfang der neunziger Jahre in Kentucky eine Theatertruppe kennengelernt zu haben, deren Bühne zu einem Parkhaus gehörte und die sich mit den Gebühren über Wasser hielt. Vielleicht klappt es ja doch noch mit der Kulturförderung. Allerdings sind in der letzten Woche auf dem Parkdeck des Emirates Towers sechs herrenlose Porsche Cayennes aufgefunden worden. Die sollen nun versteigert werden. Fragt sich, wer für die Parkkosten aufkommt.

Im Büro herrscht aufgeregte Unterbeschäftigung. Die Aussichten für die bestehenden Projekte sind ungewiss. Wir haben keine Anweisungen oder Informationen erhalten, sind aber vorsichtig bei der Arbeitsplanung. Man könnte sagen, es ist Dienst ohne Vorschrift und ohne Sicherheit, dass er (der Dienst) noch lange fortgesetzt werden wird. Neue Vorschläge werden abschlägig beschieden. Salem scheint mehr zu wissen, als er sagen darf, und wirkt müde und unsicher. Trotzdem erklärt er ungefragt, der Kulturrat sei eine wichtige Organisation der Regierung und werde weitermachen.

11. November

Andras, ein Direktor beim Fiskus, berichtet zum Lunch in einem Schnellrestaurant des Emirates Towers, dass das Geld noch etwa acht Wochen reiche. Die Kreditwürdigkeit der Stadt sei so gering, dass man zu Zinssätzen von zwanzig Prozent leihen müsse. Man habe mehrere Abteilungen in der Behörde zusammengelegt und einen neuen Chef ernannt, der aus Singapur stamme und jeden Donnerstag übers Wochenende zu seiner Frau nach Hause fliege. Der neue Mann habe vier Franzosen engagiert, denen der Ruf vorausgehe, im internationalen Investmentgeschäft über die besten Verbindungen zu verfügen. Die (jungen) Herren sprächen jedoch kaum Englisch und unterhielten sich ungeniert in ihrer Landessprache, in der Annahme, nicht verstanden zu werden. Andras versteht sie aber doch und verfolgt jetzt, wie diese Franzosen den Laden auseinandernehmen und sich dabei amüsieren. Keiner von ihnen, sagt Andras, glaubt, länger als vier Wochen auf dem Posten zu bleiben. Aber bis dahin heißt es, Kohle zu machen.

14. November

Sie sind gestern am späten Abend in der ansonsten verwaisten Halle aufgetaucht, sechs ahnungslose pakistanische Helfshandwerker hoch, ausgestattet mit einem einzigen Schraubenzieher und vier Hämmern, und haben vor den Augen der hilflos lamentierenden Frau Sturzenegger die gesamte Einrichtung des Ausstellungsraumes von 'Muslim Faces' kurzerhand zusammengekloppt. Die Arbeiter müssen seit Wochen keine Frau aus der Nähe gesehen und eine besondere Lust dabei entwickelt haben, die Wände auseinanderzureißen, als sie mitgekriegt haben, welche Gefühlsausbrüche sie bei der armen Kuratorin auslösten. Frau Sturzenegger war aus purer Sentimentalität noch einmal zum Ausstellungsraum ins Eingangsfoyer des Finance Centers zurückgekehrt, nachdem sie mit ihren Mitarbeitern die Fotos abgehängt und sicher verwahrt hatte. Und dann wurde sie Zeugin des Rollkommandos.

Als sie mich endlich anrief und jammernd an den Vorarbeiter weitergab, stellte sich heraus, dass er so gut wie kein Wort Englisch sprach. Ich traf eine Dreiviertelstunde später ein, doch da war das Werk schon vollbracht. Die zersplitterten Wände lagen wie Brennholz vor der Schiebetür aufeinandergestapelt und wurden gerade auf einen Transporter geladen.

Weder Latifa noch Salem können mir erklären, wer den Auftrag für diese sinnlose Zerstörung gegeben hat. Unsere erste und wahrscheinlich auf lange Zeit einzige Spielstätte. Bis gestern bin ich davon ausgegangen, dass wir den Raum im Eingangsfoyer stehen lassen und für spätere Ausstellungen weiterverwenden können. Der Plan sah vor, ihn zu kommerziellen Zwecken zu vermieten, wenn wir ihn gerade nicht selbst brauchen. Jemand hat offenbar anders entschieden, und die Art, wie die emiratischen Kollegen meinen Fragen ausweichen, verrät mir, sie wissen, wer hinter der Aktion steckt.

Viertausend gezählte Besucher, dreihundertelf verkaufte Kataloge, dazu ein paar hundert Plakate und Postkarten an den Mann gebracht. Die Ausstellungswände auf dem Weg in die Entsorgung, knapp fünfzehnhundert Kataloge liegen weiterhin in der Druckerei, auch die Pakete an die VIPs mit den Dokumenten der Ausstellung sind noch nicht verschickt worden, obwohl Latifa mir seit Wochen auseinandersetzt, was sie gerade tut, um den Versand vorzubereiten. Immerhin hat sich ein Privatsammler dafür interessiert, die Fotos bei sich in Kuwait-City zu zeigen.

22. November

Verlassene Autos, Wohnungen, Häuser, Boote, nachrichtenlose Konten, geräumte Büros: Die Moritat des Kapitalismus mag in diesen Tagen überall auf der Welt spielen, aber wahrscheinlich nirgendwo so ehrlich und radikal wie hier. Bis eben hat die Stadt geschluckt, was sie kriegen konnte. Nun spuckt sie aus: Menschen, Material. Die Sonne taucht gegen halb sechs in den Golf ein, und da sieht man sie mit bloßem Auge, die Umrise einer täglich wachsenden Anzahl von Frachtern am Horizont. Sie transportieren Stahl, Glas, Fahrstühle und Keramikplatten und warten auf Einlass in den Hafen einer Stadt, in der bis eben vier Millionen Quadratmeter Baugrund überbaut werden sollten, wofür ein Viertel aller Baukräne der Welt eingesetzt wurden. Flugzeuge werden gechartert, um überflüssig gewordene Arbeitskräfte außer Landes zu schaffen. Man lässt die Männer im Camp antreten, sagt ihnen, sie sollen Arbeitsanzüge und Helme auf einen Haufen legen, und fährt sie zu einem abgelegenen Rollfeld nahe der Wüste. Es muss schnell gehen, denn viele von den Männern haben sich in der Hoffnung auf drei Jahre festen Lohn bei ihren Nachbarn zu Hause verschuldet, um den Job hier zu erwerben. Nun können sie nicht mehr in die Dörfer zurück. Vielen, sagt man, bleibt nur der Selbstmord. Und damit will man hierzulande nicht belästigt werden.

Ich erhalte E-Mails, in denen ich vor der Verwendung von Kreditkarten gewarnt werde, vor Panikverkäufen, vor der Warnung vor Panikverkäufen und vor der Verwendung von Kreditkarten. Im Fahrstuhl des Emirates Towers bricht eine junge Russin in Tränen aus. Sie hat auf Kommissionsbasis Wohnungen und Häuser vermittelt und seit Wochen keinen Dirham verdient. Und dann schreibt mir Danny, ein fünfzigjähriger Amerikaner, den ich einmal auf einer Party im Fairmont Hotel getroffen habe. Danny hat bis gestern für eine taiwanesischen Computerfirma Software eingekauft. Jetzt sitzt er auf einer Dienstreise in Riga fest, weil ihm seine Firma nicht nur gekündigt, sondern auch Telefon und Kreditkarte gesperrt hat. Seine Aufenthaltsgenehmigung gilt noch eine Woche. *The wolves howl at the door*, schreibt Danny. *Need a gardener?*

23. November

Kurz bevor ich ihn vielleicht vergessen hätte, taucht Winston wieder auf. Er sucht nach Salem, denn er habe wichtige Dinge aus Doha von der Eröffnung des Museums für Islamische Kunst mitgebracht. Natürlich darf er mir diese Dinge nicht anvertrauen, immerhin bin ich aber einen Bericht über die Zeremonie wert. Nicht allzu überraschend hat Winston unmittelbar neben Robert de Niro, Ron Wood und Damian Hirst gesessen und den arabischen Hoheiten dabei zugeschaut, wie sie auf dem roten Teppich die Nasen aneinander gerieben und darauf ihren Rundgang durch den Pei-Bau absolviert haben. Natürlich ist Winston begeistert. Von der Zeremonie, und, soweit er es beschreiben kann, auch von dem Museum.

‘The Emirates’ hat durch Nachfrage im Palladium herausgefunden, dass die Kinoübertragungen von Opernpremierer aus New York bereits nach drei Veranstaltungen eingestellt wurden. Die Mitteilung veranlasst eine französische Opernfreundin, mich anzurufen, denn sie weiß es genau: Schon beim Auftakt habe es weder eine Einführung noch ein Programm gegeben, dafür eine Menge leerer Plätze in den ersten Reihen, die man vergeblich für VIP-Gäste freigehalten hatte. Die beiden anderen Übertragungen hätten jeweils um 11 Uhr abends begonnen. Der Saal sei vorher auf 18 Grad runtergekühlt worden, als erwarte man eine Rave-Party, und dann habe es die Uraufführung eines amerikanischen Komponisten und eine ‚Salome‘-Vorstellung gegeben, bei der man augenscheinlich am ‚Tanz der sieben Schleier‘ herumgeschnippelt hatte, um muslimische Besucher nicht zu verunsichern. Derart zarte Seelen habe es aber in keiner der drei Aufführungen gegeben. Die Opernfreundin will auch gehört haben, Matthieu habe sein Büro aufgelöst.

Als ich Salem danach frage, sagt er, man befinde sich in einer Umstrukturierung. Weshalb diese Unsicherheit auf seiner Seite? Aber dann vertraut er mir an, er habe seine Hochzeit verschoben. Nicht wegen des 45-Tage-Syndroms oder dessen Nachwirkungen. Es sei einfach nicht die rechte Zeit.

26. November

Marwan, der Präsident von Al Atheem, soll unter Hausarrest stehen.

27. November

Bouman und Abdulhamid haben eine Lösung für den Platzmangel im Flying House gefunden: *The Shelter*, einen temporären Pavillon am Strand, nicht weit von einem Segelclub gelegen. Sie dürfen bis zum nächsten Frühjahr bleiben, wenn der Scheich, dem das Land dort gehört, seine Meinung nicht ändert.

Ich weiß von Bouman, dass alle Projekte, für die er hier in der Region unter Vertrag genommen worden ist, auf unbestimmte Zeit nicht weitergeführt werden. Der Aufbau eines eigenen Büros in der Stadt und drei Jahre Vorbereitungsarbeit am Golf sind wenigstens vorläufig für die Katz. Ich kann mir vorstellen, dass es um seine Aufträge in Fernost oder Amerika nicht besser steht. Aber zwei Arbeitstage mit den Leuten vom Flying House, und jetzt steht so etwas wie ein Leuchtturm mit Partyzelt auf den Dünen von Umm Suqeim.

Mit den weißen Bartstoppeln, die diesmal sein immer gerötetes, schmales Gesicht aufhellen, sieht Bouman eher wie ein Lotse aus. Fehlen noch Mütze und Uniform. Er führt mich zu seinem jüngsten Meisterwerk, und Abdulhamid und Hassan weichen ihm nicht von der Seite. Von Osten sieht *The Shelter* eher wie eine Schildkröte aus, die neugierig den Kopf in den Himmel streckt. Ich kenne die Haltung von meinen beiden Biestern, wenn ich mit dem Rohfutter am Aquarium auftauche. Der hoch aufragende Teil der Anlage und die Umschalung des Zeltes sind mit ausgemusterten Dhaubrettern zusammengebastelt. Dunkelbraun glänzt der Pavillon dem nahen Wasser entgegen, als ginge es bald zum Stapellauf. Der flache Trakt, runder Grundriss mit nicht

mehr als zwölf Metern Durchmesser, beherbergt einige von Hassans Installationen, die sich mit dem Thema Meer beschäftigen.

Hassan sieht ein bisschen verwirrt aus heute. Das Haar steht ihm seitlich ab wie ein Schirm, und seine Augen gucken wie die eines großen Fisches im Aquarium hinter seinen Brillengläsern hervor. Er nimmt mich am Arm und zeigt mir die ausgestellten Arbeiten: fleckige Taue, Steine umschlingend, wie sie für den Deichbau verwendet werden; Netze, in denen sich Badelatschen und künstliches Strandgut verfangen haben, ein paar Ölbilder mit expressiven oder naiven Ansichten von Brandung und Gischt. Bouman winkt mich hinüber in den zweiten Trakt. Der Turm ist fünf Meter hoch, läuft nach oben konisch zu (mit einer wenige Zentimeter breiten Öffnung an der Spitze) und hat ungefähr denselben Grundriss wie der flache Teil des Pavillons. Hier stehen keine Kunstwerke, sondern ein paar Stuhlreihen vor einem Podest für Theater und Musik. Gestern Abend haben ihn ein paar Somalis mit ihren Drums eingeweiht. Er habe eine gute Akustik.

Foto 042 (ganze Seite)

The Shelter ist bereits aus größerer Entfernung zu sehen, denn so nahe am Strand gibt es sonst keine Gebäude, und das zieht eine Menge Leute an, Touristen und Anwohner, die sich neugierig und verwundert nähern und nicht so recht wissen, was sie davon halten sollen. Abdulhamid hat einen Getränkeverkäufer überredet, seinen Stand gleich nebenan aufzubauen, und tatsächlich lassen sich Besucher mit einer Flasche Grapefruitsaft oder Mineralwasser vor dem Pavillon nieder, nachdem sie sich die Ausstellung angesehen haben, und ziehen immer mehr Publikum an. So hat es also doch noch geklappt mit dem ersten öffentlichen Raum für die Kunst in der Stadt. Auch ohne Kulturrat. Dreihundert Quadratmeter Freiheit am Strand. Bis auf Weiteres. Die Küstenwacht fährt jedenfalls mit gemächlichem Tempo in bulligen Geländewagen an uns vorbei und winkt Abdulhamid aus dem offenen Fenster zu.

28. November

Abdulla liegt im Sterben. Alles wegen einer Erkältung, die er sich draußen in dem Wadi bei Hatta zugezogen hat. Yussuf: Er sieht jetzt aus wie der alte Mann in deinem Katalog. Dort ist ein Beduine abgebildet, mit langem weißen Bart, unzähligen, braunen Runzeln, die Augen weit

aufgerissen, vielleicht wegen des Magnesiumblitzes beim Fotografiertwerden. Der Mann hält sich mit Mühe auf einem Stock, steht mit dem Rücken zu einer Hauswand. Das Innere seiner Augen zeigt nur den Schatten einer Iris, so hell sind sie erleuchtet. Als könne man durch sie hindurch in eine andere Welt sehen.

30. November

Die große Schildkröte ist verschwunden. Mary Jane, die zweimal pro Woche bei mir sauber macht und sich auch während meiner Abwesenheit um die Tiere kümmert, hat immer noch Tränen in den Augen und berichtet, sie habe heute morgen das Apartment auf den Kopf gestellt, ohne unseren Brummer zu finden. Europa sitzt allein auf der künstlichen Insel und streckt traurig das Maul in die Höhe, als rufe er seine monströse Gefährtin. Mary Jane beteuert, weder das Tier aus dem Bassin genommen, noch rund um das Aquarium irgendwelche Spuren entdeckt zu haben. Ich verscheuche den Gedanken, sie habe es in der Dubai Mall an einen der Tigerhaie verfüttert. Natürlich kann sich ein gutes Pfund Schildkrötenlebensgewicht nicht in Luft aufgelöst haben, aber nach ein paar Stunden vergeblicher Suche, einer bestimmt nachdenklich aufgenommenen Erkundigung bei Nachbar Khalil und erfolglosen Spekulationen versuche ich mich an den Gedanken zu gewöhnen, dass **unser Brocken** verschwunden bleibt und es offensichtlich auch unnatürliche Ursachen dafür geben kann.

2. Dezember

Nationalfeiertag. Siebenunddreißig Jahre ist das Land alt geworden. Ich war gestern Abend einer der Letzten im Büro, als kurz vor acht die amerikanische (!) Ausstatterin, die für die Einrichtung des Emirates Towers zuständig ist, mit einem Stapel T-Shirts im Arm in der Tür stand und mir eines davon auf den Schreibtisch legte. Der Spruch auf dem T-Shirt: I love the UAE. Ich habe

ein XXL abbekommen, standesgemäß. Das könnte ich vielleicht sogar über eine Astronautenausrüstung drüberziehen.

Dieses Jahr fällt das Feuerwerk merklich kleiner aus als zu den letzten Nationalfeiertagen, hat mir Salem schon vorher angekündigt. Tatsächlich erinnere ich mich am späteren Abend daran und stelle fest, gar nichts davon bemerkt zu haben. Auch nicht die vielen begeisterungstrunkenen Halbstarken aus dem Emiratie-Nachwuchs, die angeblich zu diesem Anlass sich und ihre Karossen in den Landesfarben einsprühen, mindestens ein Auto zu Schrott fahren und große Lagerfeuer abbrennen. Selbst die öffentliche Parade, für deren Vorbereitung Salem und das Team in den letzten Tagen ausschließlich gearbeitet haben, spielt sich fast klammheimlich an der Strandpromenade ab, ohne dass der Rest der Stadt davon etwas mitbekommt.

3. Dezember

Eid ul-adha. Das große Opferfest gleich nach der Staatsfete. Für uns heißt das eine Woche Ferien. Ich bin also allein im Büro. Der Turm und die Stadt wieder nahezu menschenleer. Denn die Mehrzahl der Heiden lässt es sich nicht nehmen, noch einmal für fünfhundert Euro mit Emirates nach Katmandu, auf die Malediven oder an den Canal Grande zu jetten, solange die Kohle glüht. Und die Gläubigen zollen dem Unaussprechlichen ihren Dienst. Abgesehen von ein paar Touristentaxis und indischen Handwerkern in Toyota-Pritschenfahrzeugen bewegt sich nichts auf der Sheikh Zayed Road. Die Kräne stehen still.

10. Dezember

Salem bittet für sich und seine emiratischen Kollegen um Nachsicht. Der Herrscher habe vor ein paar Tagen seinen Nächsten gesagt: Ihr seid viele Jahre unentwegt gelaufen, es ist der Zeitpunkt für eine verdiente Pause gekommen.

Als Mitglied einer anderen Breitensportvereinigung treibt mich etwas an, jeden Tag die Wegstrecke zu meinem Schreibtisch zu absolvieren und die nach wie vor zahllosen Nachrichten, die sich in meine Mailbox drängen, wenigstens zu öffnen und Einweg-E-Mails (keine Antwort) und Zweiwege-E-Mails (zurückhaltende Antwort) voneinander zu trennen. Das Gleichnis mit

den Läufern und der Pause gefällt mir. Es gibt sie also doch, die beduinischen Wurzeln. Die Karawane ist durch die Wüste der Modernisierung gezogen und hat all diese Entbehungen im Umgang mit der Welt und dem 21. Jahrhundert auf sich genommen, und nun kehrt sie ein in die Oase einer Wirtschaftskrise und wartet und vertraut darauf, dass der Allmächtige bessere Zeiten für sie bereithält.

12. Dezember

"Mein Herr, mache dies zu einer Stadt des Friedens und versorge mit Früchten die unter ihren Bewohnern, die an Allah und an den Jüngsten Tag glauben." (Heiliger Koran 2 /126) Foto 041

Und was wird aus uns anderen? Die Stadt ist immer noch nicht zurück im Geschäft. Die Stille des Feiertags ist einer unwillkürlichen Lähmung gewichen, die im Verlaufe der letzten Woche auch über mich gekommen ist und zu der Erik Satie die geeignete Atmosphäre herstellt, weshalb ich mir seine 'Caresse' zum Mitsummen auf den Laptop geladen habe. In blauen Bürostunden kommt es mir vor, als hätte ich den letzten Flieger verpasst oder sei bei einer Evakuierung vergessen worden. Ich wünsche mir die ausschwingenden Kräne, die knatternden Pressluftmaschinen, die Verkehrsstaus und Massenaufläufe in den Shoppingmalls zurück. Hallo, ist da noch jemand? Diese Ruhe ist unangenehm. Ich bitte um mehr Stress!

Endlich lassen sich Latifa, Mona und Tarek sehen, alle wirken müde, als kämen sie von einer Expedition durch die Berglandschaften von Mussandam. Wahrscheinlich ist es nur der Kater nach einem Chillout im sozialen Trainingszentrum der Familienoase. Carmen wird erst nächste Woche zurückerwartet. Sie besucht ihre Familie in Mumbai.

Die Staatsbetriebe werden umstrukturiert. Al Atheem ist aufgelöst worden. In aller Stille hat man die Büros während der Feiertage geräumt. Marwan soll noch immer unter Arrest stehen. Was wohl aus Mohammed geworden ist, dem jungen Oberlehrertyp, mit dessen nassforschem Telefonat vor gut einem Jahr alles begann? Ich werde sein Schicksal kaum in Erfahrung bringen, denn der Kontakt zum 52. Stock scheint unterbrochen zu sein. Salem erweckt den Eindruck,

keine Instruktionen zu haben und wenig mehr zu wissen als wir alle. Üben wir uns also in Simulationen.

13. Dezember

Das eineinhalb Milliarden schwere Superhotel Atlantis, dessen Eröffnung vor vierzehn Tagen den Veranstaltern zwanzig Millionen US-Dollar wert und so gut ausgeleuchtet war, dass man sie vom All aus beobachten konnte, macht neue Schlagzeilen. Während zur Einweihung die internationalen Medien von Robert de Niro und Charlize Theron berichteten, und die deutschen Medien, Boris Becker habe seine frühere Angebetete wiedergetroffen, hat der südafrikanische Atlantis-Betreiber Kerzner jetzt allen Grund zum Beten: die Auslastung ist so miserabel, dass man die Zimmer für weniger als dreißig Euro pro Nacht verschleudert. Auf eine Monatsmiete hochgerechnet ist das Atlantis jetzt für viele indische und philippinische Niedriglohnempfänger eine ernstzunehmende Alternative zu ihren Einzimmerapartments in Bur Dubai oder Deira.

15. Dezember

Jahresabschlussfeier im angenehm unspektakulären Haus des deutschen Generalkonsuls. Unter den Gästen ein Kameldoktor, der vor fünfundzwanzig Jahren von Wiesbaden hierher umgesiedelt ist. Der Mann, obgleich eleganter gekleidet und wahrscheinlich auch jünger, erinnert mich an europäische Aussteiger, denen ich in den Walddörfern von Kerala begegnet bin, Menschen mit weißem Haar unter Palmen- und Tulpenbaumdächern, die sich in einem Alter jenseits der siebzig allmählich auf ihre Transfiguration vorbereiten. Der Kameldoktor nimmt mir den Vergleich nicht nur nicht übel, sondern gesteht, dass er sich schon Gedanken gemacht hat, was aus seiner sterblichen Hülle einmal werden soll. Denn nach Deutschland will er auch tot nicht zurück. Aber die Stadt und das Land haben keine Friedhöfe für Ungläubige. Er weiß von Leuten, die ihren Toten noch rasch zum Hinduismus haben konvertieren lassen. Sogar das Holz für die Einäscherung müsse importiert werden. Mittlerweile lebe hier aber eine stattliche

Generation von Westlern, die vor Jahrzehnten gekommen sind und sich nun auf das Ende zubewegen. Es gebe Gerüchte, denen zufolge ein Brite ein Bestattungsunternehmen plane. Der Mann habe vor einiger Zeit ein Stück Land erworben und es bereits durch einen Priester in Jebel Ali weihen lassen. Sicher bestehen für diese Branche in den kommenden Jahren bessere Aussichten als für den Immobiliensektor.

Foto 043

20. Dezember

Die Lähmung weicht dem Vorweihnachtsfieber. Zu Hause oder dort, wo das einmal war, steht wieder 'Hänsel und Gretel' auf dem Opernspielplan. Unser Mittelschulnachwuchs tobt durch die von gelbstichigen Kristalllüstern angestrahlten Foyers und Umgänge und zieht entnervte Lehrer hinter sich her, bis die aus DDR-Zeiten erhalten gebliebene Klingel das Ende der Pause ohne Werbung anzeigt und es ans Eingemachte im Hexenhäuschen geht.

Ich werde nicht hinfahren, überhaupt nicht in die Hauptstadt fahren, sondern von Hannover aus hinüber nach Clausthal und von dort in die Berge.

Meine Leute im Büro drücken mir fest die Hände und zwinkern mir zu. Latifa wagt eine ungebührliche Umarmung. Auf Carmens Gesicht stehen Zeichen für eine große Unruhe, wie an mich persönlich gerichtet. Ich gehe zu ihr hinüber und frage, ob alles in Ordnung sei, und weil die anderen zu reden anfangen, fühlt sie sich ermutigt, mit gesenkter Stimme zu antworten: Sie ist besorgt über ihre Zukunft. Wenn die Regierung Kündigungen ausspricht, dann zuerst unter Indern. Wie soll sie dann ihre Leute in Mumbai durchbringen? Meine beschwichtigende Antwort fällt läppisch aus. Wir wissen beide, dass wir nichts tun können.

Salem begleitet mich zum Fahrstuhl. Ich sage ihm, mir käme das ein bisschen wie ein finaler Abschied vor, wo ich doch in vierzehn Tagen zurück sei. Ich weiß, antwortet er und lässt offen, ob sich das auf den Abschied oder die Rückkehr bezieht. Die Büros von Al Atheem sollen uns angeboten werden, fügt er noch hinzu, wie um mich zum Bleiben zu bewegen. Ob wir uns den 37. Stock leisten können? Salem hebt die Schultern, sagt, im nächsten Jahr vielleicht, und grinst mich schief an.

31. Dezember

Europa geht es gut. Carmen hat sich seiner in meiner Abwesenheit angenommen. Im Gaza sterben die Menschen. Öffentliche Silvesterfeiern sind in Dubai abgesagt worden, Feuerwerke nicht gestattet. Die neue Leitung meines ehemaligen Opernhauses will 'Israel In Egypt' wiederaufnehmen und lässt anfragen, ob ich zu einer Diskussion über Palästina und den Mittleren Osten nach Berlin kommen könne.

